

NIMROD

ROMAN

VON

©

MATTHIAS WEIDEMANN

***Blicke in dein Inneres!
Da drinnen ist die Quelle alles Guten,
die niemals aufhört zu sprudeln,
solange Du nicht aufhörst nachzugraben.***

Marc Aurel (121-180 n.C)

RAGNARÖK



"Götterschicksal. Unheilvolles, letztes Geschick der Götter. Das dramatische und grauenvolle Geschehen des Weltunterganges. Die Katastrophe kündigt sich durch moralischen Niedergang, extreme Wetterverhältnisse, wie den drei Jahre währenden Fimbulwinter, und die Verfinsterung der Sonne an."

TAG, SOHN DER NACHT

Oktober 2000 irgendwo in Mecklenburg-Vorpommern

Der Fuchs lag tot in der Ecke des Zimmers. Sein Körper wirkte unnatürlich verrenkt, als wäre er in der Mitte zerbrochen und achtlos weggeworfen worden. Wie ein Ausrufezeichen stand der buschige Schweif vom Hinterteil ab. Die Zähne hatte das Tier gefletscht, die Augen weit aufgerissen. Kaden starrte nur kurz auf das leblose Fellbündel, dann drehte er sich wieder zum Fenster hin.

Der Wald vor ihm versank allmählich in der Dämmerung des kommenden Abends. Die Konturen verschwammen zu einem undefinierbaren Grau. Kaum konnte er noch einzelne Bäume voneinander unterscheiden. Er dachte an die Tiere, und das irgend etwas sie verändert hatte. Diese Aggressivität war erstaunlich, höchst ungewöhnlich. Der pochende Schmerz in seinem bandagierten rechten Arm riß ihn aus seinen Gedanken und erinnerte ihn an die vorangegangene Nacht, als der Dachs in sein Haus eingedrungen war. Zwei Tiere die innerhalb von vierundzwanzig Stunden verrückt gespielt hatten.

Es war sein vierzigster Geburtstag gewesen. Er hatte sich betrunken und dann wie gewöhnlich nicht darauf geachtet, die Haustür abzuschließen. Oft ließ er sie einfach nur angelehnt, wenn er von der Veranda in das Haus ging. Es war hier draußen, weit ab von bewohnten Gegenden, im Gegensatz zur Stadt, auch nicht nötig, Türen abzuschließen.

Der Dachs hatte die angelehnte Tür nur aufdrücken müssen, um sich anschließend ins Haus zu schleichen. Hier er war über den schlafenden Kaden hergefallen. Kadens vom Whisky benebelter Verstand hatte lange gebraucht, bis er begriffen hatte, was sich überhaupt abspielte, daß sich das Tier in seinen Arm verbissen hatte, den er im Schlaf über die Bettkante hatte baumeln lassen. Immer noch klang das wütende Fauchen und Knurren des Tieres in seinen Ohren nach. Kaden segnete insgeheim seine Marotte, stets ein Messer bei sich zu tragen, das er in einem Futteral an den Gürtel seiner Hose geschnallt, stets bei sich zu tragen pflegte. Die Hose hatte er, wie gewohnt vor dem Zubettgehen, achtlos auf den Boden gleiten lassen, als er vom Alkohol betäubt, auf sein Bett gefallen war. Erst als sich das Tier schon fest in seinem Arm verbissen hatte, gelang es ihm, das Messer aus dem Futteral zu ziehen.

Der Dachs erwies sich als außerordentlich streitbarer Gegenspieler. Erst nach dem dritten Stich ins Genick war das tobende Tier mit einem fast menschlichem Seufzer zu Boden geglitten. Kadens Unterarm hatte ausgesehen, als wäre er durch den Fleischwolf gedreht worden. Dabei hatte er noch von Glück reden können, daß der Dachs mit seinen nadelspitzen Zähnen keine Schlagader erwischt hatte. Trotzdem hatte es in seinem Zimmer ausgesehen, als wenn jemand ein Schwein geschlachtet hätte.

Kaden versuchte, seine Gedanken zu ordnen. Seit zwei Jahren lebte er nun schon hier draußen in seinem abgelegenen Haus am Rande des großen Waldes. Und mit Tieren kannte er sich eigentlich verhältnismäßig gut aus. Schon kleiner Junge von vielleicht vier oder fünf Jahre, war er von seinem Vater oft auf dessen frühmorgendlichen Exkursionen mitgenommen worden. Im Wald hatten sie dann manchmal Stunden auf Hochsitzen verbracht und die Tiere des Waldes beobachtet. Sein Vater, der sich immer so sehr gewünscht hatte, ein Jäger irgendwo in den Wäldern Bayerns zu sein, hatte ihm dann Aussehen und Verhaltensweisen der einzelnen Arten erklärt. Darüber hinaus hatte er ihn vor Tieren gewarnt, die sich so verhielten, wie es der Dachs oder jetzt dieser Fuchs getan hatten. Tiere, die tollwütig waren, legten ihre natürliche Scheu vor dem Menschen ab, entwickelten manchmal eine hohe Aggressivität.

Noch am Morgen nach dem Angriff war er zum Arzt ins benachbarte Dorf gefahren, um die Bißwunde, die er nur provisorisch versorgt hatte, ordentlich behandeln zu lassen und dann, als er vor einer halben Stunde nach Hause zurück gekehrt war, hatte er den Fuchs im Arbeitszimmer entdeckt.

Für einige Sekunden hatte er den Eindruck gehabt, als ob das Tier dort auf ihn gewartet hätte. Im ersten Augenblick wollte er nicht glauben, was er da sah. Knurrend hatte das Tier mit gefletschten Zähnen in einer Ecke des Raumes gesessen und ihn angestarrt. Etwas in den Augen des Fuchses hatte Kaden zutiefst beunruhigt. Er konnte nicht genau sagen, was, hätte es aber, wenn es ihm nicht so abwegig erschienen wäre, am ehesten als Haß bezeichnet. Aber konnten Tiere überhaupt bewußt hassen? Konnten Tiere, zumal ein wild lebendes wie dieser Fuchs, eine persönliche Feindseligkeit gegenüber einem ihm völlig fremden Wesen empfinden? Nach Kadens Überzeugung, waren Tiere zu solch subjektiven, zielgerichteten Emotionen, gar nicht in der Lage, da dies viel zu komplex gewesen wäre und nur von lebenswichtigen Instinkten abgelenkt hätte. Tiere waren unbedingt darauf angewiesen, daß sie auf ganz einfache Signale, wie Angst, Erfolg oder zum Beispiel Niederlage reagieren konnten, weil alle anderen Emotionen ihr beschränktes Bewußtsein in einem Maße überfordert hätte, daß sie außerstande gewesen wären, sich auf ihr Überleben zu konzentrieren.

Kaden vermochte sich immer noch ganz genau an das haßerfüllte Leuchten in den Augen des Fuchses zu erinnern, als dieser zum Sprung ansetzte. Kaden reagierte mit einem Reflex. Als er erschrocken zurückwick, bekam eine Hand den an die Wand gelehnten schweren Stock aus Eschenholz zu fassen, den er sonst auf seinen Wanderungen durch den Wald benutzte. Er holte blindlings aus und traf das angreifende Tier mitten im Sprung. Mit einem trockenen Krachen brach das Rückgrat des Fuchses, der zu Boden geschleudert wurde, wo er winselnd liegen blieb und einige Sekunden später verendete.

Immer noch spulte sich dieser Vorgang vor seinem inneren Auge ab, als er sich von dem Tierkadaver abwandte und wieder aus dem offen stehenden Fenster blickte, durch das der Fuchs in das Haus gelangt sein mußte, das er vor seinem Verlassen heute morgen abgeschlossen hatte. Kaden beugte sich nach vorne und bemerkte dabei die Pfotenabdrücke auf der weiß gestrichenen Fensterbank, die sich etwas über einen Meter über ebener Erde befand.

Er sah hinaus. Der Wald vor ihm stand dunkel und schweigend wie eine massive, unüberwindbare Wand. Der Wald war ihm vertraut, war zu seiner zweiten Heimat geworden. Gerne wanderte er stundenlang durch den dichten Mischwald aus Eichen, Birken, Tannen und Lärchen, ließ sich gefangen nehmen von dieser magischen Welt, aus verstohlenen Geräuschen, sich bewegenden stummen Schatten und gut behüteten Geheimnissen. Eine

Welt, der er sich sehr nahe fühlte, weil sie ihn an sein eigenes verschlossenes Wesen erinnerte.

Doch heute konnte er sich einfach des Eindrucks nicht erwehren, als habe sich etwas verändert. Auch wenn er nicht zu sagen in der Lage war, was es war. Und er wurde das Gefühl nicht los, daß etwas dort darauf lauerte, ja angespannt darauf wartete, hervorzubrechen, um sich mit elementarer Wucht hervor zu stürzen. Ein befremdliches, erdrückendes Gefühl, das ihn heimsuchte und auf ihm lastete, ihm den Atem zu nehmen drohte.

Kaden schüttelte ärgerlich den Kopf, brummte vor sich hin und strich sich mit der gesunden Hand über sein stoppeliges Kinn. Seine Augen brannten und mit den Handballen rieb er sie, bis ihm Tränen die Wangen herunter liefen. Müde und mit einem leichten Anflug von Kopfschmerzen schlurfte er in Richtung Bad, wobei er leise vor sich hin murmelte. Hier draußen war es ihm zur Gewohnheit geworden, Selbstgespräche zu führen. Ab und zu, wenn er sich in Gesellschaft befand, was selten genug vorkam, hatte man sich über diese Macke lustig gemacht. Ihm fiel das schon gar nicht mehr auf. Im Bad tastete er nach den Lichtschalter und blinzelte in den Spiegel. Im Schein der Lampe wirkte sein Gesicht bleich und übernächtigt. Er drehte das Wasser auf und begann, sich umständlich mit der unverletzten Hand zu waschen. Das kalte Wasser erfrischte ihn und weckte seine Lebensgeister. Prustend hielt er den Kopf unter den eisigen Wasserstrahl und musterte sich danach erneut im Spiegel.

Er rief sich die letzte Nacht in Erinnerung, als er seinen vierzigsten Geburtstag gefeiert hatte. Wobei gefeiert getrost als Euphemismus bezeichnet werden durfte, wenn man einen einsamen Abend bei einer Flasche billigen Whisky und einer Packung Zigaretten als Feier bezeichnen wollte.

Er grinste sein Spiegelbild herausfordernd an und streckte sich die Zunge raus. Seine Haare, zumindest das, was davon übrig geblieben war, begannen an vielen Stellen grau zu werden und auch seine Bartstoppeln nahmen mit zunehmender Länge einen immer silbriger werdenden Ton an. Die grünen Augen, die sonst schalkhaft blitzten und immer noch den heranwachsenden und zu dummen Scherzen aufgelegten Jungen verrieten, starrten ihn heute trübe und blutunterlaufen an. Sie schienen ihm gemein zuzublinzeln: „Hey, Alterchen. Wie wär’s mal mit Kamillentee und einer Wärmflasche?„

Als er in einem Alter gewesen war, in dem man eitel sein konnte, ohne sich dafür zu schämen, hatte er sich markante Gesichtszüge und stechende Augen gewünscht, in denen ein nie erlöschendes, fiebriges Feuer loderte. Wie gesagt, damals war er noch sehr jung und sehr eitel gewesen. Mittlerweile

hatte er sich mit dem leicht rundlichen Gesicht, in dem er erste Falten zu erkennen vermeinte, sogar angefreundet.

Er schnitt seinem Spiegelbild eine Grimasse, richtete sich auf und posierte vor dem Spiegel, streckte sich und versuchte den Bauchansatz zu übersehen. Er war groß, über einen Meter achtzig. Obwohl man es ihm nicht so richtig ansah, weil er die Angewohnheit hatte, stets gedankenverloren und mit gesenktem Haupt durch die Gegend zu spazieren, so als sei er nach etwas auf der Suche, was er auf dem Boden verloren hatte. Erst, wenn man ihn ansprach und er seinen Kopf hob, langsam und bedächtig, wie ein Seeungeheuer, das auf dem Grunde des Meeres gegrast hatte, merkte man, wie massig und groß er war.

Seinen Geburtstag hatte er nicht aus Selbstmitleid alleine begangen. Dafür gab es im Grunde genommen keinerlei Anlaß. Es ging ihm sogar gut. Materiell gesehen wenigstens. Er hatte lediglich, wie so oft, keinerlei Lust auf menschliche Gesellschaft verspürt, hatte seinen Gedanken nachgehungen, die ihn im Laufe des durchzechten Abends auf immer verschlungenere Pfade entführt hatten, bis Flasche und Zigarettenpackung leer und er voll gewesen waren.

Kaden schmatzte, weil er bei dem Gedanken an letzte Nacht den Geschmack des Whiskys wie ein fades Echo auf seiner Zunge spürte. Er quetschte eine unförmige Wurst aus Zahnpasta auf die Bürste und putzte sich minutenlang die Zähne, wobei er mit Präzision eines Automaten zu schrubben begann. Rauf, runter, seitwärts, rauf, runter, seitwärts. Dieses Ritual half ihm beim Grübeln. Überhaupt hatte es sich herausgestellt, daß sich ständig wiederholende Tätigkeiten, als äußerst förderlich für seine Fantasie herausstellten. Eine monotone Beschäftigung trat sozusagen an die Stelle eines Mantra.

Er erinnerte sich daran, als er wie so oft in seiner Vergangenheit knapp bei Kasse gewesen war und einen Job in einer Reifenfabrik angenommen hatte. Seine Aufgabe hatte darin bestanden, überstehende Gummiteile von Reifen zu entfernen, die frisch aus der Vulkanisierform gekommen waren. Hunderte von Reifen hatte er so an einem Tag bearbeiten müssen. Die Pneus kamen an Haken hängend von der Decke aus den schier unergründlichen Tiefen dieser monströsen Fabrik und wurden ihm, nachdem sie von Kontrolleuren, Sklaven der Industrialisierung gleich ihm, auf Mängel geprüft worden waren, vor die Füße geworfen. Er stand, bewaffnet wie ein grotesker Ritter, mit einem kleinen Messer vor einem Tisch, dessen runde Platte sich drehen ließ. Statt einer Spitze wies sein Messer eine breit endende Klinge mit kleinen, scharfen Zähnen auf.

Reifen auf den Tisch wuchten, den Tisch drehen und das Messer über das Profil gleiten lassen, um die Gummiaustriebe abzuschneiden. Immer die selbe, rituelle Handlung. Und das acht Stunden lang, fast ohne Unterbrechung. Unter dem Dröhnen der mächtigen Maschinen in der Halle und dem allgegenwärtigen Gestank heißen Gummis, hatte er gearbeitet wie ein Roboter. Die Bewegungen waren ihm in Fleisch und Blut übergegangen. Perfekt dazu geeignet, eine andere Maschinerie in Gang zu bringen. Die seiner Phantasie. In dieser Zeit war er mit seinen Gedanken tief in anderen Welten verschwunden gewesen. Nur sein Körper funktionierte mechanisch, wiederholte die immer gleichen Bewegungen zum Stampfen der Maschinen. Wie ein Dynamo lud die Monotonie des industriellen Mantras seine Phantasie auf und wenn er von der Schicht nach Hause gekommen war, hatte er sich an die Schreibmaschine gesetzt und wie ein Besessener geschrieben.

Die absonderlichsten Traumgebilde waren ihm in der Fabrik nur so zugeflogen, als wäre diese Hölle, aus vulkanisiertem Gummi, dem Dröhnen titanischer Walzen und dem babylonischen Sprachgewirr fluchender, schwitzender und stinkender Gastarbeiter ein Brutherd der absonderlichsten Ideen. Bald schon genügte der bloße Gedanke an diese Umgebung, um ihn in eine Art Trance zu versetzen, die ihn förmlich zum Schreiben zwang.

Das war auch die Zeit gewesen, als er mit viel Glück einen Verlag für seine Manuskripte gewinnen konnte. In kurzer Zeit fanden seine phantastischen Geschichten, die in fremden, surrealen Welten spielten und dabei doch von ganz normalen Menschen handelten, die aus der Realität gerissen wurden, reißenden Absatz. Schon nach relative kurzer Zeit hatte es tatsächlich geschafft und war wirtschaftlich unabhängig geworden. Seine Phantasie hatte ihm die Freiheit ermöglicht, von der er sein Leben lang geträumt hatte.

Die Zahnpasta brannte unangenehm auf seiner Zunge und riß ihn aus seinen Gedanken. Er dachte an den Fuchs, der immer noch im Arbeitszimmer lag. Das Tier mußte beiseite geschafft werden. Kaden spülte die Zahnbürste unter dem Wasserstrahl aus, trocknete sein Gesicht ab und ging in die Küche, wo er sich einen Gummihandschuh umständlich über seine gesunde Hand stülpte. Dann ging er in das Zimmer zurück, hob den toten Fuchs auf und trug ihn nach draußen. In der Garage steckte er die Tierleiche in einen Müllsack und warf sie zu dem Dach in den Kofferraum

seines Wagens. Morgen würde er den weiten Weg in die Stadt auf sich nehmen und die Tiere zum Veterinäramt bringen.

Kaden kehrte zum Haus zurück und drehte den Schlüssel zweimal im Schloß. Er versicherte sich, daß alle Fenster geschlossen waren und ließ die Jalousien herunter. In der Küche braute er sich eine Kanne mit starkem Kaffee, die er zusammen mit Zucker und Milch auf ein Tablett stellte, das er in sein Arbeitszimmer trug. Dann stieg er in den Keller hinab. Aus einer Kiste kramte er einen in Segeltuch gehüllten, länglichen Gegenstand hervor, den er behutsam auswickelte. Das Metall des Gewehrlaufes glänzte matt und ölig im trüben Licht der nackten Glühbirne. Es war eine alte Suhler Jagdlinde, Baujahr 1932. Eine zweiläufige Bockbüchsfinte für Schrot und Kugeln. Kaden hatte sie von seinem Vater geerbt, der sie immer versteckt gehalten und gehütet hatte wie einen Schatz, immer in der Hoffnung, daß er eines Tages doch noch den Jagdschein erwerben würde, um die Waffe dann voller Stolz höchst offiziell anmelden zu können. Dazu war es nie gekommen.

Das Gewehrschloß war mit feinen Gravuren verziert, die vom Alter geschwärzt waren und Kaden daran erinnerten, daß er sich schon lange vorgenommen hatte, die Waffe einmal gründlich auf Hochglanz bringen zu lassen. Er liebte schwere, fein gearbeitete Gegenstände aus Metall. Waffen übten eine archaische Faszination auf ihn aus. Manchmal verbrachte er Stunden im Wald, um mit dem Messer oder einer kleinen Axt auf Baumstämme zu werfen. Und er genoß es, wenn die Waffen mit dem typischen satten Geräusch massiven Metalls in das Holz drangen, wo sie leise vibrierend stecken blieben.

Kaden baute die Waffe mit drei eingeübten Handgriffen zusammen und wog sie in den Händen. Aus einer Schachtel, die sich ebenfalls in der Kiste befand, nahm er eine Handvoll Patronen. Er öffnete den Verschuß, klappte den Lauf nach unten, prüfte ihn und lud zwei Patronen. Dann steckte er die restliche Munition in seine Hosentasche und machte sich auf den Weg nach oben. In seinem Arbeitszimmer zog Kaden den Sessel vor das Fenster. Das Tablett mit dem Kaffee stellte er neben sich auf den Boden. Die Waffe legte er auf die Fensterbank.

Inzwischen hatte die Dunkelheit eingesetzt. Ein kräftiger Wind zerrte an den Bäumen vor dem Haus. Kaden legte den rechten Arm auf seinen Schoß und starrte in die Finsternis. Die dunkle Wand des Waldes ragte drohend und sich aufbauschend vor ihm auf. Das Fenster war geöffnet und nachdem Kadens Augen sich an die Dunkelheit gewöhnt hatten, leuchtete die Lichtung vor dem Waldrand wie ein heller Fleck. Er würde sehen, wenn sich

dort etwas tun sollte. Kaden ließ sich gemütlich in den Sessel zurücksinken und schlürfte ab und zu geräuschvoll an seinem Kaffee.

???

2

BIFRÖST

"Und die Himmelsbrücke Bifröst zerbrach unter den Flammen der Feuerriesen. Unter Erdbeben, Sturmfluten und Feuer ging das Leben auf der Erde zugrunde. Die Erde brach auseinander. Die Sonne und die Gestirne stürzten ins Meer, und alles versank in diesem schauerlichen Weltuntergang."

TRAUMZEIT

„Share my dreamtime....“

The Strangers

Wütend trieb der Wind Wolkenfetzen vor sich her, die aussahen, wie eine Meute fliehender Fabelwesen, hinter denen die Sichel des Mondes argwöhnisch hervor lugte, um die Lichtung vor dem Haus mit Kaskaden fahlen Silbers zu übergießen. Das Licht selber schien aus Schatten geboren, die alles ineinander verschwimmen ließen.

Kaden stand auf einer weiten, vom Mond beschienen Wiese. Vor ihm, auf einem Hügel, ragte ein riesiges Steintor auf. Die Toröffnung blieb in undurchdringliches Schwarz getaucht und doch wußte er mit absoluter Gewißheit, daß irgend etwas darauf wartete, durch dieses Tor zu schreiten. Kaden hörte ein Knirschen. Aus dem Gemäuer löste sich ein großer Steinbrocken und fiel mit einem dumpfen Klatschen auf die Wiese.

Er erwachte und fuhr mit einem Ruck auf. Der Wind hatte das Fenster zugeschlagen. Kaden beugte sich nach vorne und öffnete es wieder. Müde blinzelte er in die Dunkelheit und nahm einen Schluck von dem jetzt kalten Kaffee, als er stutzte. Auf der gesamten Lichtung, die sonst schwarz vor ihm lag, schimmerten kleine Lichter. Es dauerte eine Weile, bis er merkte, daß die Lichter Augenpaare waren, die sich im schwachen Mondlicht widerspiegelten. Langsam richtete Kaden sich im Sessel auf. Etwas faßte an sein Herz und unmerklich sog er den Atem tief ein. Eine massive Empfindung, ihn bis in sein Innerstes erschütternd, brandete von der Lichtung zu ihm herüber. Er kämpfte mit der Übelkeit, die in ihm aufstieg. Der ganze Platz war voller Tiere. Aus der dunklen Masse löste sich ein massiger, schwerer Körper. Ein wuchtiger Keiler trabte mit arroganter Lässigkeit auf das Haus zu und blieb unmittelbar vor der Toreinfahrt stehen. Kaden hob das Gewehr. Den Lauf auf den Fenstersims gestützt, hatte er das Tier genau im Visier. Der Wind hatte sich mittlerweile gelegt. Kaden merkte, daß sich seine Nackenhaare aufstellten, ihn fror. Es war deutlich zu hören, wie das Tier prüfend Luft durch den Rüssel einsog und in seine Richtung witterte. Kaden erschrak, als der Keiler mit einer kurzen, kraftvollen Bewegung seines wuchtigen Kopfes gegen das Holzgatter des Hoftores stieß. Das Tor hielt dem Angriff stand.

Der Keiler drehte ab und mischte sich wieder unter die Tiere auf der Lichtung, wo er sich schnaufend auf sein Hinterteil plumpsen ließ. Kaden blickte auf die Uhr. Es war vier in der Frühe. Er hatte fünf Stunden

geschlafen. Plötzlich ergriff Unruhe von den Tieren Besitz. Eines nach dem anderen verschwanden sie lautlos im Wald. Hirsche, Marder, Füchse, Rehe, Dachse. Kaden hatte aufgehört, die verschiedenen Arten zu zählen. Als die Lichtung leer war, setzte der Wind wieder ein. Kaden schloß das Fenster. Etwas sagte ihm, daß er für heute Nacht zu Bett gehen konnte.

3

ERKLÄRUNGEN

"Wissen Sie, wenn man wie Sie so lange einsam da draußen am Wald wohnt, kann es schon mal vorkommen, daß man sich die merkwürdigsten Dinge einbildet. Die Phantasie kann uns die sonderbarsten Streiche spielen. Besonders, wenn man um vier Uhr morgens übernachtet im Sessel aufwacht. Hatten Sie an dem Abend etwas getrunken?"

Kaden brummte mißmutig und schüttelte den Kopf. Der korpulente Mann in dem weißen Kittel konnte sich ein Grinsen nicht verkneifen, während er die von Kaden entnommene Blutprobe versiegelte und sich über den Seziertisch beugte, auf dem der tote Dachs beleuchtet vom grellen Halogenlicht lag. "Hm, äußerlich sind keine Anzeichen von Tollwut zu erkennen. Aber das ist per Augenschein ohnehin nicht zu beurteilen. Wenn die Symptome auftreten, ist es in der Regel zu spät. Sie haben sich doch impfen lassen? Tollwut hat eine Letalität von hundert Prozent. Und es gibt wesentlich angenehmere Arten diese Welt zu verlassen, glauben Sie mir."

"Ich war noch am selben Tag bei meinem Hausarzt," antwortete Kaden, der den linken Arm beugte und mit der rechten Hand einen Wattetupfer auf die Stelle drückte, wo Wilbrecht die Nadel angesetzt hatte, um ihm das Blut zu entnehmen. „Gut, dann haben wir es ja nicht so eilig. In spätestens zwei Tagen haben wir die Laborergebnisse. Ob man Lyssa-Viren im Organismus trägt, erfährt man durch den mikroskopischen Nachweis von Negri-Einschlußkörpern oder durch das direkte Aufspüren fluoreszenzmarkierter Lyssa-Antikörper. Ich werde mir den Dachs nachher in Ruhe vornehmen. Sind sie da draußen telefonisch zu erreichen?„

"Nein, ich habe kein Telefon. Auch kein Handy. Ich schaue diese Woche noch mal bei ihnen vorbei. Vielen Dank, Doktor Wilbrecht." Kaden erhob sich. Wilbrecht drehte sich zu ihm um, wobei er auf dessen bandagierten Arm zeigte. "Darf ich mir das mal anschauen? So wie es aussieht, müßte der Verband ohnehin mal gewechselt werden." Kaden runzelte die Stirn.

Wilbrecht erriet seine Gedanken und lächelte: "Keine Angst. Ich bin auch Humanmediziner, also, darf ich?" Wortlos hielt Kaden ihm den Arm hin. Vorsichtig löste Wilbrecht die Bandage. Ihm entfuhr ein Zischen: "Sieht ja böse aus. Haben Sie starke Schmerzen?" Kaden schüttelte den Kopf: "Nein, nicht sonderlich. Hab noch Glück gehabt, daß er mir nicht an die Kehle gefahren ist." Wilbrecht nickte zustimmend: "Tja, Dachse können zwar verdammt ungemütlich werden, aber von so einem Fall habe ich noch nie gehört." Er betrachtet die Wunde eingehend. „Eigentlich hätten Sie genäht werden müssen. Sieht aus, als ob die Wunde offen gewesen wäre.,“ Kaden nickte: „War sie auch, doch als ich bei meinem Hausarzt auftauchte,

hatte sie sich schon wieder geschlossen. War wohl doch nicht so tief., Wilbrecht sah ihn etwas ungläubig an, rieb die Bißwunde mit einer Wundsalbe ein und machte sich daran, den Arm wieder zu verbinden.

Als er fertig war, bot er Kaden eine Zigarette an. "Sagen Sie" fragte Wilbrecht mit hochgezogenen Brauen, "Was macht Sie eigentlich so sicher, daß die ganze Sache mit den Tieren auf der Lichtung nicht nur Teil des Traums war, den Sie mir vorhin geschildert haben?" Während Kaden an seiner Zigarette zog, warf er seine Jacke über und ging zur Tür. Er drehte sich um und betrachtete sein Gegenüber sekundenlang schweigend, dann sagte er. "Die Lichtung war am anderen Morgen von Tierspuren übersät, völlig zertrampelt und am Tor, das der Keiler bearbeitet hatte, konnte man abgesplittertes Holz sehen. Genügt Ihnen das? Wiedersehen Doktor, und vielen Dank." Kaden wollte schon zur Tür raus gehen, als er sich noch einmal umdrehte. "Übrigens Doktor?" Wilbrecht zog die Brauen fragend nach oben. "Warum praktizieren sie als Tiermediziner und nicht als praktischer Arzt?" Wilbrecht lächelte, als hätte er mit der Frage gerechnet. "Ich haben einige Jahre als Humanmediziner gearbeitet. Aber ich habe die Erfahrung gemacht, daß es keinen undankbareren Patienten als den Menschen gibt. Ich will damit nicht sagen, daß es nicht interessant gewesen ist. Aber man kommt einfach nicht mehr zum Nachdenken. Irgendwann wird man zum Beichtvater für so ziemlich sämtliche Sorgen seiner Patienten. Mehr Seelsorger als Arzt. Man trägt das alles mit sich, es sei denn es gelingt einem sich zu verschließen, abzuschotten. Was wiederum zur Folge hat, daß man Gefahr läuft abzustumpfen. Verstehen Sie? Kein Tier hat bisher seinen ganzen Seelenfrust bei mir abgeladen. Und ich liege nicht nächtelang wach, wenn ich einem Patienten eröffnet habe, daß er unheilbar an Krebs erkrankt ist. Ich fühle mich seitdem ein ganzes Stück freier und sehr erleichtert. Ich komme auch mal dazu, abseits zu denken. Wenn Sie wissen, was ich meine."

Kaden nickte nur. Er drehte sich wortlos um und ging zur Tür hinaus. Als er schon auf dem Flur war, hörte er, wie sich die Tür des Behandlungsraums hinter ihm öffnete. "Kaden!" rief Wilbrecht hinter ihm her. Mit wehenden Rockschoßen lief er auf ihn zu, blieb stehen und sah fast verlegen aus. "Ich will nicht aufdringlich erscheinen und habe mich vorhin zurück gehalten, aber hätten Sie was dagegen, wenn ich Sie mal da draußen besuche? Sie sind doch der Schriftsteller, der diese phantastischen Romane schreibt, nicht wahr?" Kaden sah Wilbrecht ausdruckslos an. "Kommen Sie meinnetwegen. Ich bin fast immer Zuhause."

"Montag mittag, ist das recht? Ist mein freier Tag." Der Arzt sah Kaden dabei erwartungsvoll an. "In Ordnung, ich werde da sein. Kommen sie, wann

immer sie wollen. Ich habe immer frei, wenn man so will." „Danke, also dann, bis Montag.“

Noch Minuten nachdem sich die Eingangstür hinter Kaden geschlossen hatte, stand Wilbrecht gedankenverloren auf dem Korridor, die Hände in den Taschen seines Arztkittels vergraben.

4

DAS HAUS

Der alte Opel rumpelte mühevoll ächzend über den ausgefahrenen Feldweg zu Kadens Haus. Ein kurzer Regenschauer hatte tiefe Pfützen hinterlassen, in denen sich die klare Früherbstsonne spiegelte. Schmatzend gruben sich die Reifen in die Schlaglöcher. Schon von weitem konnte Kaden sein Haus erkennen.

Er hatte es vor drei Jahren bei einem seiner ausgedehnten Spaziergänge entdeckt, die ihn immer weiter hinaus aufs offene Land geführt hatten. Es

lag an einem Feldweg weit abseits von der nächsten befestigten Straße, die zum Dorf in der Talsenke führte. Der alte Mann, der es bewohnt hatte, war gestorben. Niemand hatte sich dafür interessiert und Kaden hatte es für ein Butterbrot erstanden und seine Ersparnisse in die Renovierung gesteckt. Warum der Mann das Haus so weit weg vom Dorf am Rande des Waldes gebaut hatte, mußte wohl sein Geheimnis bleiben. Er hatte keine Verwandten hinterlassen. Im Dorf war er als Einzelgänger verschrien gewesen, der sich nur zum Einkaufen in den Ort begeben hatte. Kontakt mit den Dorfbewohnern hatte er so gut wie keinen gehabt. Kaden hatte in der Zeitung eine Anzeige entdeckt, in der das Haus über einen Notar angeboten wurde. Es war gerade zu einer Zeit gewesen, in der er genug von der Stadt gehabt hatte und sich danach sehnte, von dem Rummel aus Lesungen, Verlagspartys und immer gleichen Buchmessen zu fliehen. Als er das Haus gesehen hatte, wußte er, daß er es haben mußte.

Es war ein zweistöckiges, im Stile eines Forsthauses, errichtetes Gebäude. Die Zimmer waren erstaunlich geräumig und der große Wohnraum sah direkt auf den ausgedehnten Wald hinaus. Vor dem Haus erstreckten sich bis zum Horizont weitläufige Felder. Hinter dem Haus, in etwa zwei bis drei hundert Metern Entfernung begann der dichte Wald. Im Sommer saß Kaden gerne in einem Sessel auf der Veranda, trank Wein und war versunken in den Anblick der Sonnenuntergänge. Die Weizenfelder glühten dann in unwirklichem Licht und ihn überkam genau die Ruhe, die ihm in der Stadt gefehlt hatte. Inzwischen mied er gesellschaftliche Anlässe so gut es ging. Ihm waren die Stadtmenschen mit ihren selbst auferlegten Sachzwängen zutiefst zuwider geworden. Ihr Verhalten schien ihm im höchsten Maße unnatürlich. Willenlos, trieben sie im seichten Meer der Belanglosigkeiten dahin wie tote Quallen.

Er erinnerte sich an eine jener für ihn unerträglichen Verlagspartys, die nach seinen ersten Erfolgen schon zu Pflichtveranstaltungen geworden waren. Er hatte mit einem Lektor eine heftige Diskussion angefangen, in deren Ausgang Kaden, allerdings nach dem Genuß einer halben Flasche besten schottischen Whiskys, lallend behauptete, daß er alle auf der Party für ferngesteuert halte. "Ferngesteuert?" fragte ihn der Lektor mit hochgezogenen Brauen und zupfte sich dabei unsicher an seiner hoch modischen Seidenkrawatte, auf der Auszüge von Zitaten berühmter Literaten aufgedruckt waren. Alleine wegen dieser Krawatte war Kaden auf den Mann zugegangen und hatte im Alkoholdunst eigentlich vorgehabt, diesem Arschloch in die Fresse zu schlagen. Immer, wenn er getrunken hatte, überkam ihn eine Wut auf eine bestimmte Spezies von Mensch, die er

in dem Anzugträger mit seinen dünnen Handgelenken zu finden geglaubt hatte. Nach einer Weile hatte sich zwar herausgestellt, daß er tatsächlich ein Arschloch war, aber wenigstens war er ein gebildetes Arschloch. So hatte sich ein heftiger Streit entsponnen, in dessen Verlauf Kaden seinen Prügelvorsatz völlig vergessen hatte. "Ja, ferngesteuert!" lallte er schließlich und konnte dabei ein Rülpsen nicht ganz unterdrücken. Sein Gegenüber wandte sich hütelnd, mit gekünstelter Anwiderung ab. "Wie meinen Sie das?" fragte er spöttisch. "Na ja, wenn man eben nicht seinem eigenen Willen unterworfen ist. Ganz einfach," brummte Kaden, der inzwischen das Interesse an der Diskussion verloren hatte. Erst jetzt bemerkte er, daß er, dank Whisky und Wut, so laut gesprochen hatte, daß sich die Partygesellschaft ihm und seinem Gesprächspartner zugewandt hatte. Sieh da! Endlich ein Eklat, eine Abwechslung! Schließlich verhielt sich hier ein Schriftsteller, wie man es von einem verschrobenen Literaten erwartete. Er war betrunken, pöbelte herum, gebärdete sich streitsüchtig und rüpelhaft.

Der Lektor, mineralwassergehärtet, smart und eloquent, erkannte seine rhetorische Chance augenblicklich und antwortete: "Aber wenn man wiederum seinem eigenen Willen unterworfen ist, ist man doch folglich wieder einem Willen, nämlich diesem eigenen, und, erlauben Sie mir das zu sagen, in ihrem Falle offensichtlich sehr schwachen Willen, untertan. Das ist doch ein Widerspruch in sich." Der Anzugträger lächelte ihn mit einer Mischung aus Mitleid und nonchalanter Großzügigkeit an, während er an seinem Sprudelwasser nippte und den kleinen manikürten Finger dabei leicht abspreizte. Kaden spürte förmlich, wie die anderen um sie herum lauerten und gierig auf eine mindestens ebenso blitzgescheite Antwort seinerseits warteten. Bevor er jedoch in die Verlegenheit gebracht wurde, eine solche geben zu müssen, unterwarf ihn der Whisky in seinem Magen seinem eigenen Willen und sorgte mit einem Schwall aus Scotch und halb verdauten Spaghetti dafür, daß die Krawatte des Literaturagenten für alle Zeit unleserlich blieb.

Am nächsten Morgen war Kaden in seinem Hotel aufgewacht mit einer Notiz von seiner Agentin, in der sie ihm in ein paar Worten klar darlegte, daß er die Krawatte des Juniorchefs eines sehr großen Verlages voll gekotzt hatte, der, bis zu jenem Zwischenfall wenigstens, sehr stark an Kadens Werk interessiert gewesen war.

Kaden nahm den Zettel, zerknüllte ihn und warf ihn in den Papierkorb. Er hatte sich unverzüglich in den nächsten Zug gesetzt, wo er im Restaurant Bier trank, bis der Abend sich von ihm löste wie eine ungeliebte Fickbekanntschaft

5

***„I'd rather trust a countryman than a townman
You can judge by his eyes, take a look if you can,
He'll smile through his guard,
Survival trains hard.
I'd rather trust a man who works with his hands,
He looks at you once, you know he understands,
Don't need any shield,
When you're out in the field.,,***

Genesis

In dem Maße, wie er sich von den Menschen der Stadt entfernte, näherte er sich den Landmenschen. Auch wenn sie ihn anfangs, nicht zuletzt wegen seines, in ihren Augen doch etwas ausgefallenen Berufs, argwöhnisch beäugt hatten, weil sie in ihm eine Art würdigen Nachfolger jenes seltsamen, alten Mannes sahen, der das Haus vor ihm bewohnt hatte, bemerkten sie doch bald, daß er einer der ihren war.

Nicht, daß er sich den Dorfbewohnern angebiedert hätte. Aber als sie sahen, wie er das Haus mit eigenen Händen auf Vordermann brachte, sozusagen im Schweiß seines höchst eigenen Angesichts, hatte er es geschafft, sich nach und nach ihren Respekt zu erarbeiten. Eines Tages, er war gerade dabei, einen Graben um sein Haus zu ziehen, um die Grundmauern trocken zu legen, hörte er das Blubbern eines Traktors. Es war der Bauer, dem das große Feld gehörte, auf das Kaden allabendlich hinaus blickte. Der große Mann, mit der typischen Bauernbräune, Gesicht und Unterarme waren sonnenverbrannt, der Rest in Form eines Unterhemdschnitts, blendend weiß, war von seiner Landmaschine gestiegen und hatte ihm angeboten, den Graben mit der Schaufel des Traktors auszuheben. Schließlich, so meinte der Bauer lachend, wobei sein riesiger Adamsapfel auf und ab hüpfte, wäre das Ausheben des Grabens nur mit einem Spaten eine Strafe für jemanden, der Mutter und Vater erschlagen hatte. Kaden stimmte ihm zu, ganz davon abgesehen, daß seine Eltern eines natürlichen Todes gestorben waren und er keinen logischen Grund fand, warum er sich so eine Last freiwillig aufbürden sollte, wenn man ihm solche Hilfe anbot.

Zwar hatte er zu den Menschen hier nicht gerade das, was man eine intellektuelle Beziehung nennen würde, aber die war ihm vorerst auch nicht so wichtig. Wiewohl er sehnsüchtig nach einem intellektuell ebenbürtigen, einem spirituellen Partner suchte, mit dem er sich austauschen, von dem er lernen konnte. Davor stand jedoch oft wie eine Wand seine Sucht nach Insichgekehrtheit und Isolation. Trotz alledem hatte er so was wie eine erdige Beziehung zu den Landleuten gefunden.

So waren nach und nach verschiedene Bewohner des Dorfes aufgetaucht, teils aus Neugier, teils weil sie ihm praktische Hilfe anbieten

wollten. Seitdem befand sich Kaden in einer Art natürlichen Symbiose mit den Landbewohnern. Diese war gekennzeichnet von gegenseitiger Achtung, dem beruhigenden Gefühl, sich auf jemanden verlassen zu können und so etwas wie einer Ahnung von Freundschaft. Und selbst diese vorsichtige Annäherung an andere Menschen war immer noch besser als alles, was er besonders in jener Zeit erfahren hatte, als der Erfolg ihn in Form hoher Auflagenzahlen heimsuchte.

Gelegentlich, wenn er wieder Manuskripte fertig hatte und darauf wartete, daß eine neue Geschichte zu ihm käme, trieb es ihn in die große Stadt. Teils, um seine Agentin aufzusuchen, teils aus einer für ihn undefinierbaren Sehnsucht heraus, die sich in einer paradoxen Mischung aus sexuellem Trieb und der Suche nach geistiger Läuterung manifestierte. Gerade in Zeiten, in denen es ihm an Ideen mangelte und er oft stundenlang vor dem leeren Bildschirm seines Computers zugebracht hatte, war sein sexuelles Verlangen umgekehrt proportional zu seiner geistigen Leere angewachsen.

Seine Geschichten verkauften sich erstaunlich gut. Er brauchte sich im Grunde um nichts zu kümmern. Selbst die Manuskripte hätte jemand vom Verlag bei ihm abgeholt. Aber er betrieb es bewußt, ab und zu mal aus der selbst erwählten Einsamkeit auszubrechen. Die wenigen Tage im Jahr, die er außerhalb seines pastoralen Refugiums verbrachte, waren Teil eines ganz persönlichen Kadenschen Rituals geworden. Dann mietete er sich in einem Hotel ein und studierte seine Umwelt mit einer Art herablassender Geduld. Mit der Geduld und der Arroganz dessen, der um die Schwächen seiner Mitmenschen und auch seiner eigenen weiß. Gelegentlich brach er dann zu langen Spaziergängen durch die Straßen der Stadt auf und ließ sich durch die Häuserschluchten treiben, tauchte unter in den Strömen von Menschen. Er folgte der Eigendynamik der Masse, wie es ein Hering in einem riesigen Schwarm seiner Artgenossen getan hätte und ließ sich treiben im Gewimmel der scheinbar ziellos dahin driftenden Leiber.

Kaden hatte eine Schwäche für Spelunken. Ihn zog es dorthin, wie es eine Muräne in dunkle Korallenspalten zog. Der Geruch von abgestandenem Bier, ausgedrückten Zigarettenskippen und nikotingelben Vorhängen übte eine merkwürdige Anziehungskraft auf ihn aus. In der Luft waberte stets das vage Versprechen von Laster, Suff und wohltuender Gedankenleere. Er setzte sich dann einfach an die Theke, trank Bier und Schnaps und beobachtete die Menschen, die von der Straße in die Halbdämmerung der Kneipe herein gespült wurden. Frauen, die schon mittags in solchen Kneipen hockten, Bier tranken und lange, schmale, parfümierte Zigaretten rauchten, übten eine eigenartige Anziehungskraft auf Kaden aus. Meist waren sie etwas zu grell geschminkt, wandelten rein äußerlich stets auf dem schmalen Grat zwischen Nutte und allein erziehender, arbeitsloser Mutter, die auf Sozialhilfe angewiesen ist. Nach einem sicher immer wiederholenden Schema von ausgetauschten Blicken und unterschwelligem jedoch eindeutigen Gesten, sprach Kaden sprach sie an, lud sie zum Trinken ein und manchmal ließ er sich auch von ihnen mit nach Hause nehmen. Dann hörte er sich ihre meist recht deprimierenden Geschichten an, während er in einem gleichermaßen billig wie geschmacklos eingerichteten Wohnzimmer süßen, lauwarmen Sekt mit ihnen trank und bald ebenso deprimiert war wie sie. Er schlief mit ihnen, beiläufig, angestrengt, und wenn sein drängender Samen den Körper verlassen hatte, war er gegangen, bevor sie ihre Kinder aus dem Kindergarten holten.

Im Hotel packte er dann panikartig seine Sachen, um sich auf den Weg nach Hause zu machen. Dort schloß er sich nach stundenlangen Exkursionen im Wald ein und schrieb mit wütender Energie an einer neuen Geschichte, die nun in der gleichen Heftigkeit aus ihm heraus floß, wie zuvor sein Sperma. Die wenigen ernstesten Beziehungen, die er vorher mit Frauen gehabt hatte, waren daran gescheitert, daß es ihm unendlich schwer gefallen war sich zu öffnen. Dies gelang ihm nur beim Akt des Schreibens. Jedoch oft so verschlüsselt, daß es einiger Abstraktion bedurfte, um dahinter den Autoren zu erkennen. Den Frauen, mit denen er zusammen gelebt hatte, war es zu anstrengend gewesen, stellvertretend für die mangelnde Kommunikation hinter seine Geschichten zu schauen. Oft hatten sie ihn durch ihre Nähe, ohne es zu wollen, am Schreiben gehindert. Nach ein paar kläglich gescheiterten Versuchen, hatte er sich dazu entschlossen, die selbstgewählte Isolation zu wählen.

Die Einsamkeit kompensierte er mit Schreiben. Es war für ihn von so dringender Notwendigkeit wie das Atmen, und in der Art und Weise wie es geschah, auch mit dem Atmen durchaus zu vergleichen. Ein vegetativer Vorgang, der alleine von statten ging, ohne daß es dazu einer besonderen Willensanstrengung bedurft hätte. Das, was er schrieb, hatte mit dem, was er erlebt hatte, letztlich wenig zu tun. Das Erlebte diente ihm eher als Katalysator für seine Phantasien. Phantasien, die direkt von seinem Kopf in seine Finger flossen, welche wiederum seine Traumbilder zu Papier brachten. Diese Bilder, ob Tag- oder Nachträume, bewegten sich dann auf ihn zu, wie eine Wetterfront auf einen einsamen Wanderer. Manchmal mit elementarerer Wucht, manchmal wie eine sanfte Frühlingsbrise.

Aber eines hatten sie alle gemeinsam: Sie waren nicht aufzuhalten und zogen über ihn hinweg, während er staunend den Himmel seiner Einbildungskraft betrachtete.

6

VORBOTEN

Ein Schlag gegen die Beifahrertür riß Kaden aus seinen Gedanken. Schlingernd und rutschend brachte er den Opel zum Stehen. Er stieg aus und ging um den Wagen herum. Ein großer Bussard lag mit gebrochenem Genick in einer Pfütze, die mächtigen Schwingen wie flehend von sich gestreckt. Im dünnen Blech der Tür zeichnete sich deutlich eine Delle ab. Kaden bückte sich, hob den Vogel auf, der trotz seiner Größe erstaunlich

leicht war. Der Kopf baumelte sacht am Rumpf, und in den halb geschlossenen Augen spiegelte sich der trüben Herbsthimmel. Kaden sah nach oben. Am Horizont konnte er zwei weitere Bussarde kreisen sehen. Nichts ungewöhnliches hier draußen. Kaden überlegte kurz, dann warf er den Greif in den Kofferraum.

Er erweckte den Motor des alten Opel zu röchelndem Leben. Im Schrittempo näherte er sich seinem Haus. Ungefähr hundert Meter vor dem Tor zur Hofeinfahrt blieb er erneut stehen. Etwas war nicht in Ordnung. Erst beim zweiten Hinsehen entdeckte er, was der Grund dafür war. Das Torgatter hing schief in den Angeln und schlug im Wind rhythmisch klappernd gegen den Pfosten der Einfriedung. Das monotone Klappern des Tores und das einsame Brausen des Windes waren die einzigen Geräusche, die Kaden vernahm. Er schaltete den Motor aus und nach aus dem Handschuhfach ein Päckchen Zigaretten. Nachdenklich begann er zu rauchen. Dann fiel sein Blick auf die Eingangstür zum Haus. Selbst aus dieser beträchtlichen Entfernung waren die Beschädigungen deutlich zu erkennen. Holzsplitter baumelten herab, so, als hätte sich jemand mit einem scharfen Gegenstand daran zu schaffen gemacht.

Kaden schnippte die Zigarettenkippe aus dem Fenster und stieg langsam aus dem Wagen. Vorsichtig drückte er die Tür ins Schloß. Irgendwie hatte er das Gefühl jedes, Geräusch vermeiden zu müssen. Er ging um den Opel herum, öffnete den Kofferraum und nahm ein kurzstieliges Beil heraus. Schwer und zuverlässig lag es in seiner Hand. Mit den Fingern fuhr er sacht über die kalte glatte Oberfläche des Metalls und ging bedächtig auf das Haus zu.

Das Tor war erheblich beschädigt. Mehrere Latten waren komplett eingedrückt worden, ehe das Gatter nachgegeben hatte. Der vom Regen aufgeweichte Boden war in der unmittelbaren Umgebung der Einfahrt aufgewühlt. Kaden kniete nieder und nahm die Spuren in Augenschein. Er mußte kein Fährtenleser sein, um zu erkennen, daß hier offenbar Wildschweine ihr Unwesen getrieben hatten. Die Spuren führten geradewegs zur Haustür, deren massives Holz den Angriffen standgehalten hatte. Trotzdem war sie so stark in Mitleidenschaft gezogen worden, daß er an einigen Stellen, wo das Holz gesplittert war, bis in den Korridor sehen konnte. Kaden mußte unwillkürlich an den kapitalen Keiler denken, der sich schon letzte Nacht an dem Tor zu schaffen gemacht hatte.

Gerade wollte er die Tür aufschließen, um im Haus nach dem Rechten zu sehen, als ihn ein tiefes Grunzen herumfahren ließ. Instinktiv hob er das Beil. Etwa zwanzig Meter entfernt von sich sah er den Keiler.

Der Schwarzkittel stand reglos im Schatten einer Birke und war nur zu erkennen, wenn man genau hinsah. Kaden hätte sein Hinterteil darauf verwettet, daß der Kerl sich absichtlich im Schatten des Baumes aufgehalten hatte, um nicht gesehen zu werden. Er merkte, wie sich die Härchen an seinen Unterarmen aufstellten. Prüfend witterte das Tier mit seinem Rüssel in Kadens Richtung.

Sekundenlang starrten sich Mensch und Tier an. Ganz langsam, bemüht, jedes Geräusch zu vermeiden, fingerte Kaden nach dem Schlüsselbund in seiner Tasche. Das Metall klirrte leise, als seine zitternden Finger sich darum schlossen. Vorsichtig zog Kaden seine Hand aus der Tasche. Genau in diesem Moment setzte der Keiler zum Angriff an. Kadens Augen weiteten sich vor Erstaunen, als er registrierte, mit welcher verblüffender Geschwindigkeit das massige Tier, einer schnaufenden Lokomotive gleich, auf ihn zu raste. Als Kaden endlich aus seiner Betäubung erwachte, war der Keiler nur noch ein paar Meter entfernt. Buchstäblich im letzten Augenblick gelang es Kaden, den Schlüssel ins Loch zu rammen und sich in den Korridor zu werfen. Der Anprall des wütenden Tieres war ein Schock. In Kadens Kopf explodierte ein kleines Feuerwerk, als er von der Wucht des Stoßes in den Korridor geschleudert wurde. Doch die Tür flog nicht auf. Die Axt hatte sich bei Kadens Sturz mit der Schneide unter dem Türspalt verklemmt und so einen Keil gebildet. Kaden rappelte sich ungeschickt auf und warf sich mit seinem ganzen Körpergewicht gegen die Tür. Als die Tür ins Schloß fiel, ließ ein zweiter Schlag den ganzen Türrahmen erzittern. Holz splitterte und Kaden erkannte mit einer Art fühllosem Staunen, wie sich die mächtigen Hauer des Tieres durch das Holz bohrten. Einem dritten Angriff würde das arg in Mitleidenschaft gezogene sicherlich nicht standhalten. Kaden rannte durch den Flur zur Küche. Hinter ihm krachte und knirschte es, als mache sich ein Bulldozer an den Abriß des Hauses. Mit fliegenden Fingern entsicherte er das Gewehr und trat in den Flur zurück. Der Keiler war gerade dabei, sich durch das in der Tür entstandene Loch zu zwängen. Unwillkürlich hielt Kaden bei dem grotesken Anblick inne. Einen Moment sah es so aus, als wenn das Tier stecken bleiben würde. Wild strampelte es mit den Vorderläufen in der Luft. Kaden legte an und zielte auf den massigen Kopf. Der Schuß knallte in dem Korridor wie Kanonendonner.

FORMICULA

Die Ameise hielt mitten im Lauf inne. Reglos verharrte sie auf dem abgestorbenen Ast, während ihre Fühler wie winzige Peitschen hin und her schwangen. Von der kleinen Anhöhe in der Lichtung des Waldes konnte sie die Duftstoffe, die ihr der Wind zutrug, hervorragend empfangen. Sie war ein winziges, lebendes Olfaktoskop, Beweis für die Perfektion evolutionärer Nanotechnologie. Ihre Antennen waren so fein abgestimmt, daß sie Duftstoffe selbst in millionenfacher Verdünnung aus der Luft herausfiltern und anhand ihres integrierten Duftkataloges genau ihrem jeweiligen Ursprung zuordnen konnte. Gerüche waren für sie das, was für den Menschen optische Eindrücke waren. Ein Kaleidoskop aus Myriaden von Kombinationsmöglichkeiten mit einer schier unendlichen Variabilität und Komplexität. Mit ihrer Hilfe orientierte sie sich in ihrer Ameisenwelt.

Der Wald barg Milliarden von Duftstoffen. Automatisch legte das hochsensible Geruchsorgan der Ameise alle nicht benötigten Gerüche in die Ablage mit der Aufschrift "Unwichtig". Dies war notwendig, um nicht den Überblick zu verlieren und genau das herauszufiltern, was gesucht wurde, nämlich Nahrung. Sie war der einzige Bestimmungszweck dieser Arbeiterin. Nahrung für das Volk zu suchen, um das Überleben und die Fortpflanzung ihrer Art zu sichern. Doch der Geruch, der diesmal ihre Antennen traf, betäubte sie fast. Er gehörte eindeutig weder in die Kategorie „Nahrung“, noch in die Schublade „Unwichtig“. Er bedeutete schlicht und einfach Gefahr. Sämtliche chemischen Alarmglocken begannen in dem kleinen Tier zu läuten. Immer noch klammerte es sich völlig regungslos an den Ast und ließ seine Antennen aufgeregt kreisen. Und da war noch etwas, was diesem

erregenden Geruch beigefügt war. Etwas, das mindestens genauso stark war, wie das Alarmsignal, das von ihm ausging. Es war sicherlich das stärkste Pheromon, dem die Ameise während des kurzen Aufenthaltes in ihrem kleinen Kosmos bisher begegnet war. Etwas unbeschreiblich Bedrohliches und zugleich Verlockendes ging davon aus. Und, als wären sie durch einen kalten Lufthauch eingefroren, blieben die Antennen stehen. Nur ein leichtes Zittern ließ erkennen, daß das Tier noch lebte. Die Fühler hatten die Richtung ausgemacht, aus welcher der Duft gekommen war. Die winzigen Härchen an den Antennen zeigten genau zur dichtesten Stelle des Waldes. Zwischen Birken, Tannen, Lärchen und Eichen tat sich eine kleine Öffnung auf. Etwas allerdings konnte die Ameise mit ihren feinen Fühlern nicht erkennen: Da, wo sich die Öffnung auftat, war der Waldboden von unzähligen Tierspuren platt getrampelt.

8

Mit einem sanften Klicken kollerte die leere Rotweinflasche auf den weichen Waldboden. Bernd Gurtler, unter seinen Tippelbrüdern wegen seiner übertriebenen Ängstlichkeit nur Sicherheitsgurt genannt, rülpste aus den Tiefen seiner Eingeweide die simple Botschaft der Trunkenheit in den dichten Wald. Hier draußen zog er sich stets zurück, wenn er sich niedergeschlagen fühlte und in einem Anfall von Selbstmitleid der Meinung war, daß sich die ganze Welt gegen ihn verschworen hatte. Womit er allerdings nicht ganz so unrecht hatte. Aber das konnte Kurt natürlich nicht wissen. Noch nicht.

Ihn trieb eine Art sentimentaler Anwandlung hierher. Eine Ahnung von dem normalen Leben, das er einmal geführt hatte. Wenngleich es auch schon lange her war. Der Wald erinnerte ihn schlicht und einfach an seine Kindheit. Sein Vater war Forstarbeiter gewesen und hatte ihn in den Ferien immer mit

zur Arbeit genommen. Der Alte war der Meinung gewesen, daß es für einen Jungen wie Kurt nur gut sein konnte, wenn er sich schon früh an den bitteren Geschmack harter Arbeit gewöhnte. Wiewohl sich ihrer beider Meinung dahingehend wie in so vielen Dingen sehr unterschied, hatte Kurt sich tatsächlich gerne im Wald aufgehalten und freute sich trotz der unvermeidlichen Arbeitseinsätze auf die Ferien, wenn er aus der Enge seines Kinderzimmers hinaus in den Wald flüchten konnte. Eines Tages, es war in den Herbstferien gewesen, mußte Bernd zusehen, wie der Alte vor seinen Augen von einem Baum zerquetscht wurde. Dabei hatte alles harmlos ausgesehen. Die Waldarbeiter waren vom Forstamt losgeschickt worden, um den durch einen verheerenden Sturm verursachten Windbruch zu beseitigen. Sein Vater hatte sich mit seiner Motorsäge gerade daran gemacht, einen Baumstamm zu zerschneiden, als sich etwas mit dem Knall eines Pistolenschusses löste. Der Baumstamm, von anderem Totholz eingeklemmt, hatte unter Spannung gestanden. Sein Vater wurde zwischen zwei Stämmen eingeklemmt, wie in einem Schraubstock. Als die anderen ihn herausgesägt hatten, war es längst zu spät gewesen. Sein Brustkorb sah seltsam eingedrückt aus und aus Nase, Mund, Augen und Ohren floß das Leben in kleinen Rinnsalen aus Blut.

Wie seltsam ausdruckslos ihn sein Vater aus den leeren, glasigen Augen angesehen hatte. Manchmal, wenn er in einen Spiegel sah, erinnerten ihn seine eigenen Augen an die seines toten Vaters. Er schüttelte sich, zog die Nase lautstark nach oben und spuckte auf den Boden. Ihn fror. Er hätte schwören können, daß es noch ein paar Grad wärmer gewesen, war, als er sich auf den Weg in den Wald gemacht hatte. Es ärgerte ihn nun, daß er die letzten Kröten nicht doch noch für eine Flasche billigen Korn ausgegeben hatte. Hätte er sich ja denken können, daß anderthalb Liter Wein nicht reichen würden. Ein unbändiger Drang, zu pissen überkam ihn. Er ging zum Rand der Lichtung und nestelte an seinem Hosenstall herum. Bekümmert sah er auf den nutzlosen, erbärmlichen, blassen Wurm herunter, in den sich sein Penis im Laufe von Bernds Karriere als Alkoholiker und Penner verwandelt hatte. Er schüttelte gerade die letzten Tropfen von der runzligen, blassrosa Eichel ab, als ihn ein tiefes Grunzen hinter ihm erstarren ließ.

In die Ameise kam Bewegung. Das Signal, das sie nun empfing war klar und einfach zu deuten: vor ihr befand sich Nahrung. Und zwar reichlich. So viel, daß sie es alleine auf keinen Fall würde bewältigen können. Irgend etwas Großes mußte dort vorne liegen. Sehr groß und sehr tot. Intensiv machte sich der Geruch von Blut breit, von viel Blut. Das Insekt machte auf der Stelle kehrt und hastete zu seinem Bau zurück. Das Ameisenvolk mußte benachrichtigt werden. Viel Nahrung wartete darauf, verarbeitet zu werden.

Während die Ameise pflichtbewußt zu ihrem Volk über den Waldboden huschte, sicher geleitet von ihren Antennen, machten sich andere, weniger selbstlose Waldbewohner, schon über die von der kleinen Ameise georteten Nahrungsquelle her. Ein Wiesel, angezogen vom intensiven Blutgeruch, knabberte zuerst vorsichtig und dann immer gieriger werdend am zarten Fleisch von Bernds linkem Nasenflügel, wobei es zwischendurch hektisch nach links und rechts schaute. Es galt sich zu beeilen, lange würde es diesem Genuß nicht alleine frönen können.

10

"Mist, verdammter Scheißdreck," Kaden hielt sich das rechte Ohr. Der Nachhall des Schusses dröhnte wie eine Werkssirene in seinem Kopf. Mit großen Augen starrte er auf den Keiler. Es war ein Glücksschuß gewesen. Die Kugel hatte das linke Auge des Tieres getroffen und war in das Gehirn eingedrungen. Die bläulich schimmernde Zunge hing zwischen den eindrucksvollen Hauern heraus, als hätte das Tier einen Marathonlauf hinter sich. Die Vorderläufe zuckten leicht in nervösen Nachwehen des eingetretenen Todes. Aus der Schnauze troff zäher Blutschleim in Richtung Fußboden. Kaden spürte einen leicht säuerlichen Geschmack auf der Zunge. Ihm war schlecht vor Angst. Einen Moment glaubte er, kotzen zu müssen. Dann war das Gefühl ebenso schnell wieder verschwunden, wie es gekommen war. Der Pulverdampf des Gewehres hing beißend in der Luft, in

seinen Ohren hielt sich beständig ein hohes Pfeifen. Kaden stützte sich auf dem Gewehrkolben ab und rappelte sich hoch. Vorsichtig lugte er durch die zerstörte Tür. Draußen war es bis auf das Pfeifen des kalten Herbstwindes ruhig. Offenbar war der Keiler alleine gewesen. Kaden war sich sicher, daß der Kerl selbst unter seinesgleichen als ein kapitaler Bursche gegolten hatte. Das Tier mußte mindestens vier Zentner wiegen. Zweihundert Kilo Wildschwein, die wie ein D-Zug auf ihn zu gerast waren. Mister Borstenvieh war durch die Tür gedonnert, wie ein Ochse durch einen chinesischen Perlenvorhang. Kadens Finger zitterten, als er sich eine arg mitgenommene Zigarette aus der Packung fummelte und mit fahrigten Bewegungen anzündete. Er pustete blauen Rauch auf das tote Ungetüm vor ihm und konnte nicht verhindern, daß sein Verstand zu rotieren anfing. Was zum Teufel war in die Tiere hier gefahren, daß sie anfangen, sich so aggressiv zu verhalten? Normalerweise mieden Wildschweine Menschen wie die Pest. Sie waren es gewohnt, gejagt zu werden und hatten eine ganz natürliche Scheu entwickelt. Schon die leiseste Ahnung menschlicher Gegenwart veranlaßte sie zur Flucht. Ein knackender Zweig, das leise Rascheln der Kleidung genügten, um sie zu verjagen. Kaden hatte bei seinen einsamen Wanderungen durch den Wald oft feststellen müssen, wie mühsam es war, Wildschweine zu beobachten. Sie waren sehr schlau und extrem vorsichtig. Und wie man sehen konnte, sehr schwergewichtig.

Kaden kratzte sich nachdenklich am Kopf. Wie sollte er dieses Monstrum ohne fremde Hile beiseite schaffen? Es sollte sich heraus stellen, daß es möglich war.

Kaden ging in den Keller und kramte in der alten Waschküche in einer Zinkbadewanne, in der sich im Laufe der Jahre allerhand Kleinkram angesammelt hatte. Nach einigem Wühlen hatte er die beiden Fleischhaken mit den Holzgriffen gefunden. Er ging zurück in den Korridor, wo er sein Messer aufklappte und einen Hinterlauf des Keilers hochhob. Mit einer schnellen Bewegung schnitt er eine Öffnung zwischen Achillessehne und Hinterlauf. Die selbe Prozedur wiederholte er mit dem anderen Lauf. Anschließend zog er die Haken durch die geschaffenen Öffnungen und hatte sich so einen sicheren Griff verschafft. Zwar bereitete es erhebliche Mühe das schwere Tiere anzuziehen, doch als er erst einmal Schwung hatte, ging es eigentlich ganz Gut. Um die Blutspur, die das Tier hinterließ, als er es durch den Flur in Richtung Kellertreppe zog, würde er sich später kümmern. An der Treppe mußte er aufpassen, daß der Koloß ihn nicht mit hinabriß. Doch nach etlichen Flügen, Schweißbächen und gezerzten Muskeln, schaffte er es schließlich, den Keiler in die Waschküche zu bugsieren. In die Decke der

Waschküche waren Eisenringe eingelassen, die davon zeugten, daß der Raum früher schon als Schlachtkeller gedient hatte. Aus der Zinkwanne holte er ein Seil, machte an beide Enden Schlaufen, befestigte diese an den Fleischhaken und zog die Enden des Seiles durch die Metallringe in der Decke. Der Rest war Fluchen, Schnaufen und Ziehen, bis der Keiler nach oben gezogen war, wobei seine Vorderläufen sachte schaukelnd über den Zementboden kratzten.

Kaden wischte sich die schmerzenden Hände an seinem Hemd ab, wobei seine Finger über die Brusttasche fuhren und ein kleines, Rechteck aus feiner Pappe ertasteten. Kaden zog es heraus. Es war Wilbrechts Visitenkarte. Kaden ging durch die Waschküchentür nach draußen zu seinem Opel. Er blickte noch einmal um sich, konnte jedoch keine Bewegung entdecken. Der Wald lag ruhig wie immer und die Felder erstreckten sich sanft und endlos auf der anderen Seite des Hauses. Außer dem beständigen Summen des Windes und dem klappernden Hoftor waren keine Geräusche zu vernehmen. Kaden fröstelte und zog die dünne Jacke enger um sich. Er stieg ein, startete den Wagen und machte sich auf den Weg zur nächsten Telefonzelle.

11

ENTROPIE

Oktober 2000, das Institut irgendwo in Mecklenburg-Vorpommern

Das Telefon auf dem weißen, mit unzähligen Papieren überhäuften Schreibtisch summte diskret. Eine schlanke Hand mit feingliedrigen, manikürten Fingern griff nach dem Hörer. "Westphal?" meldete sich eine tonlose Stimme. "Ja, was gibt es, ich habe Ihnen doch gesagt, daß ich nur inach ja?" Ein leichtes Zittern war aus der Stimme herauszuhören. Dann

hatte der Sprecher sich wieder voll im Griff. "Nun gut, dann bringen Sie ihn herein. Ich warte hinter der Scheibe." Dieselbe schlanke Hand drückte auf einen Knopf, der unter der Schreibtischkante angebracht war und im nächsten Moment glitt eine Wand des Büros unter leichtem hydraulischem Zischen nach oben. Hinter einer abgedunkelten Scheibe saß eine Person. Der Mann war in einen weißen Schutzanzug gekleidet. Durch das Sichtfenster des Helmes konnte Westphal zwei angstvoll geweitete Augen erkennen. Der Mann schwitzte stark in seinem Anzug. Ein weiterer Knopfdruck und über eine verborgene Lautsprecheranlage war plötzlich das schwere, keuchende Atmen des Mannes laut zu vernehmen. Westphal verzog das Gesicht und drehte an einem Regler. Das Keuchen wurde leiser. „Dankhart, sagen Sie, unter welche Kategorie fällt der Mann?“ Aus einem Lautsprecher in der anderen Ecke des Raumes drang eine Stimme, emotionslos, gleichgültig. "Kategorie vier, Herr Professor. Also weder Verwandte, noch ein nennenswerter Bekanntenkreis. Höchste Einsatzstufe. Sein Name ist Peer Kaltenborn, seit vier Wochen beim Projekt."

Westphal unterbrach ihn: "Was genau ist vorgefallen?" Die Stimme verlor etwas von ihrer Leidenschaftslosigkeit, ein leicht ironischer Unterton war herauszuhören. Westphal haßte das an Dankhart. Dieser Mann kannte offenbar keine Werte.

"Tja, Professor, ihm ist das passiert, was eigentlich nicht passieren darf. Er ist mit einem der Objekte in direkte Berührung gekommen. Wahrscheinlich durch Inhalation. Offensichtlich war sein Filter defekt und er hatte es versäumt, die Ausrüstung, wie vorgeschrieben, vor dem Anlegen gründlich zu checken. Kontamination nicht nachgewiesen aber auch nicht eindeutig auszuschließen. Sie wissen, daß wir für solche Fälle strikte Anweisungen haben, Herr Professor." "Ja, ja," brummte Westphal genervt, "Schließlich habe ich sie selber erlassen. Lassen sie mich mit dem Mann sprechen." Etwas knackte in der Lautsprecheranlage. "Sie können," kam es fast gelangweilt von Dankhart. Westphal drehte sich zu der abgedunkelten Scheibe: "Herr Kaltenborn?" Der Schutzhelm ruckte nach oben. Die Stimme des Angesprochenen kam gehetzt über den Lautsprecher: "Sie sind das Herr Professor? Hören Sie, ich konnte nichts dafür, der Filter...", "Ja, ja, schon gut. Beruhigen sie sich. Offenbar liegt keine Kontamination vor. Wie Sie wissen, sind wir noch nicht in der Lage, hundertprozentig zu sagen, wie sich Nimrod überträgt. Alles beruht bisher, leider, auf Annahmen. Um sicher zu gehen, werden sie ein paar Tage in Quarantäne verbringen und bei negativem Ergebnis drei Wochen Urlaub machen. Keine Sorge, ich weiß, daß Sie sich noch in der Probezeit befinden. Das geht schon in Ordnung. Sie

werden gleich in den Quarantäne-Sektor verlegt. Also Kopf hoch, das kriegen wir schon wieder hin. Es handelt sich hier lediglich um eine reine Routinemaßnahme. Wir haben eben unsere Vorschriften."

Auf der anderen Seite der Scheibe sackte der Mann in seinem Schutzanzug sichtlich in sich zusammen. Ein leises „Danke" war alles, was Westphal wahrnahm. Wieder ertönte ein leises Knacken in den Lautsprechern. Dankhart meldete sich wieder: "Er kann uns jetzt nicht hören. Soll ich wie vorgeschrieben fortfahren?" Die Lippen des Professors verwandelten sich in zwei schmale Striche.

"Wir können leider nicht anders. Das Risiko wäre zu groß. Ich kann mich darauf verlassen, daß alles ohne Probleme abläuft?" "Wie immer, Herr Professor, wie immer." Westphal wurde einfach das Gefühl nicht los, daß dieser Dankhart sich über ihn lustig machte, obwohl er nicht den leisesten Anflug von Ironie in seiner Stimme zu erkennen vermochte. Ein unheimlicher Mensch. Manchmal bedauerte er es, sich nicht persönlich um die Einstellung eines neuen Sicherheitschefs gekümmert zu haben. Aber er verfügte einfach nicht über genügend Kompetenz, um zu entscheiden, wer der Richtige für diesen Job war. Und er wollte, daß alles perfekt war. Aber konnte die Rede von Perfektion sein, wenn so etwas wie eben passierte? Dies war schon der zweite Fall. Er wagte gar nicht daran zu denken, was passiert wäre, wenn dieser Trottel nicht so loyal gewesen wäre und auch noch selber gemeldet hätte, daß sein Filter einen Defekt hatte. Aber schließlich hatte man die Mitarbeiter nach genau diesen Aspekten ausgewählt. Seiner Meinung nach mußte die Mannschaft auf ein absolutes Minimum reduziert werden, um Eventualitäten zu hundert Prozent auszuschließen. So gesehen kam ihm dieser Vorfall eigentlich ganz recht. Denn mit dem Wegfall Kaltenborns war das Team auf das Mindestmaß geschrumpft, das ein Weiterführen des Projektes gerade noch erlaubte.

Westphal drückte auf einen Knopf unter dem Schreibtisch. Die Wand glitt langsam wieder über die Scheibe. Nach und nach verschwand die Gestalt in dem Schutzanzug aus Westphals Blickfeld. Der Professor griff nach dem Telefon und drückte eine Taste. Sekunden später erhielt er eine Antwort. "Westphal hier, ich muß ihn sprechen. Ja, jetzt und zwar sofort. Es ist dringend. Sagen sie ihm "Nimrod" .."

NIMROD I

Und er war der Nachkomme Noahs und galt als großer Jäger vor Jahwe. Seinem scharfen Auge entging kein Wild und nichts hielt den sicheren Flug seines Pfeiles auf. Und Zittern und Heulen war, wo Nimrod jagte. Und er erbaute Ninive und war der erste Machthaber unter den Menschen.

"Was gibt es, Professor?" Die Stimme am anderen Ende der Leitung hatte den leicht erstickten Klang, der übergewichtige Menschen oft auszeichnete. "Du wirst auch noch mal an deiner Fettsucht sterben," dachte Westphal, während er sich sammelte: "Es hat einen zweiten Fall gegeben," sprach er dann in den Hörer und versuchte seiner Stimme einen beiläufigen Klang zu geben, in dem vergeblichen Bemühen, die peinliche Panne wenigstens akustisch herunterzuspielen. "Aber wir hatten Glück. Er hat den Kontakt selber gemeldet. So konnten wir ihn unschädlich machen. Ich bin mir sicher, daß es keine Folgen haben wird." Durch die Leitung hörte Westphal nur das schwere Atmen. Es machte ihn nervös. Endlich meldete sich der Andere: "Was war mit dem ersten Fall?" Der Professor atmete tief durch. Er war auf diese Frage vorbereitet gewesen, und trotzdem merkte er, wie seine Knie plötzlich weich wurden und seine Hand stützend nach dem Schreibtisch faßte. "Wie Sie wissen, konnte der erste Fall noch aus dem Institut entkommen. Irgendwie hatten die Sicherheitsvorkehrungen versagt. Einer der Techniker sagt, daß er ziemlich geschickt darin gewesen sein mußte, die elektronischen Sperren zu überwinden. Der Fehler ist inzwischen behoben. Jetzt sind wir hundertprozentig sicher. Außerdem konnte Fall Nummer eins von Dankhart noch in seiner Wohnung gestellt und sofort sauber eliminiert werden. Unseres Wissens hatte er keinerlei Kontakte auf dem Weg vom Institut zu seiner Wohnung. Ein kleines Problem gibt es allerdings, das aber unserer Meinung nach vernachlässigbar ist."

Wieder dieses schwere Atmen. "Ein kleines Problem?" Westphal räusperte sich: "Nun, als wir nach der Eliminierung die Wohnung durchsuchten, fanden wir einen Vogelkäfig." "Ja und?"

Westphal schwieg einige Sekunden, bevor er antwortete: "Der Käfig war leer. Und ein Fenster in der Wohnung war offen. Aber, daß unser Fall das Tier eventuell kontaminiert haben könnte, ist so gut wie unmöglich." "So gut wie?" blaffte der Andere heißer. "Na ja, bei dem Tier handelte es sich nach den Federn im Käfig zu schließen, um eine Krähe oder einen Raben. Die Objekte können nach unserem bisherigen Erkenntnisstand nur per Tröpfcheninfektion oder direkten Blutkontakt übertragen werden. Aber auch dies ist nur Theorie. Wir können uns nach wie vor trotz aller Anstrengungen nur auf Annahmen verlassen. Und wer schmust schon mit einer Krähe?" Westphal verzog das Gesicht zu einer Grimasse angesichts des lahmen Scherzes.

Prompt schnaufte es auf der anderen Seite abfällig: "Mieser Witz, Professor. Ich hätte Sie für intelligenter gehalten. Hören sie jetzt gut zu, Westphal. Es ist uns scheißegal, ob jemand mit seinem verdammten Vogel schmust oder nicht. Fest steht, das Tier war mit dem Kontaminierten in einer Wohnung und ist entkommen. Fest steht auch, daß ihre Abteilung Scheiße gebaut hat. So gut wie, gibt es bei uns nicht. Ich kann nur für Sie hoffen, daß der Vogel schon ausgeflogen war, bevor er Kontakt mit dem ersten Fall hatte. Sie sollten am besten wissen, was uns blüht, wenn etwas davon nach draußen gelangt. Schließlich ist das Ganze auf ihrem Mist gewachsen, nachdem Sie das Projekt übernommen hatten. Eine Menge Leute haben sehr viel Geld in das Projekt gesteckt, weil Sie sie überzeugt haben, daß sie das Problem lösen werden und wären verdammt unglücklich zu hören, wenn sie es umsonst investiert hätten. Sie stehen übrigens auch auf deren Gehaltsliste., Eine kurze Pause. „Scheiß auf das Geld,, dachte Westphal, bevor der andere fortfuhr: „Wenn ich mich im übrigen nicht irre, ist in der Wohnung ein Flugticket gefunden worden?" Westphal schluckte: „Ja, aber wie gesagt, sind wir noch rechtzeitig gekommen. Wir haben den Flug jemand anderen antreten lassen. Er ist also offiziell verschwunden. Die Wohnung war ohnehin von uns angemietet worden und wurde von uns gekündigt. Außerdem haben wir den Auszug geregelt. Es gibt da keinerlei Verbindungen mehr. Alles hat seine Ordnung, niemand wird auch nur den geringsten Verdacht schöpfen., „Das, mein lieber Herr Professor,, kam es gedehnt aus dem Hörer, „setze ich voraus., Ein Klicken in der Leitung, das Gespräch war beendet. Westphal mußte sich setzen.

Das war ausgeschlossen, wie sollte der Fall den Vogel angesteckt haben. Wie? Und wenn... nein, das durfte nicht... der Professor griff sich an den Hals. Irgendwie schien es im Büro stickig und heiß geworden zu sein. Er drückte auf einen anderen Knopf der Telefontastatur und nach mehrmaligem Läuten meldete sich eine verschlafene Stimme: "Wer stört um diese Zeit?" "Hallo Doktor Kortner, Simon Westphal hier.

Wenn Sie unverzüglich in die Pathologie kommen könnten. Sie haben doch die Leiche des ersten Falles untersucht. Ist Ihnen dabei etwas besonderes aufgefallen?" Westphal konnte förmlich hören, wie sich auf der anderen Seite der Leitung die Räder einer Gedankenfabrik langsam in Rotation versetzten. "Ach der, Sie wissen doch, daß wir gemeinsam das Obduktionsergebnis abgesprochen haben. Keine Auffälligkeiten." Westphal antwortete ungeduldig: " Weiß ich, weiß ich, schließlich war ich selber dabei. Ist der Leichnam noch in der Kühlbox?" "Ja, er wird erst, den Vorschriften entsprechend, in einer Woche eingäschert." "Gut. Sie kommen sofort zu

mir... ja, ich weiß, daß Sie die letzten achtzehn Stunden...aber dafür werden wir schließlich bezahlt. Und angesichts der Umstände, wäre es sicherlich auch für Sie besser, wenn Sie sich ein wenig beeilten. Wenn Sie den Dicken gehört hätten, würden Sie schon auf der Matte stehen. Meine Empfehlung lautet kalte Dusche, Kaffee und etwas Benzedrin. Greifen Sie einfach mal in den Giftschränk von Cellarius, wie wär's?

Wir werden uns jetzt die Leiche noch mal anschauen. Und zwar jeden Quadratmillimeter seiner Haut. Mach Sie sich jetzt auf die Socken, ich warte in der Pathologie auf Sie und bereite schon alles vor. Den Weg kennen Sie noch, oder? Einfach den Korridor entlang und immer gerade..." Auf der anderen Seite war aufgelegt worden.

13

FENRIR

Dämon in Wolfsgestalt. Er ist der Sohn Lokis und der Riesin Angrboða. Die Götter zogen den Fenriswolf auf, doch er wurde ihnen zu groß und zu stark. Seine Wildheit fürchteten selbst die Götter und so beschlossen sie, ihn zu fesseln.

Und die Zwerge schmiedeten ein geschmeidiges, unzerreißbares Band, Gleipnir genannt, mit dem die Götter Fenrir fesselten. Dieses Band bestand aus fünf recht wunderlichen Bestandteilen: Aus dem Geräusch einer Katze, aus dem Bart der Weiber, aus den Wurzeln der Berge, dem Atem der Fische und dem Speichel eines Vogels. Um den riesigen, furchterregenden Wolf zu besänftigen, sein Vertrauen zu gewinnen und ihn zu überlisten, legte der Gott Tyr seinen Hand in den Rachen Fenrirs. Doch der mächtige, verschlagene Wolf merkte, was mit ihm geschah. So biß er Tyr die Hand ab. Dennoch hatten die Götter ihr Ziel erreicht. Umsonst zerrte Fenrir an seiner unmöglichen Fessel. Und erst am Tage der Götterdämmerung gelang es dem titanischen, dämonischen Wolf, sich zu befreien. Und er verschlang Odin und die Sonne. Und aus seiner Nachkommenschaft erwachsen den Göttern blutige Rächer. Auf Erden wurde es dunkel und kalt, Wolfszeit, das Ende der Welt.

14

HUGIN

„Hugin (Der Gedanke). Einer der beiden Raben, die auf Odins Schultern saßen und ihm zuflüsterten, was sie bei ihren Flügen über die Welt erkundet hatten.,“

Der schwarz gefiederte Vogel sah von der Höhe seines Ausblickes auf die Lichtung herunter. Seine schwarzen Augen blinzelten intelligent und listig, als er sich wichtigtuend aufplusterte. Unter ihm, im Halbdunkel des sich verabschiedenden Tages, hatten sich viele Tiere versammelt. Alle saßen oder standen sie stumm vor dem Baum, auf dem der Rabe saß und starrten zu ihm hinauf. Der Rabe stieß ein heiseres Krächzen aus und stieg, immer größere Kreise ziehend, in den abendlichen Himmel. Unruhe machte sich unter den Tieren breit. Ein seltsames Geräusch entstand, als sich so viele Tierstimmen vermengten und alle nach und nach unter Geraschel und Getrampel im Wald verschwanden.

15

NIMROD II

Kaden brachten den Opel mit quietschenden Reifen vor der Telefonzelle auf dem Dorfplatz zum Stehen. Er stopfte eine Münze in den Apparat und wählte Wilbrechts Nummer. Nach dem vierten Läuten meldete sich der Anrufbeantworter. Kaden sah auf seine Armbanduhr. Es war schon nach sechs abends. Offenbar hatte Wilbrecht keine Sprechstunde mehr. Auf der Visitenkarte fand Kaden auch die Privatnummer. Kaden wollte schon fast auflegen, als der Arzt sich meldete: "Kaden, ich hatte gehofft, daß Sie sich melden würden. Die Laborergebnisse sind da. Und es gibt da etwas, das Sie

sich unbedingt anschauen sollten. Ich bin mir zwar selbst nicht, sicher, aber wir sollten unbedingt reden." Kaden merkte, wie sich etwas in ihm zusammenzog. Mit einem Mal verspürte er das dringende Bedürfnis, eine Zigarette zu rauchen und einen Schnaps zu trinken. Er räusperte sich, bevor er langsam antwortete: "Und es gibt auch hier etwas, das Sie sich unbedingt anschauen sollten, Doktor. Ich mache Ihnen einen Vorschlag. Wie wär's, es ist Freitag abend und Sie wollten doch sicher schon mal ein gemütliches Wochenende auf dem Land verbringen. Wissen Sie, wie Sie hier raus finden?" "Ich hab `ne Karte, werd`s schon finden," erwiderte Wilbrecht. Kaden fielen wieder Schnaps und Zigarette ein. "Ich warte in der Dorfkneipe auf sie. Leicht zu finden, direkt am Dorfplatz, gegenüber des Dorfteiches, gegenüber der Dorfkirche, neben der Dorfschule..." "Hört sich nach einem richtig klassischen Dorf an," lachte der Doktor. "Na gut, ich packe nur ein paar Sachen und mache mich auf den Weg." Kaden legte auf. Irgendwie hatte er das Gefühl, daß es heute nicht bei einem Schnaps bleiben würde. Er sah zum Himmel hinauf. Ein paar Schwalben, Nachzügler, die sich bereit machten, dem herannahenden Winter zu entfliehen, jagten in spielerischer Anmut über den Teich. Er bückte sich und hob einen kleinen Stein auf. Mit einer fließenden Bewegung schleuderte er das Geschoß einem der Vögel hinterher. Mit einem Piepsen fiel die Schwalbe herunter und landete platschend neben dem Stein im Teich. Kaden starrte lange auf die sich konzentrisch ausbreitenden Ringe im Wasser, auf dessen Oberfläche der tote Vogelkörper sachte auf und ab schaukelte.

16

SEKTION

Oktober 2000, das Institut

Das grelle Licht der Halogenlampen zeichnete den Leichnam in unnatürlichem Weiß, hart und konturenreich. Westphal atmete hörbar ein, als sein Gegenüber auf eine Stelle der Haut des toten Körpers zeigte. "Hm," brummte Kortner nachdenklich: "Wie hatten wir das nur übersehen können? Sehen Sie mal hier. Wenigstens Cellarius hätte das sehen müssen. Wo hatte er nur seine Augen gehabt." Er hob den rechten Arm der Leiche an und

spreizte Zeige- und Mittelfinger des Toten weit auseinander. „Sieht aus wie eine winzige Schnittwunde. Hier, sehen Sie doch bloß. Aber unter der Lupe ist zu erkennen, daß es sich eher um einen Riß handelt, hervorgerufen durch einen spitzen aber dennoch nicht sehr scharfen Gegenstand. Dazu sind die Wundränder zu ausgefranst. So wie von einem stumpfen Messer..." "Oder von einem Schnabel," ergänzte Westphal tonlos. "Zum Beispiel der Schnabel einer Krähe oder eines Raben." Kortner sah Westphal nachdenklich und etwas ratlos an: "Ich nehme mal an, daß Sie mir gleich erklären, was es damit auf sich hat?"

17

DYNAMIK

Oktober 2000, das Institut

Westphals Herz schlug bis zum Hals. Er hatte Kortner wieder auf seine Unterkunft geschickt und ihm versprochen, später alles zu erklären. Stundenlang hatte er vor dem Computer gesessen und die vorbei huschenden Zahlenkolonnen angestarrt. Schweißperlen glänzten im blauen

Licht des Monitors auf seiner Stirn wie filigraner Schmuck. In den Gläsern seiner Brille spiegelte sich immer wieder der Satz:

PROZESS UNUMKEHRBAR ABBRUCH NICHT MÖGLICH.
WAHRSCHEINLICHKEIT DER EIGENDYNAMISCHEN
ENTWICKLUNG 98 %. PROGRAMM FÜR DIE PRAXIS
UNGEEIGNET.

"Ganz ruhig, gaaanz ruhig. Du darfst jetzt nicht schlapp machen oder die Nerven verlieren. Das ist alles nur eine rein hypothetische Berechnung, eine Annäherung, nichts weiter. So, wie es sich hier auf dem Schirm darstellt, ginge alles daneben. Noch haben wir die Situation aber unter Kontrolle. Ok, wir machen jetzt erstmal eine Pause und gehen dann alles noch mal von vorne durch. Sicher habe ich bloß ein paar Zahlenreihen durcheinander gebracht. So kann ich mich einfach nicht konzentrieren. Ich brauche Schlaf. Ich brauche dringend ein paar Mützen voll Schlaf. Dann wird sich herausstellen, daß ich einfach übermüdet war, einen Eingabefehler gemacht habe."

Es dauerte einen kleinen Augenblick, bis er merkte, daß er mit sich selbst redete, daß er sich selbst etwas einzureden versuchte. Westphal wußte im Grunde genommen genau, daß er nichts falsch gemacht haben konnte. Er hatte das Programm selbst entwickelt und kannte es in- und auswendig. Natürlich hatte er nur von den ihm bekannten Daten ausgehen können. Also mußte es sich in der Realität durchaus nicht so abspielen. Es handelte sich um so etwas wie ein Chaos-Programm. Er hatte das gesamte Nimrod-Projekt darin Schritt für Schritt eingegeben, keine auch noch so nebensächlich erscheinende Einzelheit ausgelassen, bis hin zu den letzten ihm bekannten Fakten. Das hieß: der entflohene Rabenvogel aus dem Käfig des kontaminierten aber beseitigten Mitarbeiters, der zuletzt kontaminierte und ebenfalls eliminierte Kaltenborn und die Entdeckung der zuvor übersehenen Wunde bei der Leiche. Das Programm war so angelegt, das es auf die wahrscheinlichste Entwicklung hin zusteuerte und so etwas wie eine Zukunftsprognose für das Projekt Nimrod ablieferte. Westphal fiel unwillkürlich das berühmte Beispiel des Schmetterlings ein, dessen Flügelschlag irgendwo auf der Welt eine Katastrophe auslöste.

Er hatte sein Programm scherzhaft "Nostradamus" getauft. Doch was "Nostradamus" ihm zu erzählen hatte, machte seinem Namengeber alle Ehre und jagte ihm einen eiskalten Schauer den Rücken hinunter. "Nostradamus" war einfach davon ausgegangen, daß die Krähe sich beim kontaminierten

Mitarbeiter infiziert hatte. Des weiteren beruhte seine Schlußfolgerung ganz einfach auf den bisherigen Erkenntnissen der Experimente, die Westphal in den vergangenen Monaten selbst vorgenommen hatte. Deshalb war „Nostradamus“, von einer gesteigerten Intelligenz und Aggressivität bei der Krähe ausgegangen und hatte sie nach ihrer Flucht aus dem Käfig einen fröhlichen Siegeszug der Infektion in einem nahegelegenen ausgedehnten Waldgebiet antreten lassen. Demnach müßte inzwischen die Hälfte aller im Wald lebenden Tiere mit Nimrod infiziert sein und ein entsprechendes Verhalten an den Tag legen. Westphal wagte gar nicht daran zu denken, was geschehen würde, wenn "Nostradamus" auch nur im Ansatz Recht behielte. Er konnte doch nicht nur auf Grund einer Computersimulation Großalarm geben und das ganze Projekt abblasen. Nein, natürlich mußte man die Möglichkeit des Eintretens von "Nostradamus" Vorhersage prüfen. Aber das hatte diskreter und ohne jegliche Panik zu geschehen. Und er wußte auch schon, wen er mit dieser Aufgabe betrauen konnte.

Etwas erleichtert, darüber, daß er so etwas wie den Ansatz einer Gegeninitiative entwickelt hatte, rieb er sich die schmerzenden Augen. Sein Blick fiel auf sein grünes Notizbuch. Trotz aller Computertechnologie und der modernen Mittel, die ihm zur Verfügung standen, bewahrte er sich diese kleine nostalgische Schwäche. Er liebte es, in dem zerfledderten Büchlein Zeichnungen anzufertigen und seine Ideen niederzuschreiben. Westphal war ein erstaunlich guter Zeichner, und die Skizzen, die er darin angefertigt hatte, würden jedem biologischen Lehrbuch zur Ehre gereicht haben. Darüber hinaus benutzte er es auch als sein Tagebuch. Er hatte es sich zur Gewohnheit gemacht, wichtige Ereignisse akribisch zu notieren. Es half ihm bei Problemlösungen und war eine angenehme Form der Retrospektive. In Gedanken versunken, nahm er das Buch vom Schreibtisch, stand auf, schaltete das Licht aus und ging aus dem Büro. Sorgsam verschloß er die Tür hinter sich. Das Notizbuch wanderte in die linke Tasche seines Kittels, bevor er zu seiner Unterkunft ging. Nachdem er geduscht hatte, machte er es sich auf seinem schmalen Bett so bequem, wie es eben ging und begann, in dem kleinen Buch zu blättern.

WAHRNEHMUNG

Der Blitz in Kadens Kopf breitete sich so aus, wie die Kreise, die der herabfallende Stein auf der Wasseroberfläche des Teiches eben hervorgerufen hatte. Einen Moment glaubte er, sich übergeben zu müssen, dann ließ der quälende Druck in seinem Kopf nach.

Als er seine Augen öffnete, stellte er zu seiner Verblüffung fest, daß er auf die Knie gesunken war. Hatte ihn der Schmerz derart überwältigt, daß er nicht einmal bemerkt hatte, wie er zusammengebrochen war? Und was in Dreiteufelsnamen hatte ihn dazu gebracht, diesen Stein nach dem Vogel zu werfen? Er hatte eine Schwalbe mitten im Flug nur mit einem Stein abgeschossen, diesen pfeilschnellen Vogel in vollem Flug aus der Luft geholt. Das hätte kein verdammter Kunstschütze auf der Welt hingekriegt. Er schüttelte sich. Was war mit ihm los? Er wartete vergeblich wenigstens auf einen Anflug schlechten Gewissens. Schließlich hatte er, ohne jeden triftigen Grund, willkürlich ein Tier getötet. Etwas, das zutiefst wider seine Überzeugung und, so hoffte er im Augenblick zumindest, wider seine Natur war. Das zumindest registrierte er noch leicht irritiert. Was ihn jedoch weit mehr aus der Bahn zu werfen drohte, war dieses Gefühl, das ein Beutejäger hat, wenn er tötet. Eine Mischung aus Wollust, Triumph und Befriedigung. Kaden rieb sich den Nacken. "Schätze, ich brauche dringend einen Schnaps, sogar ziemlich dringend," murmelte er griesgrämig vor sich hin. Immer noch leicht benommen, stapfte er in Richtung Dorfkneipe. Auf dem Kiesweg knirschten seine Schritte laut wie Kanonenschläge. Kaden hielt inne und schüttelte den Kopf. "Verdammte Kopfschmerzen," dachte er, während er die kalte Luft tief in seine Lungen sog. Das Wetter würde sich sicher ändern. Er konnte Schnee riechen.

Eintragungen aus dem Tagebuch von Professor Simon Westphal:

Leipzig, den 12. März 1996

Ich bin nicht sicher, ob der gestrige Tag unbedingt ein glücklicher Tag in meinem Leben war. Sicher ist jedoch, daß er es nachhaltig verändern wird. Und das ist der ausschlaggebende Punkt. Gestern morgen, kaum hatte ich meinen Mantel in meinem Büro aufgehängt, klingelte das Telefon. Meine Sekretärin kündigte die Ankunft von drei Herren an, die sich als Vertreter eines großen Industriekonzerns vorgestellt hatten. Die üblichen Headhunter, dachte ich. Immer auf der Suche nach den besten Semestern, um sie mit lukrativen Angeboten in ihre Labors zu locken. Ungewöhnlich war nur, daß man sich diesmal direkt an mich wandte. Ich hatte gerade aufgelegt und nicht einmal Zeit gehabt, über den seltsamen Anruf nachzudenken, als meine Sekretärin justament in der Tür erschien. An ihr vorbei schoben sich zwei, in dunklen Anzügen steckende, kantige Männer, die sich links und rechts der Tür aufbauten wie Litfaßsäulen. Irgendwie erinnerten die beiden mich mit ihren kurzen, muskulösen Hälsen an Rottweiler. Ein Stachelhalsband hätte die Illusion perfekt gemacht und jeden Moment wartete ich darauf, daß einer von ihnen anfangen würde, bedrohlich zu knurren. Zwischen den beiden tauchte ein kleiner, drahtiger Mann auf, der meiner Sekretärin irgendwas ins Ohr flüsterte, woraufhin sich diese zu meiner nicht enden wollenden Verwunderung ohne ein weiteres Wort zurückzog. Der kleine Mann

entschuldigte sich äußerst kultiviert und fragte mich, ob ich schon über sein Kommen informiert worden sei. Ich nickte, immer noch zu verblüfft, um zu antworten, geschweige denn, gegen den Überfall zu protestieren. Ohne auch nur eine Einladung meinerseits abzuwarten, setzte er sich mir gegenüber hin. Waren seine beiden Adlaten die perfekten Verkörperungen von Rottweilern so würde man ihn, wenn man schon bei kaniden Vergleichen war, als Drahthaar bezeichnet haben. Ständig hatte man Gefühl, als könne augenblicklich keifend zuschnappen. Der typische Wadenbeißer, flink, aufmerksam, verschlagen und unberechenbar.

Was der Drahthaar im folgenden zu erzählen hatte, war allerdings dermaßen erstaunlich, daß ich eine Weile blöde glotzend, mit offenem Mund dagesessen haben mußte.

"Herr Professor, Sie entschuldigen, wenn ich mich nicht vorstelle. Mein Name tut nichts zur Sache. Ich bin lediglich als Übermittler hier. Ich wurde ermächtigt, Sie im Auftrage unseres Konzerns anzusprechen. Sie gelten als Kapazität auf dem Gebiet der Paläo-Biologie, mit dem Schwerpunkt Genforschung. Des weiteren sind wir darüber informiert, das Sie schon seit einer geraumen Weile mit ihrer Situation äußerst unzufrieden sind. Die sehr begrenzten, Ihnen zur Verfügung stehenden Mittel, machen eine vernünftige Forschung beinahe unmöglich. Wie Sie vielleicht wissen, befaßt sich unser Konzern schon seit einiger Zeit mit der Erforschung des Ursprunges allen Lebens sowie den daraus resultierenden Möglichkeiten für eine erfolgreiche praktische Umsetzung und damit kommerzielle Verwertung. Darüberhinaus erhoffen wir uns Rückschlüsse auf unsere Zukunft und die Versorgung der Menschheit mit unerschöpflichen Energien und, sagen wir mal, den damit verbundenen, bisher ungeahnten Aussichten. Über weitere Details muß ich Sie vorerst leider im Unklaren lassen. Das geschieht aus Gründen der Sicherheit, wofür ich Sie um Verständnis bitte. Ich bin aber sicher, und entschuldige mich gleich für diese vorauseilende Schlußfolgerung, daß Sie bei dem Angebot, das ich Ihnen nun unterbreiten werde, alle Zweifel über Bord werfen und sich uns anschließen werden. Wenn Sie bitte einen Blick auf die von uns vorbereiteten Dokumente mit den darin enthaltenen Konditionen werfen würden." Er lehnte sich nach seinem eloquenten und verdächtig einstudiert klingenden Monolog in seinen Stuhl zurück und sah mich mit seinen wasserblauen Augen ausdruckslos an. Ich nahm die Papiere, ohne ein Wort vom Schreibtisch, setzte mich und begann zu lesen. Die Jungs waren tatsächlich von einem der weltweit größten Konzerne geschickt worden. Pal-Gen beschäftigte sich mit so ziemlich allem, was mit Energie-Ressourcen im weitesten Sinne zu tun hatte und Profit versprach. Ich hatte die Arbeiten des

Konzerns bisher mit Interesse verfolgt. Allerdings war auch aus den Dokumenten nicht ersichtlich, um was es bei dem besagten Projekt ging, für das man mich anheuern wollte. Dieses Manko wurde jedoch durch ein finanzielles Angebot wieder wett gemacht, bei dem mir fast schwarz vor Augen wurde. Was mich jedoch noch mehr beeindruckte, waren die Mittel, die mir zu meiner Forschung zur Verfügung gestellt wurden. Mir wurden praktisch alle Freiheiten gewährt, von den ein Wissenschaftler damals träumen konnte. Ich versuchte, wahrscheinlich vergeblich, zu verbergen, wie sehr ich beeindruckt war. Es war genau die Gelegenheit, nach der ich die ganze Zeit gesucht hatte. Und hier stand dieser kleine Mann und gab mir die Möglichkeit, mich aus dem starren Gerüst universitärer Vorschriften und ständiger, deprimierender Geldknappheit von heute auf morgen zu befreien.

Alles war perfekt vorbereitet worden. Man hatte wirklich ganze Arbeit geleistet und an alles gedacht. Es würde so aussehen, als reichte ich aus persönlichen Gründen meine Kündigung ein, um mich in der lukrativeren Privatwirtschaft zu verdingen. Selbst ein Arbeitsvertrag mit Pal-Gen war bis ins kleinste Detail vorbereitet worden.

Für einen Nachfolger war auch schon gesorgt worden, so daß ich fristlos kündigen konnte. Einfach perfekt. Allerdings keine große Kunst, zog man den Umstand in Betracht, daß Pal-Gen zu den Konzernen gehörte, die unsere Uni mehr als großzügig mit regelmäßigen Spenden unterstützten. Ich würde sicherlich kein allzu großes Risiko eingegangen sein, wenn ich meine rechte Hand darauf gewettet hätte, daß ein kleiner Anruf beim Unidekanat und beim Stiftungsrat genügt hatte, um den Weg frei zu machen. Der Ärger darüber, daß man mein Einverständnis einfach vorausgesetzt hatte, wurde durch den opulent bemessenen Vertrag mehr als besänftigt. Ich wußte, welche Potenz hinter diesem Konzern steckte und eine Gänsehaut, derer ich mich einfach nicht erwehren konnte, überkam mich, wenn ich an die Forschungsmittel dachte, die mir zur Verfügung stehen würden. Ich war im Olymp der machbaren Wissenschaften angelangt. Man wollte mich unbedingt haben. Und man sollte mich unbedingt haben.

Ich mußte nicht zweimal überlegen. Ich unterschrieb alles, was mir vorgelegt wurde und der Kleine versprach mir, daß ich im Laufe der nächsten Woche von ihm hören würde. Als er rausging, folgten ihm seine beiden Rottweiler bei Fuß, genau wie ihre vierbeinigen, gut dressierten Vettern es getan haben würden. Ich fragte mich nur, zu welchem Zwecke die beiden dienten. Hatten sie mich mit körperlicher Gewalt zwingen sollen, falls ich nicht freiwillig bereit gewesen wäre, zu unterschreiben? Dies schien mir doch zu absurd und zu weit hergeholt. Auch konnte ich mir nicht vorstellen,

daß sie ernsthaft geglaubt hatten, mich mit den beiden Witzfiguren in irgendeiner Weise zu beeinflussen oder gar einzuschüchtern. In der Tat schien es mir, als ob manche Kreise einfach nicht anders konnten, als ihren eigenen Klischees zu entsprechen. Was wiederum die Frage aufwarf, was eher da war. Das Klischee oder das Original.

Als sie raus waren, mußte ich mich setzen. In irgendeiner Schublade meines Schreibtisches hatte ich noch eine zur Hälfte gefüllte Flasche Whisky, die schon seit Monaten darauf wartete, gänzlich geleert zu werden. Wann, wenn nicht jetzt, wäre der geeignetere Augenblick gewesen, um dies nachzuholen.

20

LABORRATTEN

Von Professor Simon Westphal.

Mecklenburg-Vorpommern, 18. Juli 1996

**Auszug aus den Ergebnissen meiner ersten Experimente mit
Nimrod**

Die ersten Reaktionen konnten bei den Probanden schon nach vierundzwanzig bis achtundvierzig Stunden beobachtet werden. Auffallend war vor allem, daß sich die Sinneswahrnehmungen extrem verschärft hatten.

Dies gilt besonders für die Sehkraft, das Hören und den Geruchssinn. Bei den weiblichen Probanden war dagegen zu unserer größten Verblüffung keine auffallende Änderung zu registrieren. Als ich die männlichen Probanden auf eine Entfernung von zehn Metern nur mit einem leisen Flüstern ansprach, konnte mir jeder einzelne von ihnen wiederholen, was ich zu ihnen gesagt hatte. Geradezu sensationell war ihr olfaktorisches Wahrnehmungsvermögen. Es war ihnen möglich, Duftstoffe in homöopathischer Verdünnung wahrzunehmen, die keinem Menschen jemals aufgefallen wären. Die Sehschärfe ist mit der von Raubvögeln vergleichbar. Dabei waren die Probanden mit relativ geringen Dosen geimpft worden. Und doch zeigte Nimrod eine solche Wirkung. Ebenso erstaunlich, wie erschreckend. Bleibt abzuwarten, wie lange die Wirkung des Mittels anhält. Vor Einsetzen der stark verschärften Sinneseindrücke, klagten alle Probanden über heftige, stechende Kopfschmerzen, die aber schon nach kurzer Zeit vollständig verschwanden.

Die Versuchstiere, bei denen Nimrod vor sechs Wochen getestet wurde, legen immer noch ein auffällig aggressives Verhalten an den Tag. Zudem konnte eine deutliche Steigerung ihrer Intelligenz nachgewiesen werden. Einer der Affen hatte es tatsächlich geschafft aus dem Käfig zu entkommen. Er hatte sich die dreistellige Kombination des Zahlenschlosses gemerkt. Offensichtlich hatte er mir beim Öffnen und Schließen des Vorhängeschlosses aufmerksam zugesehen. Ich erinnere mich noch genau an den kleinen Affen. Besonders an jenes Experiment, das ich mit ihm anstellte, werde ich nicht vergessen. Als ich ihn nach den medizinischen Untersuchungen wie gewöhnlich in den Käfig zurück brachte, schloß ich ab und ging aus dem Labor. Über die Kamera beobachtete ich den kleinen Burschen. Fünf Minuten nachdem ich gegangen war, machte er sich an dem Vorhängeschloß zu schaffen. Dabei konnte ich mich des Eindruckes nicht erwehren, daß er diese fünf Minuten bewußt abgewartet hatte, um ganz sicher zu sein, daß ich das Labor wirklich verlassen hatte und er davon ausgehen konnte, nicht gestört zu werden.

Was dann geschah, verblüffte mich außerordentlich. In nicht ganz zehn Sekunden hatte der kleine Affe das Zahlenschloß entriegelt und die Käfigtür geöffnet. Mißtrauisch lugte er aus seinem Gefängnis, bevor er mit einem behenden Satz auf dem Fußboden landete. Ich staunte nicht schlecht, als sich mein überaus kluger Geselle zielsicher in Richtung Labortür bewegte. Vor der Tür kauerte er sich hin und nahm die Klinke eine Weile in Augenschein. Er stieß sich ab und landete auf der Türklinke. Heftig ruckelte er daran herum. Natürlich hatte ich die Tür abgeschlossen. Die

Enttäuschung über den Mißerfolg war dem Tier sichtlich anzumerken. Es schrie frustriert auf, bleckte sein scharfes Gebiß und rüttelte erneut am Türgriff. Als dies wieder keinen Erfolg zeitigte, tat der Affe etwas höchst Erstaunliches. Ich wollte mich schon daran machen, ins Labor zurückzugehen, um den kleinen Ausbrecherkönig wieder zu inhaftieren, als er wie von der Tarantel gestochen auf seinen Käfig zuschoß, durch die Tür huschte und in Sekundenschnelle das Vorhängeschloß wieder einrasten lies. Offenbar hatte er meine Schritte gehört, als ich mich der Labortür näherte oder er war davon ausgegangen, daß jemand seinen Versuch, die Tür zu öffnen, gehört haben konnte. In der Tat war das heftige Rütteln des Affen an der Türklinke, sowie seine frustrierten Schreie im ganzen Flur zu hören gewesen. Als ich ins Labor trat, saß er wieder in seinem Käfig.

Bei dem Anblick, der sich mir nun bot, hätte ich fast laut losgelacht. In dem Augenblick, in dem ich das Labor betreten hatte, hockte der Affe in einer Ecke seines Käfigs und betrachtete scheinbar fasziniert die Finger seiner Hand. Den Ellenbogen stützte er dabei in der anderen Hand. Das verblüffend menschenähnliche dieser Pose, die auf so auffällige Weise, in der Manier eines schlechten Schauspielers, Unauffälligkeit vortäuschen sollte, so als wäre rein gar nichts geschehen, verdatterte mich über die Maßen. Fast erwartete ich noch, daß der Bursche wie beiläufig vor sich hin zu pfeifen begann. Der Affe starb leider schon einige Tage nach diesem denkwürdigen Vorfall. Sein Körper war von Metastasen zerfressen. Und noch etwas blieb in meinem Gedächtnis haften. Kurz bevor es starb, hatte mich das Tier angesehen. Natürlich ist meine Auffassung subjektiv. Doch vermeinte ich in seinen vom Morphium getrüben Augen so etwas wie Haß entdeckt zu haben. Bisher haben wir nicht den geringsten Hinweis darauf, wie der Krebs entstanden sein könnte und ob er ursächlich mit Nimrod zusammenhängt.

Nota bene: Die menschlichen Probanden, sowohl die weiblichen wie auch die männlichen, wurden, wie vorgesehen, nach den erfolgten Experimenten, entsorgt.

Alle männlichen Probanden waren ohne Ausnahme unheilbar an Krebs erkrankt. Sie wären innerhalb von wenigen Wochen unter Schmerzen qualvoll verstorben. Sie wurden nach den Experimenten und deren Auswertungen sediert.

Was mich jedoch bis heute eindringlich beschäftigt, ist die Tatsache, daß bei der Sektion der männlichen Leichen nach der Sedierung ein auffälliger Rückgang der Metastasen festgestellt werden konnte. Ich habe vor, bei den

nächsten Probanden mit der Sedierung nach erfolgten Experimenten noch einige Wochen zu warten. Derweil stehen wir vor einem noch größeren Problem. Trotz aller erdenklichen Tests, ist es uns bisher weder gelungen, die Ursache für die explosionsartige Ausbreitung der Krebserkrankungen festzustellen, noch die Natur Nimrods oder dessen Wirkweise auch nur annähernd zu analysieren und so zu bestimmen, daß wir verlässliche Schlußfolgerungen anstellen könnten, mit was wir es hier in Wahrheit zu tun haben.

21

Oktober 2000, das Institut

Westphal klappte die Kladde zu und empfand plötzlich eine irrationale Wut. Wut auf seinen gefangenen russischen Kollegen und auf das Wissen, daß er in sich verschlossen barg. Westphal trat mit seinem Team seit Jahren auf der Stelle. Bis auf die Ergebnisse die Nimrod an den Probanden gezeitigt hatte, konnte sein Team nichts vorweisen. Die Reaktionen, welche die Probanden nach der Verabreichung der Substanz an den Tag gelegt hatten, waren es auch gewesen, die Kortner damals auf die Idee gebracht hatten, das Zeug Nimrod zu taufen.

Nimrod, der sagenhafte Jäger aus dem Alten Testament. "Mit den durch die Zugabe der Substanz verfeinerten Sinnen, wären sie die perfekten Jäger, die Super-Soldaten. Einfach unschlagbar und jedem anderen Wesen weit überlegen," hatte Kortner phantasiert. An diesem Tag wurde Nimrod geboren. Damals war Westphal erst als Chef zum Team gestoßen. Ihm war es zwar gelungen, die Methode mit der man die Substanz aus den fossilen Mineralien isolierte, wesentlich zu vereinfachen. Doch war er bisher außerstande gewesen, sie zu analysieren. Der anfänglichen Euphorie, die sich nach der wesentlich wirtschaftlicheren Methode zur Isolierung Nimrods eingestellt hatte, war eine Phase der absoluten Depression gewichen. Nimrod

hatte sich jedem Versuch, sich in irgend einer Weise genetisch einordnen, geschweige denn exakt wissenschaftlich bestimmen zu lassen, hartnäckig entzogen. Grundlage waren die fossilen Funde gewesen, die man bei Dragmir im Pamir-Gebirge gefunden hatte. Steinerne Zeugen aus einer Epoche, die sich jeglicher menschlicher Vorstellungskraft entzog. Der einzige, der eventuell über das Geheimnis, das sich hinter diesen Funden verbarg, hätte Auskunft geben können, war der geheimnisvolle Russe.

22

Doch Pjotr Iljitsch Dragmir konnte nichts mehr über den Verbleib seiner Notizen sagen. Westphal überlegte, ob er dem Mann in seiner Zelle einen Besuch abstatten sollte. Er war sich nicht sicher, ob er momentan in der Lage war, den Anblick des apathischen Russen, der vielleicht den Schlüssel zum Stein der Weisen in sich trug, zu ertragen. Er schüttelte sich, knöpfte sein Hemd auf und zog eine Kette, an der ein Schlüssel hing, über seinen Kopf. Mit dem kleinen Schlüssel schloß er einen in der Wand eingelassenen Stahlschrank auf und entnahm ihm die Chipkarte zu Dragmirs Zelle. Er hatte die lästige Angewohnheit, Dinge, die nicht an irgend etwas befestigt waren, zu verlieren. So hatte er sich angewöhnt, alle losen Gegenstände von Wichtigkeit in diesem kleinen Schrank aufzubewahren. Den kleinen Umstand, sich jedesmal an den Schrank zu wenden, wenn er etwas brauchte, nahm er gern in Kauf. Es war gegenüber der zeitraubenden Sucherei nach irgendwelchen Schlüsseln, Karten oder ähnlichen kleinen Gegenständen, welche die Angewohnheit hatten, spurlos zu verschwinden, das wesentlich kleinere Übel.

Als er sich auf den Weg zum Aufzug machte, der in den Zellentrakt hinab führte, beschlich ihn so etwas wie eine kassandrische Vorahnung. Die ganze Sache war dabei, aus dem Ruder zu laufen. Und plötzlich hatte er, das seinem Wesen völlig zuwiderlaufende Bedürfnis, einfach davonzulaufen und alles hinter sich zu lassen. Einfach ganz weit weg, irgendwohin, wo er von niemanden gefunden werden konnte. Er versuchte, den Gedanken

loszuwerden, indem er sich auf die vor ihm liegende Aufgabe konzentrierte und drückte den blauen Knopf, der ihm die Schleuse zu den Zellen öffnete. Als die Tür zischend zur Seite fuhr, zuckte er unwillkürlich zusammen. Seine Hand schloß sich um die beiden Ampullen, die er in der rechten Tasche seines Kittels trug. Mit ihnen verband er eine wilde, verzweifelte Hoffnung. Eine der Ampullen war mit einer reichlichen Dosis "Nimrod" gefüllt, die andere mit einem starken Beruhigungsmittel.

23

FIMBULWINTER

„Eine der schrecklichen Naturkatastrophen, die den Weltuntergang begleiten. Drei Jahre grimmiger Kälte veröden die Welt.,

In Kadens Kopf dröhnten die Glocken von Nôtre Dame. Die Gespräche in der Kneipe schwappten zu ihm herüber wie die wütende Brandung einer aufgewühlten See, während der Zigarettenrauch erbärmlich in seiner Nase brannte. Als Mario, der Wirt, ihm Schnaps und Bier servierte, glaubte er einen Moment, sich übergeben zu müssen. Der Schmerz wütete in seinem bandagierten Arm, pochte, stach. Kaden stöhnte auf.

"Ist Dir nicht gut?" fragte Mario besorgt. "Siehst aus, als wäre jemand durch dich hindurchgegangen. Solltest vielleicht mal was Lustiges schreiben,

statt immer diese seltsamen Gruselgeschichten. So was geht doch nicht spurlos an einem vorbei. Wirst du langsam meschugge von, weißt du." Er wedelte dabei mit einer Hand vor seinem Gesicht hin und her und verdrehte theatralisch die Augen, um seinem Satz mehr Gewicht zu verleihen. Anschließend beugte er sich zu Kaden hinab und flüsterte ihm verschwörerisch zu: „Du weißt, ich lese kaum. Mal „Auto, Motor, Sport,, oder die eine oder andere Zeitung. Aber ob du's glaubst oder nicht, ich hab' mal eins von deinen Büchern gekauft. Und sogar gelesen. Hab' einfach mal wissen wollen, was da so bei Dir vorgeht., Dabei tippte er sich vielsagend mit dem Zeigefinger an die Stirn. „Unten im Markt ist so ein Stand mit Büchern. Die hat mich vielleicht angeglotzt, die Verkäuferin. Richtig komisch kommt man sich dabei vor, wenn man ein Buch von Dir kauft. Oder vielleicht hat sie auch nur so dämlich geguckt, weil ich überhaupt ein Buch gekauft habe, ha, ha. Na ja, ist eben ein Dorf. Also ich bin nicht so recht daraus schlau geworden. Trotzdem habe ich alles gelesen. Dabei schlafe ich sonst beim Lesen immer ein. Eins muß man Dir lassen, spannend ist es schon. Aber irgendwie auch ein bißchen verdreht, findest Du nicht? Ich will Dir ja nicht zu nahe treten. Aber wenn ich so was schreiben würde, könntest Du mich nach ein paar Jahren in der Klappsmühle besuchen. Was sage ich. Nach ein paar Wochen. Und damit kannst Du so richtig Kohle verdienen, was? Hab' neulich einen Bericht im Fernsehen über Dich gesehen. Deine Bücher gehen weg wie warme Semmeln. Und dieser Reich-Radezky..., „Ranicky, Mario, Ranicky,, korrigierte Kaden ihn und sah Mario verblüfft an: „Du hast Dir doch nicht etwa das Literarische Quartett angesehen?,, Mario blies die Wangen auf: „Bin da so reingerutscht, beim hin und her schalten. Werbung wollte ich auch nicht gucken. Ich wollte das auch schon wegdrücken, als Dein Name plötzlich fiel. Na ja, ist auch egal. Jedenfalls hat dieser Kerl Deine Bücher total runter gemacht, Schund, primitiv und was weiß ich noch, und dann haben die Schinken sich auf einmal noch mal so gut verkauft. Siehste mal, die Welt ist verrückt, ich sag's ja immer., Mario schüttelte den Kopf und klopfte Kaden auf die Schulter. Dabei stieg ein penetranter Geruch von Spülwasser, Nikotin, Schweiß, abgestandenem Bier und billigem Rasierwasser, gut durchmischt mit einem Hauch von Bratenfett, von dem Wirt auf. Für Kaden schien die Welt nur aus Gerüchen und Geräuschen zu bestehen. Er griff sich an den Kopf und stöhnte, was den Wirt dazu veranlaßte, sich besorgt über ihn zu beugen: „Alles klar mit Dir? Du siehst reichlich ramponiert aus. Vielleicht solltest Du mal Urlaub machen, ich meine wegen Deinem Kopf und wegen der verrückten Gesichtern und so.,

Kaden antwortete: "Da magst Du schon recht haben. Vielleicht sollte ich wirklich mal Urlaub machen, aber keine Sorgen. Mein Arm schmerzt ein wenig aber mit meinem Kopf ist soweit alles in Ordnung. Glaub ich jedenfalls. Bring mir lieber gleich noch einen Schnaps, dann geht`s wieder."

"Ja, ja, so ein Schnäpschen und die Welt sieht auf einmal ganz anders aus," grinste Mario zustimmend. Kaden nickte beipflichtend. Zufrieden damit, daß die Welt durch so einfache Dinge wieder in Ordnung gebracht werden konnte, wackelte der kleine, dickliche Wirt zurück zum Tresen und wirbelte dabei seinen Schnauzbart, wobei er kopfschüttelnd vor sich hin brabbelnd weiter Bier zapfte. Kaden blickte ihm nachdenklich und leicht amüsiert hinterher.

„Wieso, zum Henker,, überlegte er, „verfüge ich plötzlich über den Geruchssinn eines Lawinenhundes und das Gehör einer Fledermaus?" Er schüttelte den Kopf und stürzte den Schnaps runter, den Mario inzwischen vor ihm abgestellt hatte. Wohlig breitete sich hochprozentige Wärme in seinem Inneren aus. Das Aroma des scharfen Getränks schien bis in seine Hypophyse vorzudringen. Er atmete ein paar mal tief durch. Die überwältigenden Sinneswahrnehmungen traten allmählich in den Hintergrund und verblaßten wie Tinte in der Sonne. Sein Blick fiel durchs Fenster auf den abendlichen Dorfplatz. Dicke Schneeflocken führten im Lichthof der Laternen unter der Choreographie eines entfesselten Sturmes einen wirbelnden Veitstanz auf.

Vergeblich kämpften die Scheibenwischer gegen das heftige Schneetreiben an. Innerhalb einer halben Stunde hatte sich die Straße in eine glitschige Rutschbahn verwandelt und schon zahlreiche andere ungeschickte Autofahrer, die mit dem plötzlichen Witterungsumschwung nicht zurecht gekommen waren, links und rechts in den Straßengraben verbannt. Jetzt standen sie vor ihren Blechkarossen im immer dichter fallenden Schnee und kratzten sich ratlos am Hinterkopf. Das Heck von Wilbrechts Wagen brach immer wieder seitwärts aus und ein paar mal war er kurz davor gewesen, sich zu den anderen Autofahrern zu gesellen. Doch nach einer Weile hatte er sich an die Straßenverhältnisse gewöhnt und eine gewisse Geschicklichkeit darin entwickelt, sein Gefährt halbwegs sicher durch den Schnee zu steuern.

Wilbrecht fingerte am Radio herum. Aus dem Äther drang nichts als Rauschen in das Innere des Wagens. Wieder brach der Wagen hinten aus und eines der Räder drehte durch, als es über die Grasnabe fast in den Graben gerutscht wäre. Wilbrecht brachte den BMW schlitternd zum Stehen. Verwundert starrte er aus dem Fenster. Er blies die Wangen auf und fluchte leise vor sich hin. "Schöne Scheiße. Schneetreiben im Oktober und saukalt ist es obendrein. Mit meinen Sommerreifen bin ich wohl schön angeschmiert. Weit komme ich damit nicht mehr, wenn das so weiter schneit. Wieso haben die im Radio nichts von diesem Wetterumschwung erzählt? Kein Verlaß auf die Kerle. Wetterfrösche, pah, es geht doch nichts über exakte Naturwissenschaften, ich meine wirklich exakte Naturwissenschaften!"

Sein humoristischer Kurzanfall machte schnell wieder der tristen Realität Platz. Wilbrecht überlegte, was er tun sollte. Viele Alternativen boten sich ihm nicht. Den größten Teil der Strecke hatte er schon hinter sich gebracht. Laut seiner Karte waren es nur noch wenige Kilometer bis zu Kadens Dorf. Also war an ein Zurückfahren jetzt auf keinen Fall mehr zu denken. Aber nach vorne ging es genausowenig weiter, wenn er nicht einen Unfall riskieren wollte. Frustriert klatschte er seine Hände auf das Lenkrad. Wenn er etwas haßte, dann war es, mit dem Auto nicht voranzukommen. Das hier kam in der Wertigkeit der widerwärtigen Dinge, die einem in solch rollenden Blechbüchsen widerfahren konnten, gleich nach einem Autobahnstau mitten im Hochsommer. Vergeblich hatte er seit ein paar Minuten versucht, mit seinem Handy ein Netz zu finden. Es gelang ihm einfach nicht durchzukommen. Mit einem wütenden Schnauben schleuderte er das

nutzlose Produkt hochentwickelter Technologie auf die Rückbank. Sein Blick fiel auf das Armaturenbrett. Der Tank war so gut wie voll. Die Nadel stand noch fast bis zum Anschlag, was auf Wilbrecht eine eigenartig tröstliche Wirkung ausübte. Gut, daß er daran gedacht hatte, vorher noch einmal zu tanken. Nicht auszudenken, wenn er hier ohne einen Tropfen Sprit liegen geblieben wäre. Bei dem Gedanken daran fielen ihm seine sommerlichen Halbschuhe ein, die er vor der Fahrt angezogen hatte. Etwas zog sich in ihm zusammen. Zwar hatte er als Mediziner ein durchaus nüchternes Verhältnis zum Tod. Aber die Art und Weise, wie er eintreten sollte, wollte Wilbrecht irgendwann einmal selbst bestimmen. Das hatte er sich geschworen, als er während seiner Zeit in der Klinik die hilflos vor sich hin vegetierenden Krebspatienten gesehen hatte, die bis an die Halskrause mit Morphin voll gepumpt, in die Sterberäume abgeschoben worden waren. „Willkommen in der Arena des Todes, wo Ihr Euren eigenen Metastasen zum Fraß vorgeworfen werdet.“, Wilbrecht fröstelte und er zog das leichte Jackett enger um sich. Der Außentemperaturanzeiger stand mittlerweile bei minus neun Grad Celsius. Fast 20 Grad innerhalb weniger Stunden. Das war aberwitzig. Verdammt, es war Spätsommer. Er drehte das Heizgebläse auf volle Leistung, hielt seine Füße in den wärmenden Luftstrahl und kurbelte die Sitzlehne in eine bequeme Stellung zurück. Wilbrecht dachte daran, daß er vor ein paar Tagen er noch im Biergarten gesessen und sich in der Sonne geaalt hatte. Mit großem Unbehagen bereitete er sich moralisch darauf vor, zu warten, bis sich der Schneesturm einigermaßen gelegt hatte.

Aus dem Radio drang immer noch das entnervende Rauschen. Der Sendersuchlauf raste pausenlos rauf und runter, ohne in der Lage zu sein, irgendwo im Äther eine Frequenz einzufangen. Es war unmöglich, auch nur eine Radiostation klar zu empfangen. Wilbrecht lauschte angestrengt und vermeinte Wortfetzen in einer ihm fremden gutturalen Sprache zu vernehmen, abgelöst von einem grollenden Knurren und einem fernen Heulen. „Wellensalat, bei dem Wetter kommt alles rein, nur kein vernünftiger Sender. Scheißtechnik!“, Wütend schaltete er das Radio aus und um sich abzulenken, nahm er noch einmal Kadens Krankenakte aus der Mappe, die er neben sich auf den Beifahrersitz gelegt hatte. Was er in dem Blutbild des Mannes gefunden hatte, konnte er einfach nicht begreifen. Er hatte sich umgehend an den Computer gesetzt und eine E-Mail an seine vorgesetzte Behörde geschrieben. So etwas hatte er während seiner bescheidenen medizinischen Laufbahn noch nicht gesehen. Gut, er war kein Spezialist, aber er war sicher, daß das, was er bei Kaden entdeckt hatte, in keinem medizinischen Lehrbuch zu finden war. Darauf würde er seine

Zulassung als Arzt verwetten. Eigentlich hätte dieser Kaden tot sein müssen, bei diesen... etwas lenkte seine Aufmerksamkeit ab.

Er stopfte die Papiere wieder in die Tasche und legte sie auf den Beifahrersitz zurück. Einen Augenblick lang glaubte er, etwas über dem sanften Brummen des Motors und dem Toben des Sturms heraus gehört zu haben. Angestrengt blickte Wilbrecht hinaus in die Dunkelheit und wischte mit der bloßen Hand die beschlagenen Scheiben. Die Schlieren machten die Sicht noch schlechter, als ohnehin schon. Im irisierenden Licht der immer noch eingeschalteten Xenon-Scheinwerfer führten die Schneeflocken einen blauen Tanz auf. Allmählich vermeinte Wilbrecht, in dem auf den ersten Blick chaotischen Wirbel ein festes Muster zu erkennen. Fast schien es ihm, als würden sich die Schneeflocken bewegen, wie ein riesiger Fischschwarm auf der Flucht vor einem großen Räuber. In geradezu unheimlich anmutender Synchronität. Wie ein einziger lebender Organismus, perfekt aufeinander abgestimmt, verbunden durch eine nicht faßbare Telepathie, deren tieferes Wesen sich den abgestumpften, menschlichen Sinnen entzog. „Wie sehr,“ dachte Wilbrecht, „sind wir doch unserer eigenen Natur entfremdet. Unsere Sinne sind verkümmert und verdorben, nur noch ein Rudiment dessen, was sie einmal ausmachte. Trotz der Weiterentwicklung des menschlichen Gehirns, waren die Menschen vieler Instinkte verlustig gegangen. Instinkte, die uns früher vor Gefahren gewarnt hatten, die wir jetzt nicht einmal erkennen würden, wenn sie an unser Fenster klopfen.“ Wilbrecht ließ sich wieder von dem wirbelnden Treiben draußen gefangen nehmen. Fasziniert konzentrierte er sich auf das sich ihm bietende Schauspiel und versuchte vergeblich, einzelne Schneekristalle mit seinem Blick zu fixieren. Immer wieder formierten sich die Schneeflocken zu diesem eigenartigen Muster, sausten, wirbelten, stiegen dann scheinbar spielerisch leicht in die Höhe, irisierend, flimmernd, eine diamantene Wolke aus blendendem Weißblau im Licht der Scheinwerfer. Dann brach das Chaos über ihn herein.

Der dröhnende Schlag gegen die Fahrertür riß ihn brutal aus seiner selbstvergessenen Betrachtung. Aus seinem Mund quälte sich ein erstickter Schreckensschrei. Angestrengt versuchte er, durch das Fenster zu sehen, was da mit solcher Wucht gegen die Tür gestoßen war. Einen irrationalen Augenblick lang klammerte er sich an die Hoffnung, ein anderes Auto, dessen Fahrer ihn nicht gesehen hatte, habe ihn gerammt. Doch als er seine Nase gegen das kalte Fensterglas preßte, erfolgte der zweite Angriff. Diesmal erzitterte das Auto wie unter dem Aufprall eines Schmiedehammers.

Reflexartig zuckte Wilbrecht zur Seite und glotzte entgeistert auf das, was er in dem wilden Schneetreiben zu sehen glaubte. Ihm war, als hätte er den wuchtigen Kopf eines riesigen Wildschweines erkannt. Im nächsten Moment war die Erscheinung aber schon wieder in der Dunkelheit verschwunden. Wilbrecht kurbelte hastig seinen Sitz in eine aufrechte Position. Er drückte auf den Knopf für die Zentralverriegelung. Mit einem wenig beruhigenden Schnappen versenkten sich die Knöpfe der Schlösser in der Türverkleidung. Draußen tobte der Schneesturm unvermindert weiter. Als er die Nebelscheinwerfer zusätzlich einschaltete, verschlechterte das die Sicht jedoch lediglich. Immer dichter schwärmten die Schneeflocken um ihn herum, schienen das Auto verschlingen zu wollen. Das Auto und diese ganze verdammte Welt. Wilbrechts Herz schlug bis zum Hals. Er schaltete die Automatik auf Drive. Wie befürchtet, drehten die Sommerreifen nutzlos auf dem glatten Untergrund durch. Der Wagen erbehte, bewegte sich aber keinen Zentimeter vorwärts. Frustriert drückte Wilbrecht das Gespedal bis zum Bodenblech durch. Mit einem wütenden Pfeifen, walzten die Reifen den festen Schnee zu einer eisglatten Rutschbahn. Das Heck schwankte dabei sacht von links nach rechts. Wilbrecht wollte gerade noch einmal aus dem Fenster schauen, als sich das Glas der Windschutzscheibe in ein filigranes Netzgespinst verwandelte. Das alles registrierte er mit vor ungläubigem Staunen weit aufgerissenen Augen. Der Schlag folgte fast im selben Augenblick. Dumpf knirschend wölbte sich die Scheibe nach innen und platzte mit einem trockenen Prasseln. Hunderte winziger Glassplitter spritzten in das Innere des Autos und in Wilbrechts Gesicht. Sein offen stehender Mund füllte sich mit feinen Glaspartikeln. Als er erschrocken den Mund schloß, knirschten seine Zähne. Das Brüllen des plötzlich hereingebrochenen Schneesturms wurde noch von etwas übertönt, das Wilbrecht eine irrationale, fast wahnsinnig machende Angst einjagte. Es war das wütende, ins hysterische gesteigerte Schreien eines Schweins. Der massive Körper des Keilers landete mit dem gedrunghenen Kopf voran wie ein Torpedo sehr schwer und sehr schmerzhaft auf seinem Brustkorp. Wilbrecht hörte, wie etwas in ihm mit einem trockenen Knacken zerbrach. Ein erstaunt klingendes „Aaarch...“, war der letzte Laut, den Wilbrecht von sich gab. Die Luft wurde blubbernd und unter Strömen hellroten Blutes aus ihm herausgepreßt wie aus einer Luftmatratze, die sich ein Elefant als Sitzgelegenheit auserwählt hatte. Das nächste, was er wahrnahm, war der unglaublich groß wirkende Kopf des Keilers, der damit begann, wie rasend hin und her zu schlagen. Wie in Zeitlupe sah Wilbrecht die scharfen Hauer des Wildtieres sich auf sein Gesicht zu bewegen. Als die Eckzähne tief in

seine rechte Wange eindringen und ihm mit einem dumpfen Knirschen das Gesicht zertrümmerten, war Wilbrecht schon an der Wucht und dem Schock des Aufpralles gestorben.

Wilbrechts Herz war durch den Aufprall geplatzt wie eine reife Tomate unter der Wucht eines Vorschlaghammers. Mit ein paar wilden Verrenkungen strampelte sich das Wildschwein durch die zerstörte Windschutzscheibe zurück. Wäre jemand zugegen gewesen, um diese merkwürdige Szene zu beobachten, so hätte sich ihm ein grotesker Anblick geboten. Mit seinen Vorderläufen immer wieder auf der glatten Motorhaube ins Rutschen kommend, versuchte das Wildschwein sich aus dem Fahrzeug zu stemmen. Schließlich gelang ihm das Manöver und ein mißfälliges Grunzen zeugte von seiner unsanften Landung im Schnee. Der Keiler schüttelte den Schnee in Kaskaden aus seinem Fell und trabte schnell und mit hochaufgerichtetem Schwanz in der Dunkelheit davon, um wenig später im nahen Dickicht des Waldes ganz zu verschwinden.

Der Schwarm aus tanzenden Flocken formierte sich neu, bäumte sich auf und wenn Wilbrecht noch gelebt hätte, würde er gesehen haben, wie sich aus den abertausenden Schneeflocken so etwas wie eine unförmige Gestalt bildete, die entfernt an einen Wolf erinnerte. Das Schneewesen richtete sich zu einer vollen Größe auf, um anschließend durch die zerstörte Windschutzscheibe in das Innere des Wagens zu fließen. Einer nach dem anderen begannen die weißen Diamanten, Wilbrechts Körper mit einem glitzernden Leichentuch abzudecken. Die ersten schmolzen noch, doch eifrige Nachfolger erledigten das, was die Eiligsten nicht vermocht hatten. Bald war das Innere des Wagens mit Schnee gefüllt und Wilbrechts geschundener Körper unter einer gnädigen Schicht aus Schnee und Eis verschwunden. Dem Vorgang lag eine morbide Ästhetik zugrunde, der sich nur ein böswilliger Mensch hätte entziehen können. Die Natur erwies sich als ein wahrer Meister in der Kunst des kristallinen Euphemismus. , Unbeeindruckt vom Tosen des Sturm surrte der Motor des Wagens leise und zuverlässig vor sich hin, während Wilbrecht im Begriff stand, eine lange Reise in eine andere Welt anzutreten.

Die Finger zweier Scheinwerfer stocherten unsicher durch das dichte Schneetreiben, während sich das Brummen eines kräftigen Dieselmotors gegen das Tosen des Sturmes behauptete. Ein riesiger Geländewagen schob sich klobig, gleich einem Eisbrecher, durch die weißen Massen auf Wilbrechts Wagen zu. Wie zwei der Urzeit entsprungene Kreaturen standen sich die beiden schneebedeckten Fahrzeuge gegenüber und glotzten sich sekundenlang aus schimmernden Scheinwerferaugen an. Dem Geländewagen entstieg ein dick vermummter, großer Mann. Er stapfte durch den Schnee auf Wilbrechts Wagen zu, dessen laufender Motor unter der Schneedecke nun kaum noch zu hören war. Der Mann arbeitete sich zur Beifahrertür vor und öffnete sie. Unter der Schneeschicht auf dem Sitz fand er eine kleine braune Ledermappe. Der bleistiftdünne Strahl einer kleinen Taschenlampe leuchtete kurz auf, als er den Inhalt der Tasche kontrollierte. Schnell klappte der Mann den Deckel der Tasche wieder zu, offenbar zufrieden mit dem, was er gefunden hatte. Auf dem Fahrersitz zeichnete sich unter der Schneeschicht Wilbrechts geschundener Körper ab. Da, wo sich die Hauer des Wildschweines in Wilbrecht gegraben hatten, schimmerte das mittlerweile gefrorene Blut blaßrosa durch. Der Mann machte keinen Versuch, festzustellen, ob in Wilbrecht möglicherweise noch ein Funken Leben glimmen mochte. Noch einmal schaltete er die Taschenlampe an und ließ den Strahl über die Umrisse der Leiche gleiten. Dann ging er zum Geländewagen zurück, warf die Tasche auf den Beifahrersitz, legte den Rückwärtsgang ein und zog ein Funktelefon aus der Halterung in der Mittelkonsole. Er tippte auf eine Speichertaste. Im Hörer erklang das schnelle, melodische Tüdeln der digitalen Anwahl. Am anderen Ende meldete sich nach einer ganzen Weile unter schweren atmosphärischen Störungen eine kaum vernehmbare Stimme mit einem gequälten "Ja". "Nimrod." Sagte der Mann im Geländewagen laut und deutlich in das Telefon und drückte auf die Aus-Taste.

UNTERREDUNG

Der Mann war groß und schwer. Sein lichtetes, dunkles Haupthaar war straff nach hinten gekämmt und glänzte ölig. Zwischen dicken Augenwülsten blinzelten zwei listige, schwarze Augen. Doch im Gegensatz zu seinem Gegenüber, machte er nicht den Eindruck eines Mannes, der sich über seinen physischen Zustand allzu viele Gedanken macht. Sein ganzer Körper machte eher den Eindruck einer überdimensionalen schwammigen Birne, die den Zustand der Reife lange hinter sich gelassen hatte. Der schlecht sitzende aber teure schwarze Anzug verstärkte den Eindruck noch. Ihm gegenüber stand Dankhart. Genauso groß, doch wirkte er kantig, so, als könnte man sich an ihm wie an einem schroffen Felsen verletzen, wenn man ihn im Vorbeigehen streifte. Dankhart hielt eine braune, lederne Aktenmappe unter den linken Arm geklemmt.

Sein Gegenüber begann mit heiserer Stimme zu reden: "Sie wissen, daß es sich um etwas wirklich dringendes handeln sollte, wenn Sie mich persönlich sprechen wollen. Und um ehrlich zu sein, bin ich von Ihrem Besuch bei mir nicht gerade erfreut. Der Konzern beschäftigt sie eigentlich, um gerade dies zu vermeiden. Sie haben das Code-Wort benutzt, das ich in letzter Zeit ein wenig zu oft hören mußte. Es scheint also wieder ein Problem zu geben?"

Der Sicherheitschef setzte sich ohne aufgefordert worden zu sein in den Ledersessel gegenüber dem Schreibtisch und öffnete die Aktentasche, die er in Wilbrechts Auto gefunden hatte. Er entnahm ihr mehrere Akten und legte sie sorgfältig und mit Bedacht der Reihe nach auf den Schreibtisch. Der

dicke Mann betrachtete die Papiere mißtrauisch, machte aber keine Anstalten sie an sich zu nehmen. Statt dessen schnaubte er gereizt: "Was ist das?" Er hörte sich dabei an, wie ein gereizter Kaffernbüffel kurz vor der Attacke. Dankhart lehnte sich unbeeindruckt zurück und langte in die Innentasche seiner Lederjacke. Er kramte eine zerknitterte Packung Lucky Strike ohne Filter heraus und zündete sich eine Zigarette an. Bevor er zu sprechen begann, inhalierte er tief. Es war das einzige Laster, das er sich erlaubte. Er liebte den würzigen Geruch und den bitteren Geschmack der Zigaretten und es störte ihn nicht, daß jeder gerauchte Glimmstengel etwa dreißigtausend Genreparaturen in seiner Lunge zur Folge hatte. Und zwar solange, bis eine Reparatur nicht mehr möglich war und man in der körpereigenen Werkstatt nur noch bedauernd mit den Schulter zuckte. Dann hatte der Krebs freie Bahn. Dankhart zog noch einmal tief ein. Der blaue Rauch, den er ausstieß kringelte sich in dichten Schwaden über die vor ihm ausgebreiteten Papiere.

27

KNEIPENGESPRÄCHE

Kaden hatte den Kopf in seiner typischen Haltung leicht noch vorne gesenkt und die Schultern angehoben, was den Eindruck erweckte, als hätte er einen leichten Buckel. Seit Minuten hatte er gedankenverloren auf das vor ihm stehende, leere Bierglas gestarrt. Vor ihm stand Mario und sah ihn fragend an: "Noch ein Gedeck?" Kaden nickte müde. Er blickte auf seine Armbanduhr. Es war inzwischen fast zehn Uhr abends und Wilbrecht hätte seit mindestens einer Stunde hier sein müssen. Offenbar war er durch das Wetter aufgehalten worden und hatte sich entschlossen, umzukehren.

Draußen tobte inzwischen ein veritabler Schneesturm, der das kleine Dorf eisern im Griff hielt. Mario und er waren alleine, da die ohnehin nicht zahlreichen Gäste angesichts des plötzlichen Wetterumschwunges nach Hause gegangen waren. Er fragte sich, ob er es mit seinem alten Kadett überhaupt bis zu seinem Haus am Waldrand schaffen würde. Ganz davon abgesehen, hatte er in der Zwischenzeit soviel getrunken, daß er froh sein konnte, wenn er es zu Fuß bis zu seinem Wagen schaffte.

Das rief ihm jenen Abend in Erinnerung, als er wieder mal bei Mario gezecht und sich anschließend sturzbetrunknen auf den Weg nach Hause gemacht hatte. Jedenfalls hatte er das vorgehabt. Erst im Morgengrauen war er am Steuer seines Opels aufgewacht. Das Auto steckte in einem Graben und er war mit dem Kopf schmerzhaft gegen das Lenkrad geprallt. Eine riesige Beule hatte sich auf der Stirn gebildet und er hatte den Eindruck gehabt, als würde ihm ein zweiter Kopf wachsen. Die rasenden Kopfschmerzen brachten ihn dazu, sich einige Male zu übergeben. Dabei war es ihm trotz aller Anstrengungen nicht gelungen, sich aus dem Auto zu befreien, weil das Fahrzeug auf die Seite gekippt war. Zu allem Überfluß waren seine Beine eingeklemmt gewesen und in einem Anfall düsterer Panik, hatte er sich ein paar Mal in den Oberschenkel gekniffen, ohne auch nur den geringsten Schmerz zu fühlen. Er erinnerte sich noch genau daran, daß ihm seine lebhaftige Phantasie ausgemalt hatte, wie sich sein künftiges Leben im Rollstuhl gestalten würde. Übelkeit hatte ihn wieder übermannt und solchermaßen eingeklemmt, war ihm nichts anderes übrig geblieben, als sich nach allen Regeln der Kunst von oben bis unten voll zu kotzen.

Es hatte eine Weile gedauert, bis er begriffen hatte, was mit ihm geschehen war. In der Nacht war er, wer weiß wie, vom Weg zu seinem Haus abgekommen und in seinem Rausch seitlich in einen der vielen in den Wald führenden Wege abgebogen. Wie tief ihn seine nächtliche Irrfahrt in den Wald geführt hatte, vermochte er nicht zu sagen. So verbrachte er den ganzen Tag eingeklemmt in dem Fahrzeug, schwankend zwischen fast wahnsinnig machenden Anfällen von Panik und ausschweifenden Ausflügen seiner Vorstellungskraft, auf denen er sich, halb verwest und von Wildtieren angenagt, in einem verrosteten und von Pflanzen überwucherten Autowrack sah. Zwischendurch hatte er sich wieder übergeben müssen und als wäre das

nicht schon schlimm genug gewesen, überkamen ihn noch andere, nicht weniger menschliche Bedürfnisse.

Schließlich konnte Kaden von Glück reden, daß ihn am darauf folgenden abend ein Waldarbeiter fand, der zufällig mit seinem Moped die Strecke nach einer verlorenen Motorsäge abgesucht hatte. Kaden hatte derweil, halb verdurstet, stinkend und verschmiert mit Erbrochenen und Exkrementen sowie von rasenden Kopfschmerzen und Fieberattacken geplagt, über sechsundzwanzig Stunden eingeklemmt im Auto zugebracht. Wäre ihm das Malheur im Winter passiert, hätte er keine Überlebenschance gehabt.

So hatte ihn ein herbeigerufener Bauer mit seinem Traktor aus dem Graben gezogen. Nachdem man Kaden aus seinem demolierten Auto befreit hatte, war er auf den Anhänger gehievt worden. Auf der holprigen Fahrt ins Dorf hatte er das Bewußtsein verloren und war von Alpträumen geplagt worden, in denen er sich immer noch eingeklemmt im Wrack des Autos sah. Die Bäume hatte sich um ihn herum aufgestellt und ihr Kronen drohend über ihn geneigt, so als würden sie ihn anstarren. Als ein Zweig in den mächtigen Wipfeln der Bäume knackte, war er schreiend aufgewacht. Später, er hatte fast drei Wochen im Krankenhaus verbracht, erzählte man ihm, daß er über dreißig Kilometer in den Wald hinein gefahren war, bevor er seinen Wagen in den Graben gesetzt hatte. Daß man ihn gefunden hatte, war ein absoluter Glücksfall gewesen. Niemand würde ihn, der so zurückgezogen da draußen ohne Telefon lebte, vermißt haben. Bevor jemand auf die Idee gekommen wäre, nach ihm zu suchen, wäre er schon längst Futter für Füchse und Marder geworden. Seine Beine hatten sich schon nach kurzer Zeit wieder erholt. Wie sich herausgestellt hatte, waren keine Nerven ernsthaft beschädigt worden oder Knochen gebrochen. Hätte ihn der Waldarbeiter allerdings nur ein paar Stunden später gefunden, wäre er als ernsthafter Anwärter für lebenslangen Rollstuhl in Frage gekommen. So oder ähnlich hatte sich der etwas grob gestrickte Arzt ausgedrückt, der ihn behandelt hatte.

Kaden hatte nie herausgefunden, was ihn in jener Nacht wohl dazu bewogen haben mochte, von seinem eigentlich so vertrauten Weg abzukommen und in den Wald hineinzufahren. So sehr Kaden auch sein Gedächtnis anstregte, dieser Teil seines nächtlichen Abenteuers war bisher

in den unauslotbaren Abgründen seines Bewußtseins verborgen geblieben. Und er hatte keine Lust, sich noch einmal freiwillig in so eine Situation zu begeben. Und schon gar nicht bei diesem Wetter.

Als Mario Schnaps und Bier brachte, zupfte Kaden ihn am Ärmel: "Sieht mir so aus, als würde ich bei dem Wetter nicht mehr nach Hause kommen. Hast du noch ein Zimmer für mich frei?" Mario nickte: "Klar. Ist momentan Sauregurkenzeit. Seit die mit dem Verlegen der Fernwärmeleitung da draußen vor dem See fertig sind, bleiben die Montagearbeiter aus. Kannst sogar eins mit Telefon und Fernseher haben. Habe ich erst einrichten lassen. Kostet zwar alles ein Heidengeld, aber die Leute wollen so was heutzutage. Am besten ich installiere noch ein paar Glotzen auf dem Klo, damit ich konkurrenzfähig bleibe." Dabei zuckte er mit den Schultern und rollte die Augen wie ein orientalischer Teppichhändler, der gerade beim Feilschen Haus und Hof verloren hatte. Kaden grinste müde. Er hatte Mühe, einen klaren Gedanken zu fassen. Aus den Boxen schwappte ihm ein Song von den Doors entgegen. Jim Morrison sang sein Lied vom Ende. Mario hatte schon immer eine Schwäche für Oldies gehabt und bewies dabei einen Geschmack, den man ihm auf den ersten Blick nicht zugetraut hätte.

Inzwischen waren die überwältigenden Sinneseindrücke von vorhin weitestgehend abgeklungen und Kaden merkte, daß der Alkohol sich über sein Bewußtsein stülpte, wie ein samtener, warmer Handschuh. Er beschloß, sich dem betäubenden Gefühl widerstandslos zu ergeben. Wilbrecht würde heute ohnehin nicht mehr auftauchen. "Trinkst du einen mit?" fragte er Mario. Der Wirt nickte: "Klar, ist sowieso nix mehr los. Meine Frau ist bei ihrer Schwester in Schwerin zu Besuch und hat die Kinder mitgenommen. Sturmfreie Bude sozusagen." Er zwinkerte Kaden linkisch zu und ging zurück zur Theke, um sich einzuschenken. Kaden sah ihm nach. Schnaps und Bier spülten die Erinnerung an seine Verabredung mit Wilbrecht allmählich weg und ließen ihn die Schmerzen in Arm und Kopf vergessen. Als sich Mario mit einem bis an den Rand gefüllten Schnapsglas zu ihm setzte, fragte er ihn: "Was hältst du von dem Wetter? Schöne Sauerei, was?"

DANKHARTS ERKLÄRUNG

Der schwergewichtige Mann hatte sich auf der anderen Seite des Schreibtisches Dankhart gegenüber hingesetzt und schnaufte schwer durch die Nase, wobei er mit der rechten Hand rhythmisch auf die Tischplatte klatschte und den Kopf nach vorne gesenkt hielt, so daß sein mächtiges Doppelkinn auf der Brust zu liegen kam. Es hatte fast den Anschein, als wäre er tief in eine Art asiatischer Meditation versunken und befände sich an einem weit entfernten Ort, unerreichbar für jegliche irdischen Einflüsse, die von außen auf ihn einwirken mochten. Vor etwa fünf Minuten hatte ihm Dankhart auseinandergesetzt, was es mit den Akten auf sich hatte, die er bei dem toten Tierarzt gefunden hatte. Seitdem herrschte zwischen den beiden Männern Schweigen. Jeder andere wäre angesichts der seltsamen Verhaltensweise des großen, ungeschlachten Mannes sicherlich nervös geworden und wohl in einige Verlegenheit gekommen, wie man sich in einem solchen Falle verhalten sollte. Nicht so Dankhart. Wenn er in seinem Leben etwas gelernt hatte, dann war es Warten. Warten auf den richtigen Augenblick, warten, bis man zuschlagen konnte, warten, bis der Gegner etwas unternehmen würde, warten, um dann die richtige Entscheidung zu treffen. Jäger konnten warten. Und Dankhart war ein Jäger.

Dankhart war nicht das, was man gemeinhin intellektuell nennt. Dazu war sein Denkschema zu eindimensional und pragmatisch angelegt. Das bedeutete jedoch nicht, daß er nicht intelligent war. Im Gegenteil. Dankhart verfügte über einen Intelligenzquotienten, der ihn rein rechnerisch in die Nähe von Genies brachte. Doch trennten ihn gerade davon Welten. Dankhart war im wahrsten Sinne des Wortes nicht genial, nicht in der Lage, schöpferisch zu sein. Jedoch verfügte er über eine außerordentliche autodidaktische Veranlagung, zu der sich außerdem eine unbändige Lesewut gesellte, die ihn dazu befähigte, gleich einem Schwamm, so ziemlich alles Lesbare in sich aufzusaugen. Sein eidetisches Gedächtnis gestattete es ihm darüber hinaus, sich des Gelesenen nahezu lückenlos zu erinnern. Just in diesem Moment kam ihm der Satz eines antiken chinesischen Gelehrten in den Sinn, der da einmal gesagt haben soll, daß zu dem, der Warten könne,

alles von alleine käme. Genau diese Maxime machte sich der Sicherheitschef nun zu eigen und wartete mit stoischer Ruhe auf das Ergebnis des recht merkwürdigen Insichgehens seines Gegenübers. Er hatte sich noch eine Zigarette angezündet und harrete dessen, was da kommen sollte. Schließlich hatte der schwere Mann offenbar die Phase des Nachdenkens beendet. Die riesige Pranke hörte auf, die Tischplatte zu bearbeiten und wulstige, kurze Finger kramten in einer kleinen Schachtel, die auf dem Schreibtisch stand, herum. Schließlich hielt er eine kleine, grün schimmernde Pille zwischen Daumen und Zeigefinger, um sie mit einer eingeübten Bewegung in seinen rosa Schlund zu werfen. Er würgte einen Moment, holte tief Luft und wurde von einem Hustenanfall seismischen Ausmaßes erschüttert, der seinen Kopf in bedenklicher Weise rot anlaufen ließ und unzählige, fragile Äderchen auf der Stirn sichtbar machte, die den Apoplektiker in ihm verrieten. Vor Dankharts geistigem Auge platzte der Schädel des schwerfälligen Mannes mit dem Geräusch einer aus großer Höhe zu Boden fallenden Melone und Blut und grauweiße Gehirnmasse verteilten sich auf dem lindgrünen Teppich und an den Wänden. Dankhart schüttelte den Kopf und riß sich von dem für ihn ungewohnten Anfall von ausschweifender Phantasie in die Wirklichkeit zurück. Nachdem der dicke Mann sich allmählich von seinem Hustenanfall erholt hatte, fuhr er fort. "Lassen sie mich rekapitulieren, was Sie mir gerade berichtet haben, um sicherzugehen, daß ich nichts falsch verstanden habe. Ich versuche, dies in möglichst einfachen Worten zu tun, um jegliches Mißverständnis zu vermeiden. Dieser Wilbrecht ist also Tierarzt."

Dankhart beschränkte sich jedesmal auf ein Nicken an den fraglichen Stellen und beschloß, es dabei zu belassen, um sein Gegenüber nur zu unterbrechen, sollte es absolut notwendig sein. Irgend etwas sagte ihm, daß es jetzt wichtig war, den Mann einfach reden zu lassen. „Sie sind auf seine Spur gekommen, weil Sie seit dem Vorfall im Institut jede Meldung an das Veterinäramt per Computer lückenlos überwachen. Dabei ist ihnen aufgefallen, daß jener Wilbrecht versucht hatte, einen Bericht über auffällige Verhaltensweisen von Wildtieren an das Veterinäramt zu schicken. In diesem Bericht ist von Angriffen verschiedener Tiere auf einen gewissen Kaden die Rede, der unter anderem von einem Dachs gebissen wurde und dessen Haus des Nachts von Wildtieren belagert worden war."

Bei der letzten Bemerkung zog Dankharts Gegenüber die Stirn einmalmehr in ein Meer beeindruckender Falten. "Von Wildtieren belagert, tz, tz" wiederholte er und schüttelte dabei sein gewaltiges Haupt. Ein resignierter Seufzer, Ausdruck einer scheinbar unendlichen Müdigkeit, entfuhr ihm, bevor er fortfuhr. "Ferner hatte dieser Wilbrecht, als er von

Kaden um Rat befragt wurde, eine medizinische Untersuchung hinsichtlich einer möglichen Tollwutinfektion an diesem Kaden vorgenommen. Dabei ist er auf ein ungewöhnliches Phänomen gestoßen, das verblüffende Ähnlichkeiten mit Testergebnissen unserer Laborversuche aufweist. Da sich dieser Wilbrecht aufgrund seiner Unkenntnis jedoch keinen Reim auf die Ergebnisse machen konnte, wollte er sich mit seiner vorgesetzten Behörde in Verbindung setzen, um eine eingehendere Untersuchung zu veranlassen. Sie haben diesen Bericht abgefangen und gelöscht, die Telefonate dieses Tierarztes abgehört sowie in Erfahrung gebracht, daß er sich auf den Weg gemacht hatte, um diesen Kaden aufzusuchen. Sie sind zu Wilbrechts Praxis gefahren und haben festgestellt, daß Wilbrecht etwa fünf Minuten vor ihnen abgefahren sein mußte und in Richtung dieses Dorfes unterwegs war. Vorher beseitigten sie sämtliche Unterlagen, die auf Kadens Besuch beim Veterinäramt hinwiesen und löschten die entsprechenden Daten im Computer. Diesen...Dings...äh...,, „Dachs,, ergänzte Dankhart tonlos. „Ja, genau, Dachs, also dieses Vieh haben sie auch sichergestellt. Was ist mit der Blutprobe, die Kaden entnommen wurde?,, Dankhart zog noch mal an der Zigarette, drückte sie aus bevor er antwortete: „Ich habe alles, ich wiederhole alles, was auch nur im geringsten auf uns zurückfallen könnte beseitigt, beziehungsweise an unser Institut weiter gegeben. Wilbrecht hat die Untersuchungen persönlich im Labor vorgenommen und niemand anderes war daran beteiligt. Ich habe dafür gesorgt, daß alles so aussah wie vorher. Niemand wird merken, daß ich in seine Praxis eingedrungen bin.,, Der Dicke atmete erleichtert auf und fuhr fort: „Sie haben sich dann an die Fersen Wilbrechts geheftet. Aufgrund der miserablen Wetterbedingungen holten sie ihn jedoch erst zehn Kilometer vor dem Zielort ein und fanden den Tierarzt tot in seinem Wagen. Sie nahmen die Unterlagen an sich. Anschließend fuhren sie zu seiner Wohnung, womit jeder Hinweis auf unsere Arbeit wieder verschwunden ist. Offenbar ist uns das Wetter zu Hilfe gekommen und der Mann ist in dem Schneesturm verunglückt..."

Jetzt war es Zeit für Dankhart, den Redefluß des Mannes zu unterbrechen "Falsch," sagte er lapidar. "Es handelt sich keineswegs um einen Unfall." Der dicke Mann schnaubte wieder los: "Sie haben ihn doch nicht..." "Nein," fuhr Dankhart dazwischen. "Sie sollten eigentlich wissen, daß ich meine Arbeit wesentlich diskreter zu verrichten pflege. Offensichtlich ist Wilbrecht auf gänzlich andere Weise ums Leben gekommen. Ich konnte Leiche und Fahrzeug jedoch keiner genaueren Inaugenscheinnahme unterziehen, da ich trotz des schlechten Wetters immer mit Zeugen rechnen mußte. Außerdem würde man festgestellt haben, daß

jemand sich an der Leiche zu schaffen gemacht hat. Ich konnte jedoch soviel feststellen, daß etwas die Windschutzscheibe durchbrochen hat, um in das Wageninnere zu gelangen. Wilbrechts Leiche war zwar mit Schnee bedeckt, die schweren Verletzungen waren aber auch noch durch den Schnee zu erkennen. Gesicht und Brustkorb waren durch äußere Gewalteinwirkung eingedrückt. Etwas muß ihn durch die Windschutzscheibe mit unvorstellbarer Gewalt getroffen und ihn so getötet haben." "Etwas?" entfuhr es dem dicken Mann. "Ja, etwas in der Art eines schweren, äußerst aggressiven Tieres." Die Pranke des Dicken begann wieder rhythmisch auf die Tischplatte zu klatschen und Dankhart bereitete sich auf die zweite Runde langen Schweigens und Wartens vor, indem er die letzte Zigarette aus der Packung schüttelte und bedächtig zu rauchen begann. „Wieder dreißigtausend Gen-Reperaturen,, dachte er, als der bittere Rauch auf seiner Zungenspitze einen scharfen Geschmack hinterließ.

REDEN ÜBERS WETTER

"Ein Scheißwetter ist das," antwortete Mario und setzte sich mit seinem Schnaps zu Kaden an den Tisch. "Hat man so was schon erlebt? Kannste mal sehen, daß das stimmt, was die über das Ozonloch sagen. Wo du

hinguckst gibt's Umweltprobleme. Und so ein Schnee mitten im schönsten goldenen Oktober. Nee, nee, mach mir nix vor. Das ist doch nicht normal. Erst die Überschwemmungen an der Oder und dann das hier..."

Kaden blickte Mario lange schweigend an und hob sein Schnapsglas: "Prost erstmal." Sie stießen an, tranken und stellten die Gläser auf den Tisch zurück. Draußen hatte sich der Dorfplatz inzwischen in eine unwirklich anmutende Welt aus Schnee verwandelt. Es war unmöglich noch einzelne Flocken zu unterscheiden, so daß man den Eindruck gewinnen konnte, einem riesigen, weißen Ungetüm bei seinem aberwitzigen Tanz zu beobachten.

DANKHARTS AUFTRAG

Dankhart hatte seine Zigarette aufgeraucht. Im gleichen Moment war der schwergewichtige Mann offenbar zu einem Entschluß gekommen. Das Trommeln der Hand hörte abrupt auf. Anschließend nahm er sich noch eine der grünen Pillen aus der Dose und schnippte sie in den Mund. Diesmal mit etwas mehr Geschick, denn ein Hustenanfall blieb aus. Dankhart verfolgte

mit ruhigem Blick, wie der andere nach einer Flasche Mineralwasser griff, sie aufschraubte und das Wasser gluckend in ein Glas laufen lies. Er hob das Glas, betrachtete es eine Weile im Gegenlicht der Schreibtischlampe. Scheinbar fasziniert musterte er die wie aus dem Nichts nach oben taumelnden Kohlensäurebläschen, die beim Platzen an der Oberfläche ein leise zischendes Geräusch verursachten. Dann hob er das Glas an seine Lippen und trank ebenso gemächlich wie geräuschvoll Schluck für Schluck. Dankhart verfolgte all das mit angewiderter Faszination. Er hörte, wie der dicke Mann das Wasser mit einem krötenartigen Glucksen in seinem scheinbar unauslotbaren Inneren verschwinden lies. Dumpf klackend setzte das Glas auf der Tischplatte auf. Dem Dicken entfuhr ein leichtes kohlen-saures Zischen, während er sich mit dem Handrücken über die feucht schimmernden Lippen wischte, dann sagte er zu Dankhart: "Ich will alles über diesen Kaden erfahren. Wie ich Sie kenne, haben Sie sich schon schlau gemacht, oder täusche ich mich etwa?" Die letzte Bemerkung lies nicht den Hauch eines Selbstzweifels ahnen und Dankhart mußte sich ins Gedächtnis zurückrufen, daß er es hier mit einem durchaus gleichwertigen Gegner zu tun hatte. Jedenfalls was die Intelligenz betraf. Er durfte sich einfach nicht zu sehr von dem maroden Äußeren seines Vorgesetzten täuschen lassen. Hinter diesem gewaltigen Haufen aus Fett, Ödemen, sklerotischen Äderchen und chronisch hohem Blutdruck verbarg sich immer noch ein messerscharfer Geist, der allerdings zunehmend Opfer des physischen Verfalls seiner körperlichen Hülle wurde. Offenbar waren Dekadenz und eine gewisse Geringschätzung der eigenen Physis die größten Fehler des dicken Mannes. So wie sie Dankharts Meinung nach der Fehler der meisten sogenannten Intellektuellen war, die er kannte. Er hielt sich stets an den römischen Grundsatz des von ihm geschätzten Satirikers und Schriftstellers Juvenal "mens sana in corpore sano". Gleichermäßen achtete er seinen Körper wie seinen Geist. Und beide versuchte er, durch hartes Training und eiserne Selbstdisziplin in Hochform zu halten. Dankhart antwortete: "Das war nicht allzu schwer. Bei dem Mann handelt es sich um einen recht erfolgreichen Schriftsteller von phantastischen Schauerromanen. Das Zeug kommt offenbar ziemlich gut an. Ich habe mir auch gleich mal ein paar seiner Werke besorgt. Recht verwirrend, wenn Sie mich fragen. Es wird allerdings nicht so einfach sein, seiner habhaft zu werden, ohne daß es auffällt. Der Mann ist nicht unbekannt."

Sein schwergewichtiger Gesprächspartner schnaubte zurück: "Deshalb wurden sie angestellt. Also beschäftigen sie sich etwas näher mit unserem

Freund, diesem Kaden. Mann, ich glaube es einfach nicht. Ein verdammter Gruselschriftsteller fängt sich dieses Zeugs ein.

Und sorgen sie im Übrigen dafür, daß mir dieser Westphal nicht zu sehr über die Stränge schlägt. Ich glaube, das er einen gewissen wissenschaftlichen Übereifer an den Tag legt, der uns mehr schaden als nutzen kann. Pal-Gen geht in jedem Falle vor. Bisher haben sich unsere Hoffnungen auf einen wirtschaftlichen oder militärischen Nutzen Nimrods nicht mal im Ansatz bestätigt. Übrigens. Sind nicht alle Probanden unheilbar an Krebs erkrankt?"

Dankhart nickte nur. Der Dicke fuhr fort: „Dann müßte das doch auch bei ihm passieren. Bevor er uns wegstirbt, müssen wir aber herausfinden, ob er sich noch an jemand anderen außer an diesen Wilbrecht gewandt hat. Wenn das der Fall ist, sehe ich schwarz. Sagen sie, haben sie schon mal was von Thermodynamik gehört, Dankhart?"

Dankhart rief sein Gedächtnis ab und antwortete: "Es gibt drei Thermodynamische Grundsätze. Ich nehme an, das sie sich auf den dritten beziehen, der besagt, daß alles im Universum zur Entropie, also zum Chaos, neigt."

Der Dicke schnaufte anerkennend. "Respekt, Respekt. Ich schätze Leute, die außer Krafttraining noch was anderes im Kopf haben. Mit anderen Worten, droht die ganze Sache irgendwie aus den Fugen zu geraten. Bevor das Ganze also zu jenem unkontrollierbaren Chaos ausartet, sollten wir die Sache besser in den Griff bekommen. Wenn es nicht schon zu spät ist. Auch wenn einige Herren sehr wütend sein werden, sollten sie erfahren, daß sie ihr Geld bisher zum Fenster rausgeworfen haben. Trotzdem will ich unbedingt mit Westphal reden. Er sollte sich langsam Gedanken darüber gemacht haben, wie wir der Sache Sinn und Form geben können. Ich habe keine Lust mit einer Hiobsbotschaft anzurücken. Sie wissen ja, wie das ist, mit den Überbringern schlechter Botschaften. Das gleiche gilt natürlich auch für Sie, Dankhart. Also kümmern sie sich bitte um diesen Stephen King und kehren Sie mit einer frohen Botschaft zurück.

Übrigens, schauen Sie sich bei der Gelegenheit doch einmal in dem Wald um. Wir wissen, daß sich Nimrod unter Tieren rasend schnell ausbreitet. Sollte diese verdammte Krähe das Zeug wirklich verschleppt haben, müßte dort inzwischen die Hölle los sein. Bloß gut, daß auch Tiere Nimrod nicht lange überleben und daß das Zeug keine Spuren hinterläßt. Das war dann von meiner Seite alles. Sie wissen, was Sie zu tun haben. Ich für meinen Teil brauche jetzt ein wenig Schlaf, wenn ich den nächsten Tag überleben soll." Der Dicke klatschte mit beiden Pranken geräuschvoll auf die

Schreibtischplatte. Ein unmißverständliches Zeichen, daß für ihn die Unterhaltung beendet war.

Dankhart erhob sich großlos, schob seine mächtigen Schultern durch den Türrahmen und schloß die Tür hinter sich.

31

GEDANKEN ÜBER PHANTASIE UND SADISMUS

Draußen saß Dankhart noch eine Weile gedankenverloren in seinem Geländewagen und rauchte eine Zigarette aus einer frisch aufgerissenen Packung. Schon seit langem spielte er mit dem Gedanken, dieses Laster endlich aufzugeben. Doch er hatte festgestellt, daß er sich beim Rauchen besser konzentrieren konnte und daß ihm logische Schlußfolgerungen einfach leichter fielen. Ihm war egal, ob es sich dabei um einen Placebo-

Effekt handelte, oder ob dies begründbare physiologische Ursachen hatte. Und außerdem schmeckten ihm die Glimmstengel.

Er sah neben sich auf den Stapel mit Büchern Kadens. Dankhart hatte großen Respekt vor Leuten, die schreiben konnten. Auf seine für ihn typische schnelle Weise hatte er schon drei der Bücher hintereinander gelesen und war beeindruckt von Kadens ausschweifender Phantasie. Auf der Innenseite des Buchumschlages befand sich ein Foto von Kaden. Dankhart betrachtete es genauer. Es war offensichtlich neueren Datums, weil es denen entsprach, die er sich besorgt hatte. Offenbar war dieser merkwürdige Schriftsteller recht öffentlichkeitsscheu. Auf keinem der Bilder, die Kaden hatte besorgen können, auch nicht auf dem Umschlagdeckel, war Kaden so fotografiert, daß man sich wirklich vorstellen konnte, wie der Mann aussah. Ein etwas rundliches Gesicht, eine hohe Stirn, die verriet, daß dieser Mann in hohem Alter (sollte er es denn erreichen) eine Glatze haben würde. Eine dieser typischen, in Mode gekommenen Lesebrillen mit halben Gläsern, breite rundliche Schultern. Er trug ein Holzfällerhemd und schien sich ein Lächeln abzurufen. Die Aufnahmen war in schwarzweiß gemacht und von eher zweifelhafter Qualität. Dankhart beneidete diesen Mann um seine Vorstellungskraft. Wenn es ihm selber an etwas gebrach, dann war es eben das Wunder der Imagination. Jedenfalls war er der felsenfesten Überzeugung, daß es ihm an einer ausgeprägten Vorstellungskraft mangelte. Er fragte sich, wie jemand, der so phantasiebegabt war, wie es bei diesem Kaden der Fall sein mußte, träumen mochte. Dankharts Art und Weise zu träumen geschah auf eine sehr statische Art und Weise und immer in Schwarz Weiß. Zumindest konnte er sich nicht daran erinnern, jemals in Farbe geträumt zu haben. In Technicolor sozusagen. Immer behandelten seine Träume mechanische Vorgänge. Er sah fahrende Autos, Züge oder Flugzeuge. Kaum jemals hatte er einen Traum, in dem Menschen vorkamen oder gar eine entscheidende Rolle spielten. Sich selber hatte er noch nie in einem Traum erlebt. Oft erwachte er wütend aus diesen eindimensionalen Traumgebilden. Wütend auf sich, weil es ihm einfach nicht gelingen wollte, jene Inspiration zu finden, von denen die Bücher, die er massenhaft las, beeinflußt waren. Kaden war sozusagen auf der verzweifelten Suche nach seinem eigenen Genius, nach seiner schöpferischen Kraft.. Schon oft hatte er sich einfach hingesetzt und versucht, etwas zu schreiben. Irgend etwas, ein Gedicht, eine Kurzgeschichte oder einfach nur ein paar Sätze aus sich heraus, die über das intellektuelle Niveau einer Inventarliste hinausgingen. Verstört hatte er nach Stunden der inneren Leere aufgegeben, vor dem Horror vacui kapituliert. Um die maßlose Enttäuschung zu kompensieren,

trainierte er wutentbrannt und mit verbissener Energie, bis seine Muskeln vor Schmerz glühten, die Adern pulsierend hervortraten und seine Lungen stachen. Anschließend pflegte er sich hinzusetzen, um Literatur und Fachbücher zu verschlingen.

Wie ein Computer war er zwar in der Lage, Informationen zu speichern und wiederzugeben. Er konnte sie auch durchaus differenziert einsetzen und mit ihnen je nach Sachlage sogar strategisch klug umgehen. Wenn es aber darum ging, eigene Inspiration zu entwickeln, aus dem Bauch heraus zu handeln gar Intuition zu zeigen, sei es nur beim Malen eines unbedeutenden, kleinen Bildes, scheiterte Dankhart kläglich. In der Schule hatte er im Malunterricht einmal die Aufgabe gehabt, eine Phantasielandschaft zu malen. Der Lehrer hatte ihn aufgefordert etwas zu schaffen, das seiner eigenen Vorstellungskraft entsprungen war. Nach der Stunde hatte er dem verdutzten Lehrer ein weißes Blatt Papier gegeben. Es war das genaue Äquivalent zu seiner Phantasie. Dankhart haßte sich für seine Unfähigkeit. Oft fragte er sich, ob es in irgendeiner Weise damit zusammenhängen konnte, daß er in einem Waisenhaus aufgewachsen war. Trotz aller Recherchen, die er angestellt hatte, war es ihm nie gelungen, das Geheimnis seiner Herkunft zu enträtseln. Natürlich hatte er massenweise Literatur über Kinder gelesen, die elternlos aufgewachsen waren. Noch nie war er jedoch in all den Büchern auf einen Fall wie seinen gestoßen.

Wie besessen arbeitete er also daran, diesen Mangel durch körperliches Training und angelesenes Wissen auszugleichen. Das war ihm bis zu einem gewissen Grad auch sehr gut gelungen. In der Schule hatte er zu den Besten gehört und seine Prüfungen auf Grund seines nahezu fotografischen Gedächtnisses mit Bravour bestanden. Nach seiner schulischen Ausbildung war er direkt von Pal-Gen angestellt worden. Der Konzern kümmerte sich im Rahmen sozialer Projekte um Jugendliche, die in Waisenhäusern aufgewachsen waren und keine Pflegeeltern gefunden hatten. Pal-Gen hatte ihm alle erdenklichen Möglichkeiten der Weiterbildung geboten und war für ihn im Laufe der Zeit so etwas wie eine Ersatzfamilie geworden. Innerhalb kürzester Zeit war er schließlich zum Sicherheitschef des Konzerns aufgestiegen und später mit der Beaufsichtigung von brisanten Projekten betraut worden, was ihn schließlich auch zu „Nimrod“, geführt hatte.

Doch letztlich war aus Dankhart trotz seines beruflichen Aufstiegs nicht mehr als ein perfekter Befehlsempfänger geworden. Er setzte das um, was ihm vorgesetzt wurde. Und zwar genau so, wie man es von ihm verlangte. Dabei wich er kein Jota von seinen Vorgaben ab. Präzise, genau umrissen, wie eine Maschine. Seine Rolle als Ausführer dessen, was andere,

kreativere Köpfe als er, ersonnen hatten, war ihm indes schmerzlich bewußt. Für jemanden der so intelligent war wie Dankhart, verband sich damit eine Form der Erniedrigung, die ihm fast körperliche Schmerzen bereitete und sich in den letzten beiden Jahren immer stärker in ihm manifestiert hatte. Er war wohlweislich darauf bedacht, dies niemanden im Konzern merken zu lassen. Dafür war er natürlich viel zu klug.

Seit vielen Jahren war er nun für Pal-Gen tätig. Dabei war es einige Male nötig gewesen, zu töten. Dankhart empfand nichts beim Töten. Ein Leben auszulöschen, hatte für ihn keinerlei Bedeutung. Nichts im Lauf der Welt hatte sich jemals geändert und würde sich ändern, wenn er einen Menschen tötete. Er hatte Nächte lang damit zugebracht, darüber nachzudenken, ob es außer den bekannten (und für ihn nicht relevanten) moralischen, beziehungsweise ethischen Motiven noch andere einleuchtende Gründe gäbe, die ihm das Töten verbieten könnten. In Gedanken hatte er all die Bücher gewälzt, die er jemals gelesen hatte. Er hatte sich durch Millionen von Toten gelesen, dokumentiert in Geschichtsbüchern oder Aufzeichnungen von Zeitzeugen und sich unzählige Filmrollen mit dokumentarischen Aufnahmen der Kriege dieser Welt angesehen. Er hatte gelesen von den Pogromen der Antike, den brennenden Kreuzen aus menschlichen Leibern, die Neros Gelage festlich beleuchteten, von den Judenverfolgungen im dritten Reich und den von Bulldozern zusammengeschobenen Leichenbergen in Auschwitz, Buchenwald oder Treblinka bis hin zu der massenhaften Vertreibung und Vernichtung der Kurden im Irak durch Saddams chemische Waffenarsenale. Er hatte sich durch Grausamkeiten unvorstellbaren Ausmaßes geblättert und mit Verwunderung festgestellt, welch schöpferische Kraft der Mensch dabei entwickelt hatte, wenn es darum gegangen war, anderen seelische wie körperliche Qualen zuzufügen. Nichts davon hatte den Lauf der Zeit auch nur für den Bruchteil einer Sekunde aufhalten können. Nichts hatte einen Menschen irgendwo auf diesem Planeten davon abhalten können, ungerührt sein Mittagessen einzunehmen, während nur ein paar Flugstunden von ihm entfernt Kinder Hungers starben, Frauen vergewaltigt wurden oder ganze Dörfer durch Bomben dem Erdboden gleich gemacht wurden. Wo war die Faust Gottes, die all das Unrecht, das sinnlose Sterben mit einem Schlag beendet hätte? Wo war die schützende Hand des selben Gottes, die sich über die zu Unrecht in Haft sitzenden, die Gefolterten, Geschändeten und über die gequälten Kinder überall auf der Welt legte?

Einen streng wissenschaftlichen Grund, der gegen das Töten sprach, hatte er nicht finden können. In der Natur war der Akt des Tötens alltäglich

und ermöglichte so dem Großen und Ganzen das Überleben. Mit dem einzigen Unterschied, daß es seines Wissens nach keine sadistisch veranlagten Tiere gab, die Spaß daran gehabt hätten, ihren Artgenossen unnötiges Leid zuzufügen.

„Sieht man einmal davon ab, daß Gottesanbeterinnen ihre Beute grundsätzlich von hinten und bei lebendigem Leibe auffressen,“ dachte Kaden lakonisch. Und mit diesem Gedankengang verband Dankhart keineswegs auch nur ein Gran von schwarzem Humor oder Ironie. Ihm war es damit bitterernst. Wie oft hatte er Gottesanbeterinnen dabei zugeschaut, wenn sie ihre noch zappelnden und lebenden Opfer, von hinten anfangend, mit ihren scharfen Mandibeln Stück für Stück zerkleinerten. Er hatte sich oft gefragt, ob das Tier, das gerade verschlungen wurde, Schmerzen empfand und wenn ja, welchen Sinn die Natur damit wohl verfolgen mochte. Sicher war es so, daß im Moment des Zuschnappens jegliche Schmerzempfindung bei dem Beutetier mittels chemischer Botenstoffe ausgeschaltet wurde. Umgekehrt mochte es wohl so sein, so hatte Dankhart geschlossen, daß es für gewisse, den Stoffwechsel betreffende Prozesse der Mantis, unabdingbar war, die Beute lebend zu verspeisen, weil nur ein lebendes Tier optimale Nahrungsverwertung garantierte. Dies wiederum lag sicherlich auch einem kompliziertem chemischen Prozeß zugrunde, demzufolge nur beim lebenden Tier alle wichtigen Bestandteile erhalten blieben, die für ein gutes Gedeihen und damit Fortkommen der Gattung Mantis von unabdingbarer Wichtigkeit waren. Es mußte einfach einen Grund geben. Sadismus, das war Dankharts Schlußfolgerung, kam in der Zoologie nachweislich nicht vor. Was Dankhart jedoch am meisten faszinierte, war der Vorgang des Sterbens, das Verlöschen jenes geheimnisvollen Lebensfunken. Dankhart selber pflegte schnell zu töten, ohne Emotionen. Er war dabei in keiner Weise sadistisch veranlagt. Nichts lag ihm daran, seine Opfer leiden zu sehen. Die Menschen, die er zu beseitigen beauftragt war, wurden vom Konzern ausgewählt, weil sie den höheren Zielen des Unternehmens im Wege gestanden hatten. Die Tötung war die letzt mögliche Lösung gewesen. Dankhart war immer über die Umstände und das Warum aufgeklärt worden und er wußte, das rein logisch jede Tötung unumgänglich gewesen war. Dies hatte er sich von Anfang an ausbedungen, was ihm auch ohne Umschweife und Abstriche zuerkannt worden war. Interessanterweise hatte es sich bei allen seinen Opfern um kluge, sehr kreative Köpfe gehandelt. Ein Umstand, der dazu geführt hatte, daß er sich auf eine für seine pragmatische Denkweise eigentlich sehr irrationale und dazu noch erstaunlich kreative Theorie versteift hatte:

Er hegte die vage Hoffnung, daß beim Akt des Tötens irgendwann einmal etwas von dem Genie seines Opfers auf ihn überspringen könnte. Er war derjenige, der ihnen bei ihrem Sterben am nächsten war. Er war ihr Todesengel, der Überbringer der letzten Botschaft, ihr persönlicher Psychopompos. Es gab unstreitbar so etwas wie eine Seele, eine nicht faßbare, allen lebenden Wesen immanente Energie, die letztendlich auch ihm innewohnen mußte. Wäre es nicht möglich, daß eben diese Energie im Augenblick des Überganges vom Leben in den Tod, von Dankharts seelischer Gravitation angezogen, also von seinem Geist absorbiert werden konnte? Könnte es nicht sein, daß etwas von dem Genie, das seine Opfer verließ, auf ihn überginge?

Eine Frage, die ihn nicht mehr losgelassen hatte, seit er zum ersten Mal in die brechenden Augen eines seiner Opfer blicken durfte. Ein Umstand, den er als unschätzbare Geschenk erachtete. Und bei jedem Töten hoffte Dankhart erneut, hoffte, daß er in aberwitzigen Farben zu träumen beginnen würde, wenn er sich schlafen gelegt hatte. Hoffte, daß der Funke des Genies auch seinen Geist entzünden mochte, ihn lodern ließe, wie einen gewaltigen Steppenbrand schöpferischer Energie. Und jedesmal erwachte er leer, müde, gelangweilt, von dem, was sich während des Schlafes in der Ödnis seines ariden Unterbewußtseins abgespielt hatte, und ihn zurück gelassen hatte, beladen mit der Frage, nach seiner Herkunft und seiner Bestimmung.

Dankharts Blick fiel wieder auf die Buchumschläge, die neben ihm auf dem Autositz lagen.

Er würde diesem Kaden jede Menge Fragen stellen. Besonders, was dessen Phantasie betraf. Wie kam der Mann bloß auf solche Geschichten? Vielleicht besaß ja dieser merkwürdige Mensch, der solch düstere Geisteswelten zu schaffen in der Lage war, den Schlüssel zu seinem, Dankharts, eigenem schöpferischem Eldorado. Dankhart hatte noch keinen Auftrag erhalten, Kaden zu töten. Zuerst sollte er ihn zu Westphal bringen, damit der seine Untersuchungen anstellen konnte. Aber dann, dann würde er Dankhart gehören. Dann würde er ihm in die Augen schauen können, wenn er ihn tötete. Dankhart dachte nach. Wäre es nicht besser, wenn er Kaden am Leben ließe, damit er ihn studieren konnte? Bisher hatte er nichts davon gehabt, seinen sterbenden Opfern in die Augen zu schauen. Also müßte er im Gegenteil sehr darauf achten, daß man diesem Kaden im Institut keinen irreparablen Schaden zufügte, der ihn auch für ihn, Dankhart, unbrauchbar machen würde. Mit sorgenvoller Miene dachte er an das, was von Dragmir inzwischen nach dem langen Aufenthalt in seiner Zelle übrig geblieben war. Aus einem der genialsten Denker der Gegenwart war ein apathisch vor sich

hin sabberndes Häuflein Elend geworden? Dankhart beschloß, den Gedanken später einer weiteren, genaueren Prüfung zu unterziehen. Erst einmal mußte er sich um seinen Auftrag kümmern. Alles Weitere konnte er dann in Ruhe entscheiden, wenn er Kaden in seine Gewalt gebracht hatte.

Erschrocken fuhr er zurück und sog die Luft zischend ein. Er war so in Gedanken gewesen, daß er nicht bemerkt hatte, wie die Zigarette bis auf seine Finger herunter geglüht war und ihm die Haut verbrannt hatte. Er ließ das Fenster herunter und schnippte die Kippe in hohem Bogen davon. Der Wind wirbelte sie davon, bis sie aus Dankharts Blickfeld verschwand. Draußen wütete der Schneesturm weiter und hatte die Straße in ein konturloses, weißes Band verwandelt. Dankhart lächelte, tätschelte das Lederlenkrad des Geländewagens und schaltete das Getriebe auf Allradantrieb. Der bullige Motor brüllte auf und der Wagen begann sich durch den mittlerweile fast kniehohen Schnee zu schieben. Die Straßen waren leer und gehörten ihm alleine. Inzwischen waren durch sämtliche Nachrichtenkanäle Empfehlungen an die Autofahrer gegangen, ihre geliebte Blechkarosse Zuhause stehen zu lassen. Wie man unschwer erkennen konnte, hatten sich wohl so ziemlich alle daran gehalten. Ihm konnte es nur recht sein. Dankhart tippte auf dem Satellitennavigations-System Kadens Adresse ein. Auf dem Bildschirm erschien eine Landkarte, auf der ein roter Punkt stetig zu blinken begann. Er markierte die Stelle, an der sich Kadens Haus befand.

Oktober 2000, im Institut

Westphal stand vor der Zellentür und spähte minutenlang auf den Monitor, der sich auf einem Tisch neben der Zelle befand. In einer Ecke seines Gefängnisses hockte ein schwächlicher Mann zusammengekauert im Schneidersitz auf dem Boden. Er trug einen weißen Overall, weiße Socken und weiße Segeltuchschuhe. Sein hageres, gespenstisch bleiches Gesicht hatte etwas von einem Vogel an sich und seine kleinen, schwarzen Knopfaugen ruckten nervös hin und her, als ob er das Gewusel imaginärer Insekten auf dem Boden vor ihm beobachten würde. Mit einer Hand hielt er seinen Knöchel umfaßt mit der anderen wühlte er in einem hoffnungslos zerzausten, schwarzen Haarschopf. Zwar war er glatt rasiert, aber über seinem Kinn lag der dunkle, leicht ins Bläuliche gehende Schatten, der dunkelhaarigen Männern mit ausgeprägtem Bartwuchs eigen ist. Er wiegte seinen Oberkörper vor und zurück und formte mit dem Mund ebenso lautlose wie endlose Litaneien. Seit seiner Einlieferung hatte er sein Verhalten noch keinen einzigen Tag geändert. Sein Bett war zerwühlt und die Bettlaken lagen zerknüllt auf der Erde. Das Essen hatte er, wie es aussah noch nicht angerührt. Eine gelbe Plastiktasse lag umgekippt neben dem Eßbesteck und eine braune, undefinierbare Flüssigkeit war auf dem hellen Linoleumboden eingetrocknet.

Westphal wandte sich an den Pfleger, der die ganze Zeit stumm auf seinem Stuhl an dem Tisch mit dem Monitor gesessen hatte: „Seit wann ist er wach?“, Der Mann tippte auf eine Taste an einem kleinen Terminal, woraufhin das Bild mit Dragmir auf dem Monitor verschwand und einer Tabelle wich. „Seit zwei Stunden, dreiundzwanzig Minuten und jetzt zehn Sekunden, Herr Professor. Er hat das Essen, wie Sie gesehen haben, bisher nicht angerührt.“, Westphal bedankte sich kurz und wies den Mann an, sich zurückzuziehen: „Ich werde Sie rufen, wenn ich soweit bin.“, Er wartete, bis der Mann alles im Computer protokolliert hatte und sich zurückzog. Dann steckte der Professor die Magnetkarte in den Schlitz über der Tastatur des Computers. Ein grünes Licht blinkte kurz über der Tür zu Dragmirs Zelle auf. Der Verriegelungsmechanismus summte leise und die Tür öffnete sich mit einem schnappenden Geräusch. Westphal trat ein. Der Russe zeigte keinerlei Reaktion. Westphal zog die Tür hinter sich zu und ging auf Dragmir zu. Er legte ihm die Hand auf die Schulter, wobei er leise auf ihn einsprach: „Dragmir, hallo, Dragmir, können Sie mich verstehen?“, Wie erwartet,

reagierte der Mann nicht. Westphal wußte, daß der Mann ausgezeichnet deutsch sprach. Als Westphal zu dem Projekt gerufen worden war, hatte Dragmir schon seit drei Monaten in der Zelle auf diese Weise vor sich hinvegetiert. Westphal blätterte noch einmal die Akte des Russen durch...

... Pjotr Iljitsch Dragmir, 49, Biologe, Physiker und Genpaläontologe aus Moskau...

...Dragmir zählte zu einem der weltweit bedeutendsten Forscher auf dem Gebiet der Gen-Paläo-Biologie und beschäftigte sich schon seit Jahren mit urzeitlichen Lebensformen und ihrer Entstehungsgeschichte. Dragmir war schon in den 90er Jahren in den Westen geflohen, wo er sich bessere finanzielle Unterstützung für seine Forschungen erhoffte, als in der sich in schleichender Auflösung begriffenen Sowjetunion, die mit anderen Sorgen zu kämpfen hatte. Die Vergangenheit, mit der sich der russische Wissenschaftler beschäftigte, spielte in dem von Unruhen und wirtschaftlichen Problemen zerrissenen Riesenreich eine ungleich unwichtigere Rolle. Davon abgesehen litten sämtliche Forschungsbereiche der kränkelnden Supermacht unter akutem Geldmangel. Dragmir wurde mit offenen Armen in Deutschland aufgenommen. Seine Flucht in die Bundesrepublik hatte seinerzeit nicht nur in Fachkreisen hohe Wellen geschlagen. Dragmir hatte seither zahlreiche populärwissenschaftliche Bücher veröffentlicht und wesentlich an der Produktion von mehreren Filmen mitgewirkt, welche die Entstehung des Lebens zum Thema hatten, wobei dies alles auf einer mythologisch-philosophischen Basis erklärt wurde. Die Bücher sowohl als auch die Filme waren auf unerwartet große Resonanz gestoßen und hatten Millionen von Lesern und Zuschauern in ihren Bann gezogen. Noch kein Wissenschaftler vor ihm hatte es bisher verstanden, ein solch komplexes Thema so populär und dennoch sachlich so gekonnt zu

vermarkten. Dragmir hatte sich dabei als äußerst telegen herausgestellt und das Talent eines wahren Entertainers an den Tag gelegt. Er hatte trotz aller Einwände von besser wissenden Medienfachleuten darauf bestanden, die Filme selbst zu moderieren und war tatsächlich in kürzester Zeit zu einem absoluten Star geworden. Er sorgte mit seinen Theorien, die den Ursprung des Lebens auf vor wesentlich über vier Milliarden Jahren datierten, nicht nur in der Fachwelt für einiges Aufsehen. Bisher war man davon ausgegangen, daß die ersten Lebensformen zum ersten Mal vor etwa einer Milliarde Jahren, also im Präkambrium, aufgetreten waren. Wasser auf die Mühlen seiner Gegner war allerdings der Umstand, daß für Dragmirs Theorie eindeutige Beweise fehlten. Noch war es bis dato niemanden gelungen, entsprechend alte Lebensspuren zu finden. Dies gelang erst ein paar Jahre später bei einer von Dragmirs regelmäßigen Grabungsexpeditionen. Von einer solchen Forschungsreise, die ihn ins Pamir-Gebirge geführt hatte, kehrte er mit sensationellen Funden zurück...

33

DER FUND

... Westphal erinnerte sich noch genau an die Berichte in den Medien, die damals weltweit für so viel Aufsehen gesorgt hatten. Den ganzen Tag über hatte er mit seinen Kollegen von der paläontologischen Fakultät auf das Heftigste diskutiert. In dem erwähnten Artikel war eben jene Expedition Dragmirs in den Himalaya abgehandelt worden. Angeblich war das gefundene Material nach der gängigen C-14-Methode zur Altersbestimmung behandelt worden. Laut Zeitung waren die Fossilien annähernd sechs Milliarden Jahre alt! Der Artikel hatte einen Sturm der Entrüstung in der Öffentlichkeit ausgelöst und Dragmir endgültig zum Superstar gemacht. Die Verehrung des populären Wissenschaftlers hatte groteske und für viele Fachleute bemerkenswerte und völlig unerwartete Auswirkungen gehabt.

Hatte es vorher schon regelrechte Fanclubs des russischen Wissenschaftlers gegeben, so nahm der charismatische Forscher nun innerhalb von ein paar Wochen Kultstatus innerhalb breiter Bevölkerungsschichten ein. Die Wissenschaft, wie sie dieser Mann betrieb und wie sie von seinen Kollegen oft auf heftigste Weise in der Öffentlichkeit gegeißelt wurde, widersetzte sich hartnäckig jeglichen intriganten Versuchen, sie lächerlich zu machen. Im Gegenteil. Je härter Dragmir und seine von ihm vertretenen Theorien von der Fachwelt angegriffen wurden, um so zahlreicher und euphorischer wurde seine Fangemeinde. Tausende von Menschen versammelten sich in Städten auf öffentlichen Plätzen, um Dragmirs Entdeckung geradezu rituell zu feiern. Die Verehrung nahm nach einer Weile eine Eigendynamik an, die völlig außer Kontrolle geriet. Dragmirs Entdeckung wurde als der Beweis für so etwas wie eine göttliche Ur-Existenz angesehen, die sich außerhalb jeglicher bisheriger menschlicher Erkenntnis stellte. Schließlich hatte der Forscher einmal selbst in einem aufsehenerregenden Interview die These aufgestellt, daß es durchaus sein könnte, daß das Leben tatsächlich extraterrestrischen Ursprungs sei, wenn sich herausstellte, daß die gefundenen Lebensspuren von einem früheren Datum stammten, als es das geologische Alter der Erde eigentlich zuließe. Aus dieser Verehrung für Dragmir, sowie für seine von vielen Anhängern völlig entstellte, wissenschaftliche Arbeit, bildete sich sogar eine neue Glaubensrichtung, die schnell Millionen von Anhängern auf dem ganzen Globus fand. Wie ein Steppenbrand breitete sich Dragmirs Lehre über den gesamten Globus aus, erschütterte sämtliche konventionelle Religionen in ihren Grundfesten. Endlich hatten die Menschen einen greifbaren Beweis für die Existenz einer überirdischen Wesenheit, wenngleich nie auch nur einer von Dragmirs Anhängern jene Entdeckung zu Gesicht bekommen hatte, geschweige denn sich Gedanken über eine streng wissenschaftliche Auslegung derselben gemacht hatte. Nach Ansicht der Jünger Dragmirs handelte es sich hier nicht nur um leere Versprechungen auf ein schöneres Leben im Paradies oder um vage Drohungen von einer jenseitigen Hölle. Nein, hier war er doch, der Beweis für das Leben davor. Und ließ das nicht den Umkehrschluß zu, daß es auch ein Leben danach geben mußte? Verworrene aber rhetorisch hoch begabte selbst ernannte Propheten Dragmirs Theorien und Entdeckungen im Internet und in den Medien verbreitet und zu etwas werden lassen, das sich völlig losgelöst von dem, was der Russe eigentlich gewollt hatte, zu einer eigenen Weltanschauung entwickelte, die in der Folge eine bemerkenswerte Eigendynamik an den Tag legen sollte.

Dragmir war mehr oder weniger unfreiwillig das Opfer seiner eigenen cleveren Vermarktung und verblüffend anschaulichen Darlegung geworden. Und noch einen sehr mächtigen Gegner hatte er sich außer seinen Feinden von der wissenschaftlichen Puristenfront geschaffen: Die Kirchen rund um den Globus. Sie sahen in ihm, als Urheber des „Neo-Vitalismus“, wie die Bewegung bald genannt wurde, ihren größten Konkurrenten. Die Verkörperung des Antichristen schlechthin. So dauerte es nicht lange, bis eine gezielte Kampagne gegen Dragmir und seine Theorien und Entdeckungen gestartet wurde. Dies führte dann zu Richtigstellungen in der Presse, bis hin zu gänzlich gegensätzlichen Berichterstattungen in Funk und Fernsehen. Tatsächlich hatte sich nach einer Weile eine Front, speziell in den Medien, gegen Dragmir gebildet, die nach und nach zur Politik des Totschweigens überging. Die „Neo-Vitalisten“, wie man die Anhänger Dragmirs nannte, wurden praktisch nachrichtlich und medial ignoriert. Offenbar störte es die intellektuelle Schicht nicht unerheblich, daß es einem der ihnen gelungen war, so tief in die Seele des einfachen Volkes vorzudringen. Erfolg hat bekanntlich viele Neider. Nach einer Weile war es seinen Gegnern gelungen, Dragmir ganz aus der Öffentlichkeit verschwinden zu lassen. Zeitweise ging sogar das Gerücht um, daß der Russe wegen Betruges verhaftet worden war. Zwar gab es nach wie vor zahlreiche Anhänger Dragmirs, doch war es seiner Gegnerschaft gelungen, ihn zum Schweigen zu bringen. Dies änderte allerdings nichts daran, daß gewisse Institutionen brennend an Dragmirs wahrer wissenschaftlicher Arbeit interessiert waren. Ihnen kam dies Phase des Schweigens von Seitens Dragmir gerade recht, da sie sich ihm nun nähern konnten, ohne allzuviel Aufsehen zu erregen. Was Westphal betraf, so hatte er selber genug mit seiner eigenen wissenschaftlichen Tätigkeit zu tun und war erst als die merkwürdigen Gestalten von Pal-Gen bei ihm aufgetaucht waren und ihn, mit diesem phantastischen Angebot als Köder am Ende ihrer Angelschnur, von der Universität in den Konzern gelockt hatten, wieder mit dieser Angelegenheit und mit Dragmirs tatsächlich sensationellem Fund konfrontiert worden.

Westphal erinnerte sich noch genau an den Tag, an dem er die eidesstattliche Erklärung unterzeichnete und an dem sich ihm das Tor zu einem der unglaublichsten und wohl am besten gehüteten Geheimnisse der Welt öffnete...

Leipzig, Mai 1996

...es war ein strahlender Mittwoch im Mai. Die Sonne verströmte einen Hauch von vorsommerlicher Kraft, mit der sie die Menschen in Scharen nach draußen lockte. Ein Tag, wie geschaffen für einen Neubeginn, Westphal als aus seiner Leipziger Wohnung trat, die im sogenannten Musikerviertel lag, einem Stadtteil mit schön restaurierten Häusern aus der Gründerzeit.

Westphal hatte sich für diesen Tag frei genommen und sich in der Uni abgemeldet. Die Nacht zuvor hatte er schlaflos damit zugebracht, eine sichtbare Spur in seinen Teppich zu laufen. Doch von konnte nicht die Rede sein. Als er vor das Haus trat, fuhr schon das bestellte Taxi vor, von dem er sich bis zum Flughafen nach Schkeuditz fahren ließ, wo er die Maschine nach Frankfurt am Main nahm. In der Ankunftshalle gab es ein Wiedersehen mit Drahthaar und seinen beiden Rottweilern. Das Rendezvous ging mit einer Wortkargheit ging, die Westphal an ein modernes, dadaistisches Theaterstück gemahnte. In einer abgedunkelten Limousine, die Westphal wieder an seine Theorie von der Gesetzmäßigkeit des Klischees erinnerte, hatten sie ihn wortlos zu einem jener glitzernden Glasriesen im Frankfurter Bankenviertel gefahren. Hier befand sich die Verwaltungszentrale von Pal-Gen.

Genau an diesem Tag hatte er den Projektleiter kennengelernt, dessen Name er bis heute nicht wußte. Dieses fette, ständig schnaufende Ungetüm hatte in einem Büro von den Ausmaßen eines Ballsaales hinter seinem mindestens ebenso imposanten Schreibtisch gesessen und ihm die eidesstattliche Erklärung hingeschoben: "Sie entschuldigen, wenn ich mich Ihnen nicht vorstelle. Aber es liegt ihrem Interesse und in dem, wie ich zugeben muß, wesentlich gewichtigeren des Konzerns, wenn Sie meinen Namen nicht erfahren. Es ist im Übrigen auch für Ihre weitere Arbeit völlig unerheblich."

Dann wandte er sich wieder den Papieren zu. "Das," hatte er wichtiguerisch gesagt, "ist für Sie, Herr Professor, das Sesam-Öffne-Dich zu einer anderen Welt. Unterschreiben Sie und Sie werden in einen neuen Lebensabschnitt eintreten, der alles ändern wird, was Sie bisher gekannt haben. Sie haben jetzt die Wahl. Unterschreiben Sie nicht, wird man Sie hinaus geleiten und Sie werden morgen wieder an Ihrem Schreibtisch in der Uni sitzen, als wenn nie etwas geschehen wäre. Zugegeben, abgesehen von dem lukrativen finanziellen Angebot, das wir ihnen unterbreitet haben,

kaufen sie die Katze im Sack. Die Entscheidung liegt jetzt bei Ihnen." Noch einmal dachte Westphal an all die Unzulänglichkeiten in der Uni, an die ewigen Kämpfe um die jährlichen Gelder, um die er sich mit den anderen Fakultätsleitern streiten mußte, wie ein Rudel Hyänen um Aas. Und das alles mit der Aussicht darauf, als Professor irgendwann einmal zu emeritieren und dann...? Was hätte er dann erreicht? Hatte er nicht einmal ehrgeizige, hochfahrende Pläne gehabt? War er nicht ausgezogen, die Welt zu verändern? Er hatte gar nicht gemerkt, wie das Phlegma von ihm schleichend Besitz ergriffen hatte, wie saturiert und selbstzufrieden er im trägen Uni-Betrieb geworden war. Aus dem agilen, tatendurstigen Doktoranden und wissenschaftlichen Gipfelstürmer, der eigentlich in der freien Wirtschaft für Furore hatte sorgen wollen, war ein Hochschullehrer mit leichtem Bauchansatz, Stirnglatze und Beamtenhabitus geworden. Hatten erst wirklich diese Männer kommen müssen, um ihm zu zeigen, daß er schon seit langem in einer Sackgasse gelandet war, ohne sich dessen wirklich bewußt geworden zu sein?

„Benötigen Sie noch mehr Bedenkzeit?“, unterbrach ihn der Dicke und breitete dabei in einer Geste der Gönnerhaftigkeit seine Arme aus. Westphal schreckte ein wenig hoch und sah in die glitzernden Knopfaugen, die ihn listig unter wulstigen Hautfalten hervor anblinzelten und ihn an einen Kühlschrankvertreter erinnerten, der kurz vor einem Vertragsabschluß über den Verkauf einer Lieferung von Gefriertruhen an ein Eskimodorf stand. Er schüttelte den Kopf, um diese alberne Phantasie los zu werden. Was hatte er zu verlieren? Er war alleinstehend, hatte eigentlich keine Freunde und die paar Verwandten, die er seit Jahren nicht mehr gesehen und zu denen er jeglichen Kontakt verloren hatte, waren in alle Welt verstreut. Niemand würde ihn in Leipzig oder sonstwo auf diesem Planeten vermissen. Er zog die Papiere zu sich heran und unterschrieb.

Die vom Mond beschienene Wiese glitzerte von Millionen winziger Tautropfen wie ein mit Diamanten besetzter Teppich. Auf einer Anhöhe zeichneten sich die Umrisse eines titanischen steinernen Tores vor dem von Sternen überfluteten Himmelsgewölbe ab. Kaden bewegte sich mit schleppenden Schritten darauf zu. Das Tor war aus grob gehauenen, steinernen Quadern gigantischen Ausmaßes zusammengesetzt. Es ragte scheinbar alles erdrückend vor ihm auf. Kaden blieb stehen und hob den Kopf. Die Steine waren von tiefem Schwarz und absorbierten jegliches Licht, schienen es geradezu schlürfend in sich aufzusaugen. Seine Augen schmerzten und begannen zu tränen, wenn er die Quader ansah. Die Öffnung des Tores war in undurchdringliches Dunkel getaucht und doch hatte Kaden den Eindruck, als bewegte sich etwas unablässig wabernd darin. Als würde sich die Dunkelheit unter unermeßlichem Druck wie eine Folie nach außen wölben.

Ein Summen, wie von einem riesigen Dynamo, lag in der Luft und ließ den Boden unter seinen Füßen sanft vibrieren. Kadens Arme hingen schlaff an den Seiten herab, sein Kopf dröhnte unablässig und seine tränenden, schmerzenden Augen starrten immer noch auf die undurchdringlich schwarzen Steinquader. Irgendwo in der Höhe knirschte etwas. Mit einem dumpfen Platschen landete ein Stein von der Größe einer Wäschetruhe vor seinen Füßen. Das Summen hörte unvermittelt auf. Kaden senkte den Blick und starrte auf den Stein vor ihm. Er beugte sich herab und fuhr mit der Hand über den kalten, nassen Stein. Der Monolith war mit Reliefs von merkwürdig anmutender Fremdheit bedeckt. Kadens Finger fuhren die Auskerbungen nach. Die Empfindung, die nun kam, traf ihn wie ein elektrischer Schlag. Ein Krampf fraß sich seinen Arm hoch bis in die Schulter und sein Herz zog sich schmerzhaft zusammen. Innerhalb von Sekunden erhöhte sich die Schlagfrequenz zu dem oszillierenden Flirren eines Kolibriflügels. Kaden sog die Luft scharf ein. Der Schmerz war überwältigend und verschaffte sich in Form eines quälenden Schreis den Weg hinaus aus seinem Körper, der geschüttelt wurde von epileptischen Krämpfen. Jemand rief seinen Namen von ganz weit weg. Bevor er aufwachte und in das besorgte Gesicht von Mario blickte, der ihn bei den Schultern gepackt hielt und schüttelte, sah er, daß sich die dunkle

Toröffnung weit nach außen wölbte und anschließend die Form von etwas monströsem annahm, daß sich mit aller Gewalt Durchlaß zu schaffen suchte. Kaden bäumte sich schweißüberströmt auf. Mit seinem gesunden linken Arm klammerte er sich wie ein Ertrinkender an Mario, der vor Schmerz erschreckt aufschrie. In Kadens bandagiertem Arm pochte das Blut stechend und in fiebrigem Feuer. Er sah sich um. Mario, der in einem Schlafanzug mit geradezu sensationell geschmacklosen Muster steckte, hielt ihn noch immer gepackt und versuchte ihn auf das Bett zurück zu drücken, auf dem er gelegen hatte. Der Wirt sprach beruhigend auf ihn ein: "Mann, dich hat's aber erwischt. Du hast Fieber. Soll ich einen Arzt holen?" Langsam und zäh quälte sich die Erinnerung zu Kaden durch. Er hatte Marios Angebot, ein Zimmer für die Nacht zu nehmen angenommen. Kurz nachdem er sich hingelegt hatte, war er in einen tiefen Schlaf gesunken. Seine Zunge klebte trocken am Gaumen und Kaden mußte sich einige Male schmerzhaft räuspern, ehe er Mario antworten konnte: "Laß gut sein. Schnaps und Medikamente haben sich noch nie gut vertragen. Ich habe nur schlecht geträumt. Wieviel Uhr ist es?" "Vier Uhr morgens. Gut das niemand im Hause ist. Du hättest mit deinem Geschrei alle geweckt. Ich bin fast aus dem Bett gefallen vor Schreck. Hast Dich angehört wie ein ganzes Wolfsrudel. Soll ich dir was zu trinken bringen? Wasser oder vielleicht ein Bier?" Kaden zuckte bei dem Gedanken an Bier zusammen. Sein Magen revoltierte und nur mit Mühe konnte er den Brechreiz unterdrücken. "Nee, nee, bloß kein Bier. Leg dich wieder hin. Ich gehe kurz unter die Dusche und schlaf mich dann aus. Danke dir."

Mario schüttelte den Kopf und rieb sich den Arm, an den sich Kaden geklammert hatte. Die Abdrücke von Kadens Fingern waren deutlich am Handgelenk zu sehen. "Einen Griff hast du, wie ein Eisenbieger. Na dann, gute Nacht oder was davon noch übrig ist." Er schlurfte brummelnd hinaus, während er sich mit einer Hand den Hintern kratzte und schloß die Tür hinter sich.

Kaden setzte sich auf und schwang die Beine über die Bettkante. Der Traum von dem Tor. Er hatte ihn schon einmal geträumt. In jener Nacht, als er die vielen Tiere vor seinem Haus gesehen hatte. Kaden stand auf und ging zur Dusche. Als er sich auszog, bemerkte er, daß seine linke Hand mit Dreck verschmiert war. Er dachte an die Szene in seinem Traum, als er mit der Hand den Stein berührt hatte. War er am Ende schlafgewandelt und draußen herum gelaufen? Er ging zum Bett zurück, bückte sich und hob seine Schuhe auf. An den Sohlen klebte nasse, schwere, dunkle Erde. Kaden wurde wieder übel. Er schaffte es gerade noch zum Klobeck, bevor ein saurer Schwall

aus Bier, Schnaps und halb verdaulichem Essen seine Kehle hoch schoß. Kaden erbrach sich würgend, bis nur noch bitterer, gelber Gallenschaum in langen Speichelfäden aus seinem Mund tropfte. Seine Kopfschmerzen wichen einem dumpfen, wattigen Gefühl und einer bleiernen Müdigkeit. Er spülte seinen Mund mit Wasser aus und quetschte aus einer alten Zahnpastatube, die jemand auf der Ablage vor dem Spiegel verwaist zurück gelassen hatte, etwas Zahncreme in seinen Mund, um den schalen Geschmack zu vertreiben. Ohne zu duschen ließ er sich auf das Bett fallen, knipste das Licht aus und schlief. Traumlos, bis der Tag über dem kleinen, verschneiten Dorf dämmerte und Kaden erwachte. Sein Kopf war wieder klar, schmerzfrei. Er reckte sich, stand vom Bett auf und sah aus dem Fenster hinaus auf den Dorfplatz. Auf einer mächtigen Eiche, neben dem Dorfteich saß ein riesiger Rabe auf einem Ast. Er starrte direkt auf das Fenster, hinter dem Kaden stand. Als Kaden ihn erblickte, breitete das Tier seine mächtigen Schwingen aus, erhob sich in die Luft und verschwand laut krächzend im grauen, wolkenverhangenen Himmel.

35

Mai 1996, Frankfurt am Main

WESTPHAL

Mit schwitzenden Fingern schraubte Westphal die Kappe wieder auf den teuren Füllfederhalter. Er schob die Papiere zu seinem fettleibigen Gegenüber und lehnte sich aufatmend zurück. Jetzt erst fiel ihm der dunkle Schatten eines breitschultrigen Mannes auf, der sich die ganze Zeit

schweigend im Hintergrund gehalten haben mußte. Er hatte dort wohl während der Vertragsunterzeichnung gestanden, reglos, wie zu einer Salzsäule erstarrt, ohne daß er sich auch nur einmal bewegt hätte. Westphal bemühte sich, den Mann, der im Schatten des halb zugezogenen Vorhangs links hinter dem Dicken stand, zu erkennen. Der Dicke hatte seinen Blick bemerkt und drehte sich unbeholfen zu der im Schatten stehenden Gestalt um, bevor er sich wieder lächelnd an Westphal wandte.

„Keine Sorge, Professor. Der Herr hinter mir, wird von nun an für Ihre Sicherheit verantwortlich sein. Dankhart steht seit Jahren in unseren Diensten und genießt unser vollstes Vertrauen. Er wird Sie im übrigen jetzt, nachdem Sie unterschrieben haben, zu unserem Forschungsinstitut bringen. Sie können sich ihm voll und ganz anvertrauen. Er ist dort für die Sicherheit zuständig und steht unter meinem direkten Befehl.“

In den konturlosen Schatten kam Bewegung. Für einen Moment registrierte Westphal verblüfft, wie lautlos sich der große, kantige Mann nach vorne bewegte. In seinen Bewegungen lag die Geschmeidigkeit eines starken, muskelbepackten Raubtieres. Dankhart war geschmackvoll, aber unauffällig ganz in schwarz gekleidet. Er überragte den hochgewachsenen Westphal um einen halben Kopf. Seine schaufelartigen Hände hatte er vor dem Körper gefaltet. Das erste was Westphal auffiel, waren seine stechend grünen Augen, die ihn merkwürdig leer aus einem breiten, eher nichtssagenden, kantigen Gesicht anstarrten.

DIE ANDERE SEITE

Munin (Die Erinnerung)

***„Fly straight with perfection,
find me a new direction,,***

„The Raven,, The Strangers

Der große, sehnige und muskelbepackte Mann war lange geritten. So lange, daß er sich nicht entsinnen konnte, wann seine Reise ihren Anfang genommen hatte. Alles war verschwommen, Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft waren zu einem Konglomerat der Unbestimmbarkeit verschmolzen. Mit einem leisen Befehl hieß er sein achtbeiniges Roß anhalten. Das edle Tier verlangsamte seinen dem Flug gleichenden Ritt und kam tänzelnd und zum Stehen. Der Krieger reckte sich im Sattel, daß sein mit dem Staub der langen Reise bedeckter Lederwams knirschte, stemmte sich in die Steigbügel und richtete seinen gewaltigen Körper auf. Auf seiner rechten Schulter saß ein riesiger Rabe, der bei dieser unvermittelten Bewegung protestierend krächzte und um Gleichgewicht ringend mit den Flügeln schlug. Mit einer Hand schirmte der Mann sein Gesicht vor der tiefstehenden Sonne ab, die am Horizont als rot glühender Feuerball zu sehen war. Vor dem Mann erstreckte sich ein endloses Ödland. Die rote Erde war verbrannt und rissig. Nichts deutete auf eine Spur von Leben hin. Hier und da reckte das ausgebleichte Skelett eines verdorrten Baumes flehentlich seine Äste dem violett blauen, wolkenlosen Himmel entgegen. Seit Beginn seiner Reise hatte sich der Stand

der Sonne nicht verändert. Der Falbe stampfte unruhig hin und her und schnaubte nervös. Der Mann tätschelte den schweißnassen, staubverklebten Hals des Tieres, beugte sich herab und flüsterte mit sanfter Stimme in das Ohr des Pferdes: "Ruhig mein tapferer Sleipnir. Ich spüre, daß das Ende unserer Reise nahe ist. Unser schwarzgefiederter Freund muß bald zurück sein." Noch einmal hielt der Mann Ausschau. Sein pockennarbiges, Gesicht war braun gebrannt, umrahmt von einer Mähne widerspenstiger schwarzer Haare. Die linke Augenhöhle war von einer ledernen Klappe bedeckt. Mit dem gesunden Auge starrte er in die Sonne und erspähte bald einen kleinen schwarzen Punkt, der sich rasch näherte. Es war ein pechschwarzer Rabe, der dem glich, der auf des Mannes rechter Schulter saß. "Sieh nur, Hugin," sprach der Mann und wandte sein sonnenverbranntes Gesicht dem Raben auf seiner Schulter zu: "Dein Zwillingsbruder Munin kehrt zurück. Nun werden wir bald wissen, ob das Ende unserer Reise bevorsteht oder ob wir weiter suchen müssen." Der herannahende Vogel zog noch krächzend ein paar Kreise über dem seltsam anmutenden Dreigestirn unter ihm, bevor er pfeilgleich nach unten stieß und zielsicher auf dem ausgestreckten linken Arm des Mannes landete. Der Krieger kraulte den Kopf des Raben, der sein Gefieder aufplusterte, während er wohligher unter der Liebkosung seines lange vermissten Herren gluckste. "Munin, mein fliegender Spion. Treuer Freund. Was hast du erkundet auf deinem langen Flug?"

Der Rabe schüttelte noch einmal sein Gefieder, bevor er seinen Schnabel ganz nahe an das geneigte Ohr seines Herren brachte. Mit leiser Stimme krächzte er: "O Odin, mein Herr, das Tor, ich habe das Tor gesehen. Doch es steht auf schwankendem Boden. Die Zeit drängt und Fenrir hat sich von Gleipnir losgerissen! Auch er hat sich auf den Weg gemacht, das Tor zu durchschreiten. Die Mächte des Chaos sind entfesselt." Das Gesicht des Kriegers umwölkte sich. Sein schwarzes Auge glomm wie ein Stück Kohle im still stehenden roten Glutball der Sonne. "Hab Dank, Munin. Wie weit ist es bis zum Tor?" Der Rabe plusterte sich erneut auf, bevor er weiter sprach: "Weit, Herr. Und Fenrir ist uns schon voraus und haucht seinen eisigen Atem in die andere Welt. Er schickt sich an, die Sonne zu verschlingen." "Das," sprach der Krieger: "Das ist gegen die Verheißung. Fenrir beschwört ein zweites Ragnarök herauf. Der Götterfunke schien erloschen. Sollte er wieder erglommen sein? Wer hat das alles heraufbeschworen. Lebten wir nicht in Frieden in Asgard? Und sollte die nachfolgende Welt nicht die bessere von beiden sein?" Der Rabe krächzte Aufmerksamkeit heischend: "Herr, noch etwas. Es gibt einen Sehenden in der anderen Welt. Einen Träumer. Er hat das Tor gesehen. Wenn er träumt, beginnt es, sich zu

öffnen. Er trägt den Götterfunken in sich. Und jemand folgt ihm. Ein Krieger, Herr. Er trachtet danach, dem anderen die Träume zu entreißen, weil er selber nicht träumen kann."

37

VON SUCHERN UND TRÄUMERN

Schnee, Schnee in Mengen, wie ihn dieser Landstrich seit Generationen nicht gesehen hatte. Selbst die ältesten Bewohner konnten sich nicht erinnern, daß sie jemanden gekannt hätten, der ihnen von solchen Schneemassen zu berichten gewußt hätte.

Eine Landschaft wie aus Puderzucker, alle Geräusche verschluckend. Und doch gibt sie uns die Gelegenheit, einzelne Laute wie durch einen Filter hindurch wahrzunehmen. Wie eine Säule ragt dann der Schrei eines einsamen Vogels über einem weiten, schneebedeckten Feld.

So erging es Dankhart. Er hatte seinen Wagen auf der einsamen, tief verschneiten Landstraße angehalten, um sich zu orientieren. Bis nach hier draußen hatten es die ohnehin völlig überforderten Straßenräumdienste nicht geschafft. Die Schneemassen hatten die Landschaftskonturen weitgehend

verschwinden lassen, so daß weder Straßenrand noch Markierungen zu erkennen waren. Nur vage war das Band der Landstraße als sanft, sich bis zum Horizont schlängelnde Einbuchtung erkennbar. Dankhart schaltete die Maschine aus und entstieg dem Fahrzeug. Er sank sofort bis zu den Waden in den pulvrigen Schnee, der in der Nachmittagssonne in einer Wolke aus feinem, kristallinen Staub aufstob. Mittlerweile hatte der Niederschlag nachgelassen und die bleiernen Schneewolken waren einem makellosen, kobaltblauen Himmel gewichen, der wie eine gleißende Damaszenerklinge in Dankharts zusammengekniffene Augen stach. Dankhart lehnte sich an die offene Fahrertür und benutzte den Türrahmen als sichere Auflage für seinen Feldstecher, mit dem er den Horizont absuchte. Sein Atem stieg in dicken, weißen Wolken auf. In den letzten achtundvierzig Stunden war die Temperatur um über zehn Grad gefallen. Dankhart blickte auf den im Armaturenbrett eingelassenen Außentemperatur-Anzeiger. Das Thermometer zeigte inzwischen minus achtzehn Grad an.

Ein fernes Krächzen lenkte seine Aufmerksamkeit wieder auf den vor ihm liegenden Horizont. Er blickte in die Richtung, aus der er den Ruf vernommen hatte. Kurz vor der Silhouette eines sich abzeichnenden Waldrandes machte er mit seinem starken Glas die Umrisse eines großen, schwarzen Vogels aus. Offenbar ein Rabe. Das Tier war ungewöhnlich groß. Immer weitere Kreise ziehend, drehte es etwa einhundert Meter vor Dankharts Fahrzeug ab. Der Ruf des Tieres stand noch einsam über der verschneiten Landschaft, als der Vogel schon im blauen Himmel verschwand wie ein Stein in einem tiefen klaren Teich. Dankhart blickte lange in die Richtung, in die das Tier verschwunden war.

Er suchte noch einmal die Umgebung mit dem Feldstecher ab. Dann setzte er sich wieder hinter das Lenkrad und überprüfte das Navigationssystem. Bis zu Kadens Dorf waren es noch fünfundzwanzig Kilometer. Der Waldsaum, den er mit dem Fernglas erspäht hatte, war laut Karte der Anfang jenes ausgedehnten Forstes, an dessen Rand sich auch Kadens Haus befinden mußte.

Als er das Fernglas abgesetzt hatte, konnte er den Wald in der klaren, eiskalten Luft auch mit bloßem Auge als blaues Band erkennen. Von hier aus wirkte er düster und etwas Bedrohliches schien von ihm auszugehen. Dankhart beschloß, sich dort ein wenig umzusehen. Er war außerdem

gespannt, ob er Wilbrechts Fahrzeug noch vorfinden würde. Sicher hatte bisher noch niemand das Auto des Tierarztes entdeckt. Inzwischen mußte es unter dem Schnee völlig verschwunden sein. Dankhart startete den Motor, legte den Gang ein und das allradgetriebene Fahrzeug pflügte sich langsam durch den Schnee in Richtung Wald. Im Radio empfahl der Wetterdienst in endloser Litanei den Hörern, die Fahrzeuge wenn möglich zu Hause stehen zu lassen und nur im äußersten Notfall zu fahren.

38

Die erste Begegnung

Ein Prickeln wie von tausend Nadeln. Kaden schrie laut auf, als der heiße Strahl der Dusche seinen Körper traf und die Erinnerungen der vergangenen Nacht wenigstens für eine Weile von ihm spülte, hinab in den gurgelnden Ausguß. Er drehte den Wasserhahn zu und rubbelte sich gründlich von oben bis unten mit einem Handtuch ab. Nackt trat er an das Fenster und sah hinunter auf den Dorfplatz. Das Licht der Morgensonne verwandelte den verschneiten Platz in ein schimmerndes Leinentuch.

Kaden hörte, wie Mario unten in der Küche mit Geschirr klapperte und „Come on baby light my fire“, im Radio ebenso lauthals wie falsch mit sang. Er roch frisch gebrühten Kaffee, gebratenen Speck und Spiegeleier. Kaden sog die Luft tief ein und blähte beim Ausatmen die Nüstern. Mario benutzte billige Magarine zum Braten und die Milch für den Kaffee war kurz davor sauer zu werden. Kaden rieb sich die Stirn. Wieder diesen übergenauen Wahrnehmungen. Er öffnete das Fenster und ließ die eisige Morgenluft über seine nackte Haut gleiten. Das Dorf lag vollkommen still, gefangen wie in einer Zeitschleife, aus der es weder Vor noch Zurück gab. In den schweigenden Morgen hinein drang das leise Brummen eines Hubraum starken Dieselmotors. Kaden lauschte weiter. Offenbar war der Ursprung des Geräusches noch sehr weit entfernt. Es dauerte tatsächlich noch zehn Minuten, bis das Fahrzeug, das er gehört hatte, auf dem Dorfplatz erschien.

Es war ein schwerer, japanischer Geländewagen, der sich mit seinen überdimensionalen, walzenförmigen Reifen durch den Schnee pflügte. Kaden dachte an einen Eisbrecher, wie er sich durch die endlosen Weiten arktischen Packeises schob. Am Steuer des Jeeps saß ein breitschultriger, blonder Mann mit Bürstenschnitt. Kaden registrierte jedes Detail des Gesichts. Der Fahrer bemerkte Kaden nicht, der instinktiv einen Schritt zurück in den Schatten des Zimmers getreten war. Der Offroader schob sich über den Dorfplatz und verschwand hinter der Kirchenmauer auf der Straße, die zum Wald führte.

39

Mai 1996, Zentrale von Pal-Gen Frankfurt a. M.

Nachdem Westphal unterschrieben hatte, schnalzte sein dickes Gegenüber mit der Zunge. Westphal erinnerte das Geräusch an das Schnappen einer Kröte nach einer besonders fetten Schmeißfliege. Der Dicke zog die Papiere zu sich heran, ordnete sie, nahm sie hoch und stieß sie mit der Unterkante ein paar Mal auf die Schreibtischplatte, bis die einzelnen Blätter exakt übereinander lagen. Dann steckte er alles in eine braune Ledermappe, die irgendwo in den unauslotbaren Tiefen seines mächtigen Schreibtisches verschwand. Westphal hörte das dumpfe Schließen eines metallenen Mechanismus, dem das Klicken eines Zahlenschlosses folgte. Der dicke Mann verschränkte seine Wurstfinger ineinander, bog die Handflächen langsam durch bis die Gelenke knackten wie trockene Holzstückchen. "Knack, knack, knack, knack, knack". Exakt fünf Mal, zählte Westphal mit. Dann sah er sich einem breiten Grinsen gegenüber, das die gesamte Fensterfront hinter dem Mann einzunehmen schien.

"So, Professor Westphal. Willkommen bei Pal-Gen, unserer großen Familie. Wir sind wirklich froh, einen solch kompetenten Wissenschaftler an unserer Seite zu wissen und Sie werden, sehen, daß Ihnen hier alle Möglichkeiten offen stehen. Und wenn ich sage alle, dann meine ich das auch so. Wenn Sie irgend etwas für ihre Forschungsarbeiten brauchen, sagen Sie es und am nächsten Tag steht es als Paket mit einer dicken Schleife drum herum auf ihrem Schreibtisch."

Der Dicke schien die letzte Bemerkung für einen besonders gelungenen Witz zu halten, denn er blickte Beifall heischend um sich und rieb sich dabei die Hände, daß Westphal Angst hatte, jeden Moment könnten kleine Rauchwolken zwischen den Handflächen aufsteigen.

"Sie haben jetzt eine Woche Zeit zu Hause in Leipzig Ihre persönlichen Dinge zu erledigen. Die ersten Wochen werden Sie sicherlich voll mit der Einarbeitung in unser Projekt beschäftigt sein. Ihr Aufgabenbereich unterliegt, wie Sie ja schon den Papieren entnommen haben, der höchsten Geheimhaltungsstufe. Sie gehören also zu der Personengruppe im Projekt, die besondere Privilegien genießen aber auch besonderen Pflichten unterliegen. Sie sind nur mir unterstellt und ich alleine bin Ihnen gegenüber weisungsbefugt. Ich bitte Sie, sich unbedingt daran zu halten. Sollten Sie frei nehmen oder Urlaub einreichen wollen, so teilen Sie mir das bitte ebenfalls mit. Es ist klar, das Sie ständig abrufbereit und erreichbar bleiben müssen. Aber ich bin mir sicher, das Sie unser Projekt so äh... gefangen nehmen wird, daß Sie das erste halbe Jahr gar nicht auf den Gedanken kommen werden, frei nehmen zu wollen

Ihnen wird ein Stab von Mitarbeitern zugeteilt, über den sie nach Gutdünken verfügen können. Sie allein sind für Ihre Abteilung verantwortlich und haben unumschränkte Autorität. Davon abgesehen, erwarte ich wöchentlich von Ihnen einen Bericht über die in Ihrer Abteilung geleistete Arbeit. Aber ich greife den Dingen voraus. Man wird Sie in der nächsten Woche mit den Gegebenheiten vertraut machen. Noch einmal, herzlich willkommen bei Pal-Gen. Ich bin sicher, daß Sie Ihren Entschluß nicht bereuen werden. Ich bitte Sie jetzt, mich zu entschuldigen. Wenn Sie wollen, wird Dankhart sie nach Leipzig zurückfahren. Wenn ich recht informiert wurde, sind Sie mit dem Flugzeug angekommen? Geben Sie die Flugtickets und was Sie sonst noch an Reisekosten hatten bitte der Dame im Vorzimmer. Alle Ausgaben werden Ihnen selbstverständlich erstattet. Wenn Sie in Leipzig ankommen, wird der erste Betrag, wie vereinbart, schon auf ihrem Konto sein. Im übrigen bitte ich Sie, anschließend ihre Bankverbindung aufzulösen. Pal-Gen unterhält für seine hochrangigen

Mitarbeiter eine eigene Hausbank, bei der auch Sie Ihr neues Konto eröffnen werden. Alles verläuft auf diese Weise, sagen wir mal, reibungsloser, wenn Sie verstehen, was ich meine. Meine Sekretärin wird Ihnen diesbezüglich natürlich hilfsbereit zur Seite stehen und Ihnen schon die nötigen Formulare mitgeben, die Sie bitte mit zu Ihrer Leipziger Bank nehmen wollen. Ich wünsche Ihnen im Übrigen noch eine angenehme Woche Professor Westphal und freue mich auf die Zusammenarbeit mit Ihnen."

Westphal stand auf und schüttelte die ihm entgegengestreckte Hand. Die Wurstfinger des Dicken lagen merkwürdig schlaff und feuchtkalt in seiner Hand. Hinter ihm öffnete Dankhart die Tür und wartete darauf, daß Westphal sich ihm anvertraute.

40

VERGLEICHE

Wenn die beiden Männer, die eine Stunde später im Auto nebeneinander saßen, etwas kommunikativer gewesen wären, so würden sie nach einer Weile sicherlich festgestellt haben, daß sie, so unterschiedlich sie in ihrem Wesen auch waren, dennoch etwas gemeinsam hatten. Aber da der eine von Natur aus wenig kommunikativ war und der andere mit seinen Gedanken ganz woanders und nie auf die Idee gekommen wäre, sich mit seinem Chauffeur, der ihm zugeteilt worden war, und als solcher betrachtete er ihn noch, zu unterhalten, wurde aus der Entdeckung der Gemeinsamkeit nichts, wiewohl sie die Natur derselben sicherlich überrascht haben dürfte.

Bei dem vermeintlichen Chauffeur handelte es sich um niemand anderen als Dankhart und der so mit sich selbst Beschäftigte war natürlich Westphal.

Es ist auch fraglich, ob sie diese Eigenschaft, die sie miteinander teilten, in irgendeiner Weise einander näher gebracht haben würde. Denn dazu bewegten sich Dankhart und Westphal auf je völlig grundverschiedenen Terrains. Wiewohl es Dankhart in Sachen Intelligenz leicht mit Westphal hätte aufnehmen können. Daß Intelligenz freilich ein äußerst schwer definierbarer und dazu dehnbarer Begriff ist, der sich innerhalb eines schier

unendlichen Spektrums bewegt und sich durch seine innere Natur eigentlich schon jeder Beurteilung entzieht, dafür waren die beiden der lebendige Beweis. Denn wiewohl sie sich beide, was ihre Intelligenz betraf, in nichts nachstanden, unterschieden sich ihre intellektuellen Fähigkeit dahingehend, daß sie diese jeweils völlig unterschiedlich anwandten.

Jedoch zurück zu der erwähnten Gemeinsamkeit, die beide, wie schon erwähnt, auch nicht einander näher gebracht haben würde.

41

SEELISCHE DEFORMATIONEN

Sowohl Dankhart als auch Westphal litten an einer gewissen seelischen Mißbildung. Wenngleich „leiden“, hier wohl nicht der richtige Ausdruck ist, war für beide mit jener besagten seelischen Verkümmern aber keinerlei wie auch immer geartetes Leid verbunden. Diese Deformation war einfach existent, ohne ihnen auch nur im Mindesten ein körperliches oder seelisches Unbehagen zu bereiten.

Beide Männer zeichneten sich durch eine geradezu rekordverdächtige Gefühlskälte aus. Jedenfalls wenn es nicht gerade um ihr eigenes Selbst ging. Durchaus waren sie zu Emotionen fähig. Ärger, Freude oder sogar noch tiefere Gefühlswallungen waren ihnen beileibe nicht fremd. Doch wenn es daran ging, so etwas wie Mitleid zu empfinden, tauchte ihre Persönlichkeit in das seelische Niemandsland der Empfindungslosigkeit ab. Weder Dankhart noch Westphal waren imstande, sich das Leid oder die Qual eines anderen Wesens richtig vorstellen, oder gar nachempfinden zu können. Nicht, daß sie den Seelen- oder Körperschmerz eines anderen Wesens nicht registrierten. Im Gegenteil. Ihr Wahrnehmungsvermögen war dank ihrer überragenden Intelligenz, sogar außerordentlich gut ausgebildet. Es verhielt sich aber so, daß sie dabei einfach nichts empfanden, was einem Gefühl auch nur annähernd gleich gekommen wäre. Dabei waren sie durchaus keine Monster, die schon als Kinder Frösche mit Strohhalmen aufgeblasen oder Ameisen mit dem Brennglas geschmort hatten.

Bei Dankhart wie auch Westphal handelte es sich also nicht um Sadisten, die Spaß daran gehabt hätten, anderen Kreaturen sinnlos Leid zuzufügen. Aber eben gerade das war das Monströse, das Unfaßbare an ihrem Wesen. Denn sobald es einen für sie vernünftigen und nachvollziehbaren Grund gab, eine Grausamkeit zu begehen, zögerten sie keinen Augenblick diese auch in die Tat umzusetzen. Bei Dankhart traf dies für das Töten genauso zu, wie für Westphal, der schon bei den zahlreichen Tierexperimenten während seines Studiums, im Gegensatz zu seinen Kommilitonen, nie auch nur den Anflug von schlechtem Gewissen, geschweige denn Mitleid gegenüber den armen Kreaturen empfunden hatte, die unter seinem Skalpell oder bei anderen Versuchen gestorben waren. Der einzige Unterschied zu Dankhart war bei Westphal, daß er noch keinen Menschen getötet hatte. Diesen beiden Individuen ging eine ethische beziehungsweise moralische Grundeinstellung also völlig ab.

Da, wo sich bei einem normalen Zeitgenossen so etwas wie ein Gewissen geregt hätte, befand sich bei Dankhart und Westphal ein toter Punkt, ein weißer Fleck auf der Landkarte des Schuldbewußtseins. Die Stelle mit dem berühmten, sich jeder Beurteilung und Wertung entziehenden Nichts.

Genauso standen auch Dankhart und Westphal moralisch und ethisch abseits jeder Wertung und Beurteilung. Es war erstaunlich und beunruhigend, wie glatt sich beide trotz der Abwesenheit dieser vermeintlich wichtigen ethischen Eigenschaften durch ihr bisheriges Leben bewegt hatten. Westphal hatte es zu einem angesehenen und hoch dotierten Wissenschaftler gebracht. Dankhart war Sicherheitschef eines mächtigen und einflußreichen Konzerns.

Hier endeten aber auch schon die Gemeinsamkeiten der beiden Männer. Während Westphal an dieses seelische Phänomen noch keinen Gedanken verschwendet hatte; dazu war er viel zu sehr der kalkulierende Akademiker und mit seinen Studien beschäftigt gewesen, in denen er völlig aufging, war Dankhart aufgrund seines Problems, das er mit seiner Phantasie hatte, schon tiefer in seine Psyche hinab getaucht, um zu ergründen, ob die Abwesenheit jeglichen Mitgefühls vielleicht die Ursache für sein fehlendes Genie sein konnte. Diese Suche hatte ihn aber bisher in eine Sackgasse geführt.

Dennoch hatte er schon genug andere Menschen kennen gelernt, die eine erstaunliche Gefühlskälte durchaus mit einer gewissen Kreativität zu vereinbaren wußten. Besonders war ihm dies aufgefallen unter jenen, die er zu eliminieren beauftragt gewesen war und bei denen, die ihm die Aufträge erteilt hatten. Da sich aber zu Dankharts facettenreicher Persönlichkeit auch

eine durch nichts zu erschütternde Hartnäckigkeit gesellte, hatte er nicht aufgegeben, nach den Ursachen für seine Phantasielosigkeit zu forschen.

So fuhren die beiden die ganze Strecke von Frankfurt nach Leipzig, ohne auch nur ein Wort miteinander gewechselt zu haben. Bis auf jene unvermeidlichen Abschiedsfloskeln wie "Auf Wiedersehen" und "Vielen Dank fürs Fahren" als Dankhart Westphal vor seiner Wohnung in Leipzig absetzte. Westphal verschwendete denn auch weiter keinen Gedanken an seinen seltsamen Fahrer. Ihn beschäftigte ein ganz anderer Gedanke. Kaum daß Dankharts Fahrzeug um die Ecke gebogen war, nahm er sein Funktelefon und rief sich ein Taxi. Um die Wartezeit abzukürzen, ging er schnell hinauf in seine Wohnung, duschte sich und zog sich um. Als er wieder unten auf die Straße kam, war das Taxi schon da. Westphal beorderte den Fahrer zu seiner Hausbank in der Innenstadt. Er bezahlte den Fahrer, nahm seine Geldkarte aus der Brieftasche und steckte sie in den Kontoauszugsdrucker. Nervös wartete er, bis die Maschine ihr monotones Rattern beendet hatte und ihn über Soll und Haben getreu informierte. Westphal blätterte die Auszüge durch und atmete hörbar ein. Pal-Gen war wirklich schnell und wirklich großzügig gewesen.

42

***„In dieser Zeit naht der Untergang!
Riesige Fluten und Stürme verheeren
Europa und die gesamte Welt!
O ihr Wissenschaften, was habt ihr angerichtet!***

Aus den Weissagungen des Nostradamus (Michel de Nôtredame) für die Zeit von 1994-2017

Juni 1996, Leipzig

Dankharts Wagen hielt pünktlich zum verabredeten Zeitpunkt vor Westphals Wohnung. Die Wohnung stand nun leer, bereit für den nächsten Mieter. Westphal hatte sich im Prinzip um nicht viel kümmern müssen. Alle organisatorischen Probleme hatte ihm Pal-Gen nach einem kurzen Anruf abgenommen. Er hatte noch ein paar andere Telefonate getätigt und sich mit einer längeren Forschungsreise mit Auslandsaufenthalt und privaten Studien bei den wenigen Bekannten, die er hatte, halbherzig verabschiedet. Im Grund genommen, war es ihm egal, was man dachte. Von ihm aus hätten sie glauben können, daß er sich zur Eroberung unerforschter Weiten des Weltraums aufgemacht hatte.

Bei sich trug er nur einen kleinen Aktenkoffer mit einigen wichtigen Unterlagen. Persönliche Aufzeichnungen und wissenschaftliche Literatur, von der er sich nicht trennen mochte, waren von Mitarbeitern des Konzerns abgeholt und vorausgeschickt wurden. Dabei war Westphal aufgefallen, daß die Männer wie ganz normale Möbelpacker gekleidet waren. Der neutrale Lieferwagen, mit dem sie vorgefahren waren, hatte in nichts darauf hingedeutet, daß die Herren von Pal-Gen waren.

Westphal stieg zu Dankhart ins Auto, der gleich die Straße in Richtung Flughafen Schkeuditz einschlug. Westphal hatte es sich auf die Rückbank bequem gemacht und ab und an versucht, Dankharts Augen im Rückspiegel einzufangen. Erst jetzt kam ihm wieder ihre schweigsame Reise von Frankfurt nach Leipzig ins Gedächtnis. Er überlegte eine Weile und entschloß sich, nicht zuletzt wegen der guten Laune und eines Anfalles von Großzügigkeit, der ihn angesichts der Tatsache, daß es nun endlich in medias res gehen sollte, befallen hatten, mit Dankhart ein wenig Konversation zu betreiben. Schließlich würde er mit diesem Kerl noch eine Weile zusammenarbeiten. Westphal mochte sich zwar aus seinen Mitmenschen nicht viel machen, aber als ausgebildeter und hervorragender Wissenschaftler, der er schließlich doch war, wußte er, wie wichtig Teamarbeit war. Auch wenn es sich dabei nur um Dankhart handelte. Und Westphal war, wenn es darauf ankam, ein ausgezeichneter Rhetoriker, der wahlweise seinen Charme sprühen ließ, wie auch verletzenden Sarkasmus an den Tag zu legen imstande war. Seine Vorlesungen in der Uni waren

gleichermaßen berühmt, wie berüchtigt gewesen. So mancher in die Schußlinie des Professors geratene Student wußte von Westphals schneidender Ironie ein leidvolles Lied zu singen.

"Ich denke, jetzt da wir eine Weile zusammen arbeiten werden, sollten wir uns einander vorstellen, wobei ich allerdings davon ausgehe, daß Sie als, sagen wir mal Sicherheitsexperte, schon eine ganze Menge von mir wissen. Umgekehrt sieht das allerdings schon etwas anders aus. Wie darf ich Sie eigentlich ansprechen?" Dankharts grüne Augen fixierten Westphal kurz im Rückspiegel. "Dankhart, Herr Professor. Alle nennen mich einfach Dankhart. Und daß ich schon mehr über Sie weiß, als Sie über mich, hat, wie Sie schon richtig bemerkt haben, mit meiner Tätigkeit bei Pal-Gen zu tun."

"Schön, also Dankhart," antwortete Westphal, der sich im nächsten Moment etwas hilflos fühlte angesichts dieser kommunikativen Katastrophe vor ihm. Aber er wäre nicht Westphal gewesen, wenn er es nicht geschafft haben würde, diesem wandelnden Eisberg etwas Leben einzuhauchen. "Wohin geht unsere Reise, Dankhart?" Dankharts Antwort ließ quälende dreißig Sekunden auf sich warten: "Zuerst nach Schkeuditz. Dort warten wir auf die Maschine nach Berlin. Von Berlin aus geht es weiter mit dem Auto nach Mecklenburg-Vorpommern. In ein Naturschutzgebiet. Sehr viele Seen da. Und sehr einsam. Unser Institut befindet sich dort. Sie werden es bald selber sehen."

"Warum fliegen wir nicht einfach per Hubschrauber dorthin?" fragte Westphal unschuldig. Dankhart übergang die rhetorische Frage mit der Teilnahmslosigkeit des Stoikers: "Naturschutzgebiet, wie ich schon sagte, Herr Professor. Ein großes Vogelschutzgebiet. Hubschrauber sind da nicht erlaubt. Außerdem legt Pal-Gen großen Wert auf Diskretion. Einen Hubschrauber würden wir da nur im äußersten Notfall hinschicken."

Westphal war sich über die Sinnlosigkeit der Frage, warum man zwar ein offenbar riesiges Institut mitten in einem Naturschutzgebiet bauen, aber andererseits dort nicht mit dem Hubschrauber hingelangen konnte, bewußt. Er stellte sie erst gar nicht. Einen ersten Vorgeschmack von Dankharts Intelligenz bekam der Professor allerdings gleich nachgeliefert, der Westphals Gedanken offenbar intuitiv erfaßt hatte: "Das Institut wurde unterirdisch angelegt. War Bedingung, um die Auflagen des Umweltamtes zu erfüllen. Eine Sondergenehmigung. Von außen ist so gut wie nichts zu sehen, was unserem Vorhaben ohnehin entgegenkommt. Das Institut ist als Vogelwarte getarnt. Bevor wir dort hinfahren, werden wir uns noch ein wenig umziehen müssen. Ich habe alles dabei, was einen echten Ornithologen ausmacht. Das

Vogelschutzgebiet ist weiträumig gesperrt. Man kommt dort nur mit der entsprechenden Sondergenehmigung hin.

Mit ein Grund, warum sich Pal-Gen für dieses Gebiet entschieden hat."

Westphal fragte sich gerade, wieviel sich der Konzern die Bestechung der entsprechenden Behörden hatte kosten lassen, als Dankhart fortfuhr: "Pal-Gen fördert die Umweltschutzvorhaben sowie das Vogelschutzgebiet außerordentlich großzügig. Mecklenburg-Vorpommern ist nicht gerade das, was man gemeinhin als ein sehr wohlhabendes Land bezeichnen würde. Der Konzern ist bei der Landesregierung sehr angesehen und wurde mit offenen Armen aufgenommen, als es hieß, daß Pal-Gen dort investieren wollte. Wobei der Umstand, daß einige der Vorstände des Konzerns auch in wichtigen Positionen des Landtages vertreten sind, sicherlich sehr hilfreich war. Lobbyismus stellt immer noch das wirkungsvollste politische Instrument dar. Ich denke, ich habe damit einen Großteil ihrer Fragen beantwortet, Herr Professor?" Das hatte Dankhart in der Tat. Und außerdem im selben Atemzug die Frage, warum sich Pal-Gen gerade für diesen Mann als Sicherheitschef entschieden hatte. Westphal nahm sich vor, mit der Beurteilung seiner Mitmenschen in Zukunft noch etwas vorsichtiger zu sein.

43

DIE EINSAMKEIT DES VOGELWARTS

Der in unauffälligem Jagdgrün gehaltene Landrover arbeitete sich in dem sumpfigen Gelände langsam aber zuverlässig vorwärts. Schmatzend gruben sich die grobstolligen Reifen in den morastigen Untergrund. Dankhart erwies sich als äußerst geschickter Fahrer. Die Art und Weise, wie er bestimmten gefährlichen Stellen mit einer gewissen Selbstverständlichkeit auswich, verriet, daß er die Strecke schon mehr als einmal gefahren sein mußte. Westphal wurde in dem großen Wagen hin und her geschüttelt. Er

klammerte sich an den Griff über der Beifahrertür und kam sich vor wie auf einer Yacht bei hohem Seegang. Irgendwann war Dankhart von einer schlecht geteerten Landstraße mitten ins Gelände abgebogen und quer über ein von Wasserlöchern übersätes Gebiet gefahren, bis er an ein umzäuntes Areal gekommen war. Überall waren Hinweisschilder aufgestellt, die darauf aufmerksam machten, daß man sich ab sofort auf einem streng geschützten Naturschutzgebiet befand und im Übrigen das Betreten bei Strafe untersagt war. Ein Tor in der Umzäunung, zu dem Dankhart aus seiner Jacke einen passenden Schlüssel hervorholte, führte in ein bis an den Horizont reichendes, sumpfiges Nichts. Dankhart lotste den Landrover durch das Tor, stieg aus und sperrte es hinter sich wieder ab.

Nach etwa einer Stunde Fahrt im Schrittempo, während der Westphal bis an den Rande der Seekrankheit durchgeschüttelt wurde, kamen sie an das Ufer eines weitläufigen Sees, an dessen rechter Seite sich eine kleine, umzäunte Vogelstation befand. Dankhart steckte eine Magnetkarte in ein Schloß, woraufhin sich ein schweres Gittertor zu Seite schob, daß sich nachdem der Wagen die Einfahrt passiert hatte automatisch wieder schloß. Dankhart parkte den Wagen direkt vor der Station und Westphal stieg erleichtert aus, froh wieder halbwegs festen Boden unter den Füßen zu haben. Um die Übelkeit aus den Knochen zu schütteln, stampfte Westphal einige Male heftig mit seinen Gummistiefeln auf den mit Gitterbetonsteinen ausgelegten Innenbereich der Vogelbeobachtungsstation.

Die Station war ein etwa zwölf mal acht Meter breites, eingeschossiges Gebäude aus Holz. Das Grün der Holzlatten hob sich kaum von der natürlichen Umgebung ab. Eingezäunt, links von dem schlichten Holzbau, befand sich eine kleine Wetterstation, ein Kubus mit einer Seitenlänge von etwa zwei Metern. An den Seitenwänden des Würfels befanden sich Luftschlitze aus denen ein beständiges Summen drang. Ein Windrad dreht sich leise quietschend im milden Juniwind.

Zwei Fenster des Hauses blickten auf den See, nur eines in die Richtung aus der Dankhart und Westphal gekommen waren. Es war mittlerweile Nachmittag geworden und die Sonne stand schräg über dem ruhig liegenden Gewässer. Nur ab und zu kräuselte sich die Wasseroberfläche, wenn der Wind darüber hinweg wehte oder irgendein Fisch nach einem auf dem Wasser zappelnden Insekt schnappte. Westphal setzte das Fernglas, das

Dankhart ihm ohne ein Wort gereicht hatte, an die Augen und ließ seinen Blick über die Landschaft vor ihm schweifen. Der See war von sehr großer Ausdehnung und reichte bis an den Horizont, ohne daß Westphal das andere Ufer hätte ausmachen können. Allerdings vermeinte er, in einem blau schimmernden Streifen, die Ausläufer eines dunklen Waldes ausmachen zu können, der den See offenbar begrenzte. Am mit Schilf bewachsenen Ufer tummelten sich jede Menge Wasservögel, die Westphals ungeübtes Auge nicht so recht unterscheiden konnte. Aber er meinte einige Haubentaucher zu erkennen, die in Abständen blitzartig in die Tiefe stießen, um an anderer Stelle mit ihrer zappelnden, silbrig glänzenden Beute wieder aufzutauchen. Bis auf vereinzelter Vogelgeschrei und den unablässig wehenden, aber sanften Wind nahm Westphal kein Geräusch wahr. Zur linken Seite hin, auf einer sanften Anhöhe standen vier große Windkraftanlagen, deren riesige Flügel sich gemächlich im Sommerwind drehten. Westphal konnte das dumpfe „Wuup“, der Flügel bis hierher hören.

Hoch am vorsommerlichen Himmel, der mit makellosem Blau zu überzeugen wußte, drehten ein paar Rohrweihen einsam ihre Kreise auf der Suche nach Kraft sparenden Aufwinden. Die Hitze des sich ankündigenden Hochsommers war durch den naheliegenden See auf ein erträgliches Maß gedämpft worden und flimmerte über der weitläufigen Marschlandschaft.

Es dauerte eine Weile, bis Westphal bemerkte, daß Dankhart die ganze Zeit schweigend und regungslos hinter ihm gestanden haben mußte. Zu Westphals Überraschung eröffnete der ansonsten wortkarge Mann das Gespräch: "Es ist schön hier. Und einsam. Dadurch, daß das Gelände hier hermetisch abgeriegelt wird, bekommt die Natur eine Chance, sich ungestört zu entwickeln. Manchmal, wenn ich Zeit habe, sitze ich stundenlang am Ufer des Sees und schaue den Vögeln zu. Das hilft beim Denken." Westphal nickte. Beide Männer waren von der Abgeschiedenheit der Natur um sie herum gleichermaßen angezogen. "Ein wirklich selten schöner Ort. Ich denke mal, ich werde noch genügend Gelegenheit haben, mir die Gegend hier anzusehen. Aber wegen der schönen Landschaft sind wir schließlich nicht hier."

Dankhart nickte ohne erkennbare Reaktion auf Westphals brüske thematische Rückkehr zum eigentlichen Zweck ihrer beider Reise. Er ging auf die mit Holz verkleidete Tür der Station zu, zog wieder seine Magnetkarte aus der Jacke und steckte sie in einen Schlitz, rechts neben der Tür. Erst wenn man genauer und bewußt hinsah, bemerkte man diese Vorrichtung. Ansonsten hatte die Tür eine ganz normale Klinke. Ein leises Summen, gefolgt von einem Klicken, und Dankhart öffnete sie. Bis auf die Tatsache, daß die Tür schwergängig wie die eines Tresors war, konnte Westphal in dem leeren, großen Raum den sie betraten nichts besonderes feststellen. Der Boden war mit Holzdielen ausgelegt und durch die beiden uferseitigen Fenster konnte er auf den See hinaus blicken. Dankhart trat hinter ihn und schloß die Tür, die dumpf und schwer ins Schloß fiel. Westphal drehte sich zu dem Sicherheitschef um und sah sich mit einer hilflosen Geste fragend in dem leeren Raum um. Dankhart ging auf die beiden Fenster an der Stirnseite des Raumes zu und trat genau in ihre Mitte. Er kniete nieder und sah zu Westphal hoch. "Jetzt Herr Professor beginnt die Einweisung. In Zukunft werden sie auch im Besitz einer Magnetkarte sein, wie ich sie habe, um Zutritt zu der Station zu erlangen. Ab hier müssen sie sich auf ihr zweifellos großartiges Gedächtnis verlassen. Sehen sie hier?" Er deutete dabei auf den Dielenboden vor sich. Westphal beugte sich herab und sah, daß eine der Dielen der Länge nach aufgeschnitten war. Dies war nur dadurch zu erkennen, daß man den winzigen Spalt sah, nachdem sie wieder zusammengefügt worden waren. Kaden nahm wieder seine Magnetkarte, die er der Länge nach durch den Spalt zog. Mit einem leisen Klicken klappten die Dielenhälften nach oben und gaben den Blick auf ein Tastenfeld mit den Nummern von Eins bis Null frei. Dankhart tippte einen sechsstelligen Code ein und wandte sich an den Professor: "Merken sie sich die Kombination. Woanders als in ihrem Gedächtnis dürfen sie sie nicht aufbewahren." Er drehte sich herum und zeigte auf die fensterlose Wand neben ihnen: „Hier befindet sich noch eine in die Wand eingelassene versteckte Tür. Sie dient nur für den unwahrscheinlichen Fall, daß der Aufzug einmal ausfallen sollte. Ein Notausgang. Man kann dann die Station über eine Treppe verlassen, beziehungsweise betreten.“ Er drehte sich wieder um und drückte anschließend auf eine Eingabetaste. Langsam und fast völlig geräuschlos begann sich der Boden, auf dem Dankhart und Westphal standen zu senken. Die Fenster verschwanden aus der Perspektive des Professors nach oben. Die Holzwände machten einer Betonschicht Platz und über ihnen schloß sich der Boden wieder lautlos. An einer in der Wand eingelassenen Anzeige konnte man eine digitale Etagennummer erkennen.

Mit einem leichten Rucken kam das Display bei der Zahl zehn zum Halten. Die Betonwand vor Dankhart glitt zur Seite und machte einer mit Glas eingefassten Stahlgittertür Platz.

Dankhart wandte sich an dem hinter ihm stehenden Westphal: "Sie werden hier kein Wachpersonal finden. Eine ausgeklügelte Kameraüberwachung sowie elektronische Sperren machen eine Wachmannschaft, die im übrigen selber einen Unsicherheitsfaktor darstellen würde, überflüssig. Das einzige Hilfspersonal besteht aus zwei Technikern und zwei Krankenpflegern. Wir werden jetzt den Erkennungsmechanismus auf ihren Augenhintergrund programmieren."

Dankhart öffnete eine neben der Tür eingelassene Klappe, hinter der sich ein etwa erbsengroßes Kameraauge verbarg. Er brachte sein rechtes Auge auf Höhe der Linse. Der Punkt eines Laserstrahls glomm in seiner Pupille für den Bruchteil einer Sekunde auf. Ein Mechanismus summte kurz und Dankhart zog die Tür auf. Anschließend machte er sich hinter der Wand einen Augenblick an etwas zu schaffen, bevor er sich an den Professor wandte, der die ganze Prozedur schweigend verfolgt hatte. "Machen Sie es bitte genauso, wie ich es eben gezeigt habe. Halten Sie Ihr rechtes Auge auf Höhe der Kameralinse und blicken Sie etwa zehn Sekunden hinein. Soviel Zeit benötigt das System, um Sie in die Liste der zugangsberechtigten Personen aufzunehmen." Dankhart zog sofort den richtigen Schluß als er den besorgten Blick des Professors sah. "Keine Angst, Herr Westphal. Der Laserstrahl, der den Hintergrund ihres Auges abtastet, ist so niederfrequent, das keinerlei Schäden zu befürchten sind."

Westphal tat wie ihm geheißen und nach etwa fünfzehn Sekunden folgte er Dankhart den schlauchartigen, von grellem Neonlicht durchfluteten Gang hinab in Richtung einer weiteren Tür. Dankhart drehte sich abermals zu Westphal um. Der blies schon die Wangen in Erwartung weiterer hochsicherheitstechnischer Präliminarien genervt auf. Auf Dankharts kantigem, nahezu ausdruckslosen Gesicht zeichnete sich so etwas wie ein ironisches Grinsen ab, als er einfach die Türklinke herunterdrückte und den Blick in einen geschmackvoll möblierten und angenehm ausgeleuchteten Raum freigab, in dem sich vier Personen aufhielten.

In einem der sehr bequem aussehenden Ledersessel saß, mit dem Rücken zu Westphal, ein Mann von beeindruckender Leibesfülle, der in irgendwelchen Unterlagen blätterte. Die lichte Stelle am Hinterkopf, die eine

fortgeschrittene Alopecia areata verriet, glänzte speckig im Schein der indirekten Beleuchtung. Der Mann schwang sich in seinem Sessel um und grinste Westphal breit und selbstzufrieden an. "Wie ich sehe," sagte der Dicke, "haben Sie den Weg zu uns herab gefunden, mein lieber Professor. Wenn Sie nichts dagegen haben, würde ich Sie gerne ihrem Team sowie den Aufgaben, die auf Sie warten, vorstellen."

44

WOLFSZEIT

Atem, stoßweise, im Rhythmus des nimmermüden, stets gleich bleibenden Trabs. Wolken, weißen, kondensierenden Dampfes ausgestoßen, hinterlassen eine erstarrte, kristalline Welt, stumm, reglos und kalt. Er spürt, das Tor ist ganz in seiner Nähe. Sein heißes Herz pocht, drängt gegen seinen mächtigen Brustkorb in freudiger Erregung, die sich in einem lang gezogenen Heulen Bahn bricht. Doch er spürt auch, daß da noch ein anderer sich auf den langen Weg gemacht hat. Schon lange hat er seine Witterung aufgenommen. Es ist der Geruch eines alten Widersachers, den er längst vernichtet geglaubt hatte. Doch etwas hat alles wieder heraufbeschworen. Etwas, das nicht hätte sein sollen. Aber all das spielt jetzt keine Rolle mehr. Die Fährte war gelegt. Und der Jäger tief in ihm läßt sich durch nichts und niemanden mehr davon abbringen.

Kaden wartete noch eine Weile, bis er sicher war, daß der Geländewagen hinter der Kirchenmauer verschwunden war. Er lauschte dem sich entfernenden Brummen des Motors, bis es sich ganz in der Winterstille verlor. Das Dorf lag wieder in tiefem Schweigen. Er fragte sich, was der Mann in dem Geländewagen hier zu suchen hatte. Das Kennzeichen war von Schnee so bedeckt gewesen, daß er nicht hatte erkennen können, woher das Fahrzeug kam. Die Straße, die der Mann eingeschlagen hatte, führte zum Wald und zu seinem Haus. Er schickte sich gerade an, das Fenster zu schließen, als er mitten in der Bewegung innehielt und aufmerksam lauschte. Von ganz weit her, vermeinte er ein schwaches, lang gezogenes Heulen zu vernehmen. Die Härchen an seinen Armen und Beinen stellten sich auf. Und es war nicht die Kälte, die diese Reaktion verursachte. Kaden beugte seinen nackten Oberkörper weit aus dem Fenster raus, um sich ganz auf das Geräusch konzentrieren zu können.

Er hätte schwören können, daß es sich um das Heulen eines.... „Also sag' mal, willst Du Dir mit aller Gewalt eine Lungenentzündung holen? Brrrr, guck Dir diesen Schnee an und das mitten im Oktober. Komm lieber runter, das Frühstück ist fertig. Das heißt, wenn Dein Magen schon mitmacht, he, he.“

Mario stand unten auf dem Treppenabsatz vor der Kneipe und versuchte, mit seinem Besen einen aussichtslosen Kampf gegen die Schneemassen aufzunehmen. Kaden sah verwirrt nach unten. Das Heulen, das er zu hören geglaubt hatte, war jetzt verstummt. Hatte er es sich nur eingebildet? Er fröstelte, eine kalte Brise streifte seine Haut wie die Ankündigung eines herannahenden Unglücks. Der Wind frischte auf. Weit hinten über dem dunklen Wald türmten sich schwer mit Schnee beladene Wolken auf, die der Sonne ihre Kraft raubten und dem Morgen seinen tröstenden Glanz nahmen, den er vor ein paar Augenblicken noch gehabt hatte. Kaden schloß das Fenster und suchte seine im Zimmer verstreuten Sachen zusammen.

DRAGMIR UND NIMROD

Oktober 2000, das Institut

Westphal setzte sich auf das ungemachte Bett gegenüber den am Boden kauernenden Dragmir. Der hagere, zerbrechlich wirkende Mann hatte wie nicht anders zu erwarten, immer noch nicht auf die Anwesenheit Westphals reagiert. Lange ließ der Wissenschaftler den Blick auf seinem apathischen Kollegen ruhen. "Mein lieber Dragmir," dachte Westphal, "was weißt Du, was ich nicht weiß. Wie um alles in der Welt kann es uns gelingen, Dich aus Deiner stillen Welt zu locken? Ich sitze hier wahrscheinlich vor so etwas wie dem Stein der Weisen oder doch zumindest vor der Antwort, die mir sagen würde, wo ich stehe und bin nicht einmal in der Lage, ihn auch nur kurz zu berühren."

In Westphal kalte Wut auf. Seine Hilflosigkeit ließ in ihm einen irrationalen Zorn aufsteigen, dessen Energie sich in vollem Umfange auf den vor ihm sitzenden Autisten fokussierte. Westphal war sich der Sinnlosigkeit dieses emotionalen Aufruhrs durchaus bewußt. Er verabscheute physische Gewalt und trotz seiner Wut, wäre er nie imstande gewesen, diesem Häuflein

Elend vor ihm auch nur ein Haar zu krümmen. Statt dessen konzentrierte er sich auf das zu lösende Problem und vermochte es, nach und nach, den unerwünschten und unproduktiven Gefühlsausbruch in die Schranken zu verweisen. Wenn Westphal eines in seiner langen Laufbahn als analytisch denkender Wissenschaftler gelernt hatte, dann war es der Umstand, daß solche Gefühlsausbrüche ihn daran hinderten, mit seiner Arbeit voranzukommen. Er atmete einige Male hörbar tief durch. Sein Brustkorb hob und senkte sich rhythmisch bei dieser Atemübung. Nach und nach senkte sich sein Blutdruck und er merkte, daß er bereit war, wieder klar und sachlich zu denken. Sein Prinzip war so einfach, wie schwierig. Es erforderte ungeheure Selbstdisziplin, diese negative Energie in sinnvolle Bahnen zu lenken und so positiv und produktiv zu nutzen. Westphal hatte sich diese Eigenschaft in langem, harten Training selbst erarbeitet und damit seine Effizienz in Handeln sowie Denken wesentlich steigern können. Auch diesmal gelang die Übung. Nach und nach hatte er es darin zu einer gewissen Meisterschaft gebracht. Er begann zu rekapitulieren.

Bisher war es also weder durch Elektroschocks, medikamentöse oder psychologische Behandlung gelungen, Dragmir aus seiner Apathie zu wecken. Die Frage, die es für das Team zuerst zu lösen gegolten hatte, war es gewesen, herauszufinden, was Dragmirs gegenwärtigen Zustand verursacht hatte. Darin hatte man bisher kläglich versagt. Rein physiologisch war der Mann kerngesund. In seinem Körper war nicht die geringste Spur von „Nimrod“, nachgewiesen worden. Man konnte also davon ausgehen, daß Dragmir Zeuge von etwas geworden war, das ihm sozusagen den Verstand geraubt hatte. Hatte er mit ansehen müssen, wie seine Begleiter umgebracht worden waren? Hatte es irgend etwas mit einer Art Erkenntnis von solch ungeheurem Ausmaß zu tun, die nicht für einen Verstand geeignet war, der es gewohnt war in konventionellen Maßstäben zu denken? Westphal strich den letzten Gedanken sofort von seiner Liste. Wenn jemand gewohnt war, auf unkonventionellen Gedankenpfaden zu wandeln, dann war es dieser Dragmir, der auf seinem Gebiet schon epochales geleistet hatte. War er nun an seine Grenzen gestoßen, dieser geniale Wissenschaftler? Was hatte er dort bloß entdeckt? Das Areal in dem Dankhart mit seinen Leuten Dragmir gefunden hatte, war Teil eines Hochplateaus, dessen geologisches Alter auf etwa 124 Millionen Jahre geschätzt wurde. Also frühes Jura. In den Kalksedimenten dort wimmelte es nur so von fossilen Zeugen der damaligen Erdepoeche. Bei ihrer Suche hatten Dankhart und sein Team unzählige versteinerte Ammoniten, Muscheln und Belemniten entdeckt, also typische Bestimmungsfossilien. Nichts davon stand jedoch im Zusammenhang mit

dem, was in dem Container gefunden wurde, den man neben Dragmir gefunden hatte. Er war der einzige seiner Expedition gewesen, der noch aufgefunden werden konnte. Alle anderen, insgesamt neun Mann, waren in dem unwegsamen Gebirge spurlos verschwunden geblieben.

Die Nachricht vom Verschwinden der Pamir-Expedition hatte sich in der Öffentlichkeit wie ein Lauffeuer verbreitet. Schließlich war die Forschungsreise als eines der großen Ereignisse in der gegenwärtigen wissenschaftlichen Welt angekündigt worden. Dragmir hatte in einer vorherigen Pressekonferenz getönt, daß er dem Ursprung des Lebens, wenn nicht gar dem Sinn allen Seins auf der Spur wäre. Und das nachdem ihn die Fachwelt und die Medien schon abserviert glaubten. Die Expedition war von der deutschen Regierung mit großzügigen finanziellen Mitteln unterstützt worden, was allein ein Hinweis darauf sein konnte, daß der Russe hier nicht leeres Stroh drosch. Offenbar waren einige Herren in der Regierung sehr überzeugt von dem gewesen, was der Russe ihnen vorgetragen und gezeigt hatte, um an die Gelder für sein kostspieliges Unterfangen zu kommen. Bei allem anderen hatte er sich natürlich in Schweigen gehüllt. Der Start der Reise war mit großem Pressegetöse verfolgt worden. Diesmal hatten selbst einflußreichste Persönlichkeiten eine Veröffentlichung nicht verhindern können. Dragmir war wie ein Phönix aus der Asche gestiegen. Nach dem Start war über das Fortkommen der Expedition und etwaige Entdeckungen jedoch eine Nachrichtensperre verhängt worden, deren Einhaltung im Übrigen strengstens überwacht wurde. Dragmirs Team waren zwei Beamte des BKA zugeteilt worden, die für die Sicherheit der Expedition zu sorgen hatten. Bei einem von ihnen hatte es sich übrigens um einen von Pal-Gen eingeschleusten Maulwurf gehandelt. Westphal dachte mit einer Mischung aus Schaudern und klammheimlicher Anerkennung daran, wie weit die Krakenarme des Konzerns doch reichten. Nach ein paar Wochen war das Medieninteresse wieder abgeflaut. Niemand hatte sich mehr für das Häuflein Männer interessiert, das irgendwo da oben zwischen Himmel und Erde unterwegs war, angeführt von diesem exzentrischen Russen, der, nach eigenem Bekunden, dem Sinn allen Seins auf der Spur war. Um so größer war dann die Überraschung gewesen, als das Verschwinden der Expedition durchsickerte. Dutzende von TV-Stationen finanzierte Rettungsteams waren aufgebrochen, jeweils von Reportern begleitet, die sich gegenseitig darin den Rang ablaufen wollten, den berühmten Wissenschaftler und sein Team zu finden, um den Ruhm der Exklusivgeschichte einzuheimsen. Doch keiner

der Rettungstrupps fand auch nur eine Zeltstange der verschollenen Expedition. Für die Öffentlichkeit sollte die Pamir-Expedition Dragmirs als eines der ungelösten Rätsel der Neuzeit in die Geschichte eingehen.

"Aber nicht für Pal-Gen," dachte Westphal. Der Konzern hatte die Expedition von Anfang an aufmerksam verfolgt. Und das im wörtlichen Sinne. Pal-Gen hatte ein Auge auf Dragmir geworfen, seit er in den Westen exiliert war. Sehr zum Leidwesen der Konzernleitung hatte der Russe alle Angebote des Unternehmens abgelehnt.

Dragmir hatte sich für ein bundeseigenes Forschungsinstitut entschieden. Aus welchen Gründen auch immer. An Geld für sich persönlich war der eigenwillige Forscher nicht interessiert gewesen. Offenbar waren für Dragmir ideologische Gründe ausschlaggebend gewesen. "Sicher so was wie ein romantischer Anflug von Dankbarkeit gegenüber dem demokratischen Staat, der ihm Asyl gewährt hatte," dachte Westphal mit einem mitleidigen Lächeln, wobei er nicht umhin kam, sich selbst auf ein gewisses Neidpotential gegenüber dem Russen zu prüfen, was seine eigene ethisch, ideologische Integrität betraf. Westphal blieb sich jedoch treu, als er diesen Anflug überflüssiger Sentimentalität sofort ins gedankliche Abseits verbannte und sich wieder auf sein eigentliches Thema konzentrierte.

Zwei der Expeditionsmitglieder waren von Pal-Gen gekauft worden, darunter auch der Mann vom BKA, und bei dem Team Dragmirs eingeschleust worden, um über Ergebnisse der Forschungsreise genauestens Bericht zu erstatten. Ein Forschungsgigant wie Pal-Gen konnte es sich einfach nicht leisten, in einer solch eminent wichtigen Angelegenheit ins Hintertreffen zu geraten. Einer der beiden war mit einem Sender ausgestattet gewesen, der in regelmäßigen Abständen ein Signal aussandte, so daß Pal-Gen stets über den Standort der Expedition informiert war. Das klappte ausgezeichnet.

Bis zu dem Tag, an dem das Signal von den Monitoren verschwand. Von einer Sekunde auf die andere.

Das löste eine gewisse Ratlosigkeit in den Etagen der Verantwortlichen aus. Schließlich war der Sender so konzipiert gewesen, daß er praktisch unzerstörbar war. Jedenfalls in der Hinsicht, daß er jegliche Belastung, die eine solche Expedition voraussichtlich mit sich bringen mochte, mit Leichtigkeit wegstecken konnte. Voraussichtlich.

Man konnte natürlich nicht alle Eventualitäten voraussehen. Als sich nach drei Tagen noch immer nichts tat, beschloß man, eine Suchmannschaft

loszuschicken. Dragmirs Expedition war natürlich mit Funk ausgerüstet gewesen, um ihren Dienstherrn, die deutsche Regierung, stets auf dem Laufenden zu halten. Der Sender war abhörsicher eingerichtet worden, so daß niemand sonst den Aufenthaltsort der Expedition anpeilen konnte. Außer Pal-Gen natürlich. Der Konzert hatte den Vorteil, durch den Peilsender immer über den jeweiligen Standort von Dragmirs Männern unterrichtet zu sein. Im Gegensatz dazu, meldete sich der offiziell für das Funkgerät zuständige Techniker immer nur alle fünf Tage, um einen ausführlichen Bericht zu schicken. Es galt also, die noch verbleibende Zeit von zwei Tagen so effektiv wie möglich zu nutzen, bevor bei der deutschen Regierung die Alarmglocken klingeln würden.

Die Männer unter der Leitung Dankharts wurden unweit der Stelle abgesetzt, an der das Funksignal zuletzt geortet worden war. Nach zwei weiteren Tagen wurde Dragmir gefunden. Wie sich herausstellte, im letzten Moment. Dragmir war in völliger Apathie versunken, sein Körper war bis zu einem lebensgefährlichen Grad dehydriert, weit über das Maß hinaus, wie es nach einer Zeitspanne von drei Tagen zu erwarten gewesen wäre. Der Mann war mit anderen Worten kurz vor dem Verdursten gewesen. Und das, obwohl das Wasser im unmittelbaren Umkreis im wahrsten Sinne des Wortes nur so sprudelte. Wenn es an etwas in dieser mit Bergquellen gesegneten Landschaft nicht mangelte, dann war es Wasser. Dragmir hatte nur wenige Meter von dem rettenden Naß gehockt, ohne auch nur die geringsten Anstalten zu machen, seinen Durst zu löschen. Der Platz, an dem man Dragmir auffand, war offenbar der letzte Lagerplatz der Expedition gewesen. Überall lagen Ausrüstungsgegenstände herum, die Zelte waren leer. Nichts hatte auf Spuren eines eventuell stattgefundenen Kampfes hingedeutet. Auch waren keinerlei Hinweise darauf zu finden gewesen, daß Mitglieder der Expedition das Lager zu Fuß verlassen haben könnten. Neben Dragmir fand Dankhart einen wissenschaftlichen Container für Gesteinsproben, der hermetisch abzuriegeln war. Dragmirs Hand hatte den Griff umklammert und Dankhart hatte nur mit Mühe die Finger des Russen davon lösen können, ohne ihm dabei die Knochen zu brechen. Dankhart hatte seine Leute angewiesen, alles zu beseitigen, was nur im Entferntesten darauf hätte hindeuten können, daß sich hier ein Camp befunden hatte. Anschließend begaben sich zwei seiner Leute mit Dragmir in ihrer Obhut zu einem Punkt

zurück, der von einem Hubschrauber aus erreichbar war und von dem aus per Funk eine Maschine bestellt werden konnte. Es galt, Dragmir so schnell wie möglich in Sicherheit und außerhalb der Reichweite von unerwünschten Zeugen zu bringen. Dragmir galt offiziell als vermißt und dabei sollte es gefälligst auch bleiben. Während sich Dragmir mit seinen beiden Begleitern im Hubschrauber befand, machte sich Dankhart mit dreien seiner Leute daran, das Terrain um das Lager der Expedition abzusuchen. Der Container, der sich bei dem Wissenschaftler befunden hatte, war mit an Bord des Hubschraubers gebracht worden. Dankharts Truppe hatte sich so lange in der Gegend aufgehalten, wie es vertretbar war, ohne Gefahr zu laufen, von der nachfolgenden Suchexpedition der deutschen Regierung entdeckt zu werden. Jedoch blieb die Suche erfolglos. Ohne auch nur die geringsten Spuren der Verschwundenen zu finden, mußten Dankhart und seine Leute das Terrain wohl oder übel den Deutschen überlassen, in der Hoffnung, daß diese auch nicht erfolgreicher sein würden, was die verschwundenen Kollegen Dragmirs betraf oder weitere Hinweise betraf. Alles, was Pal-Gen nun in der Hand gehabt hatte, waren der apathische Dragmir und der Container...

...Westphal packte Dragmir am Arm und zog ihn sanft hoch, so daß er auf dem Rand seines Bettes zu sitzen kam. Der stumme Mann ließ alles willenlos über sich ergehen. Westphal hatte das Gefühl, eine menschliche Puppe zu halten. Er schob den Ärmel der weißen Anstaltsjacke zurück, um mit einem in Alkohol getauchten Tupfer die Armbeuge Dragmirs zu reinigen. Dann zog er die Injektionsnadel aus seiner Kitteltasche und entfernte die Plastikkappe von der Spritze. Die Nadel drang tief in Dragmirs wehrloses Fleisch ein. Immer noch saß der Russe völlig unbeteiligt da, während Westphal die Nadel grob in seinen Arm hinein trieb. Westphal preßte einen Wattetupfer auf den aus dem Einstich quellenden Blutstropfen und klebte ein Pflaster darüber. Dann legte er die Spritze auf den Tisch neben dem Bett und ging aus der Zelle. Neben dem Arbeitsplatz des Wärters entnahm er einem kleinen Spind eine Zwangsjacke und legte sie Dragmir an. Dann setzte er sich auf den Stuhl gegenüber dem Bett, sah auf seine Armbanduhr und betrachtete den Russen aufmerksam.

Kaden saß in Marios Küche. Vor sich eine Tasse mit dampfendem, schwarzem Kaffee. Das Aroma des starken Gebräus stieg betäubend in seine Nasenflügel auf bis in die hintersten Regionen seiner bis zum zerreißen gespannten Geruchsnerven. In einer Ecke der Küche, die gleich an den Gastraum grenzte, lief ein Fernseher. Ein Nachrichtensprecher interviewte gerade via Bildschirm einen Meteorologen und versuchte krampfhaft, ihm irgend welche Weisheiten bezüglich des frühen und heftigen Wintereinbruchs zu entlocken. Das Wetterphänomen stellte die deutsche Regierung offenbar vor ungeahnte Probleme und hatte die gesamte Infrastruktur des Landes nahezu zum Erliegen gebracht. Der Redefluß des sichtbar ratlosen Fachmannes wurde durch Mario, der eine Pfanne mit Rühreiern vor Kadens Augen schwenkte, in den Hintergrund gedrängt. Wie es aussah, hatte Mario eine ganze Packung Eier in die Pfanne gehauen, gefolgt von mindestens einem Pfund Schinkenspeck und einer Handvoll Zwiebeln. Er knallte seine Kreation vor Kaden auf den Tisch und setzte sich zu ihm auf die Bank. Mit einer Kelle lud er eine ansehnliche Portion auf einen Teller und stellte ihn vor Kaden hin. Der Duft von gebratenem Speck und Eiern war überwältigend und machte sich in der ganzen Küche breit. "Sooo," sagte Mario gedehnt, wobei der Appetit aus jeder Kadenz des so lange gezogenen Wortes heraus klang. Er rieb sich die Hände und nahm sich eine dicke Scheibe frischen Brotes aus dem Korb vor ihm. Aus großen Augen glotzte er Kaden fragend an: "Na, was ist, keinen Hunger? Lang tüchtig zu. Du wirst es gebrauchen können." Kaden kämpfte mit sich. Einerseits verspürte er einen nagenden Hunger, andererseits stieg in ihm wieder diese Übelkeit auf, hervorgerufen durch die gewaltige Übersteigerung aller Sinneseindrücke. Er rang sich dazu durch, eine Gabel voll Rührei zu kosten. Nach ein paar Bissen siegte der Hunger. Unter Marios anerkennenden Blicken schlang er drei Teller voll Rührei, gefolgt von sechs dicken Scheiben Brot hinunter. Nie war ihm eine Mahlzeit köstlicher vorgekommen, als dieses eigentlich eher gewöhnliche Frühstück. Nachdem sie gemeinsam den letzten Schluck Kaffee getrunken hatten, lehnten sie sich

satt und zufrieden zurück. Mario schüttelte eine Zigarette aus seiner zerknitterten Packung und bot Kaden eine an. Eine Weile lang saßen sie schweigend und rauchten, gewaltige Dampfvolken ausstoßend, während sie das Geschehen in den Nachrichten verfolgten. Immer noch war man in der Sondersendung mit dem frühen Wintereinbruch beschäftigt. Inzwischen war die Redaktion bei einer Befragung der Bewohner einer großen Stadt angelangt. Im Klammergriff der Kälte war die Metropole im Schnee versunken. Passanten kämpften sich durch die nicht geräumten Straßen zu ihren Büros, sofern diese überhaupt geöffnet waren. Kameras zeigten Menschen, die vergeblich versuchten, mit ihren Autos, die den winterlichen Verhältnissen nicht gewachsen waren, voranzukommen. Schwere Räumfahrzeuge schoben Massen von Schnee von einer Seite auf die andere oder räumten liegen gebliebene Autos aus dem Weg. Eine Tätigkeit, die auf groteske Weise sinnlos wirkte, angesichts der Naturgewalten, gegen die sie anzukämpfen versuchten. Ein dick eingemummter Reporter stand frierend auf einem öffentlichen Platz und hielt sein Mikrofon Menschen unter die Nase, die sichtlich widerwillig Auskunft über ihr derzeitiges Empfinden angesichts der widrigen Wetterverhältnisse gaben. Auf manchen Gesichtern spiegelten sich Betroffenheit und Ratlosigkeit wider. Die Vorstufen zur Angst. Und zu noch etwas, vielleicht viel schlimmerem, dachte Kaden unwillkürlich. Der Reporter gab von dem winterlichen Stadtszenario zurück ins Studio, wo sich der Meteorologe, sich seiner Bedeutung sichtlich bewußt, schon vor einer großen Karte in Positur gestellt hatte, die das gegenwärtige Wettergeschehen anschaulich darstellte. Der Mann machte eine sorgenvolle Miene. Irgendwie sah er aus, als wenn er am liebsten selber gleich aus dem Studio flüchten wollte, um Zuhause auf seine Familie aufpassen zu können. Das Ganze machte einen nicht gerade Vertrauen erweckenden Eindruck und hatte etwas von jenen Katastrophenfilmen an sich, die sich in normalen Zeiten vieler Besucher erfreuten. Kaden und Mario wandten dem Meteorologen automatisch ihre Aufmerksamkeit zu. Mario schnappte sich die Fernbedienung und drehte die Lautstärke höher. Der Mann, ein dem geübten Fernsehzuschauer vertrauter Meteorologe, deren Gattung inzwischen auch zu so etwas wie Wetterclowns mutiert war, zappelte nervös mit einem albern wirkenden Zeichenstock hin und her und ließ seinen Blick auffallend oft an der Kamera vorbei irgendwo ins Studio schweifen, so als ob dort alles drunter und drüber ginge: „Soeben erreicht uns via Meteo-Sat eine Sturmwarnung für das gesamte Bundesgebiet. Erwartet werden Böen in Orkanstärke und damit einher gehende heftige Schneefälle sowie Verwehungen. Für das gesamte Küstengebiet wurde eine Sturmflutwarnung

ausgegeben. Die Bundesregierung hat sich dazu entschlossen, den Notstand auszurufen. Im Anschluß an den Wetterbericht, werden wir Sie in einer Sondersendung von dem weiteren Verlauf des viel zu frühen Wintereinbruches informieren, der, wie wir inzwischen aus glaubwürdigen Quellen erfahren haben, globale Ausmaße anzunehmen scheint. Zusätzlich werden ihnen Fachleute wichtige Tips zu Verhaltensregeln geben, was in der gegenwärtigen Lage am besten zu tun ist.,

Wie auf der abgebildeten Wetterkarte zu sehen war, braute sich irgendwo über der Nordsee ein mächtiger Sturm zusammen, der sich mit enormer Geschwindigkeit auf das Festland zu bewegte. Nach dem Wetterbericht folgte ein etwas kurioser Beitrag, der trotz der schwierigen Lage eigentlich zum Schmunzeln anregte. Der angekündigte Fachmann war mittlerweile auf dem Bildschirm erschienen und hatte vor sich auf einem langen Tisch eine Reihe von Utensilien ausgebreitet, die angesichts der gegenwärtigen Witterung und der zu erwartenden Stürme unbedingt von Nöten waren. Dabei stellte sich der angebliche Fachmann als recht ungeschickt heraus, wenn es daran ging, zum Beispiel einen Klappspaten zu montieren, eine Öllampe zum Brennen zu bringen oder einen Kerosinkocher auch tatsächlich dazu zu bringen, eine BüchSENSuppe zu erhitzen. Die ganze Sache endete damit, daß er sich mit kochendem Wasser verbrühte und die Sendung unterbrochen werden mußte. Das allerdings mit Bildern, bei denen einem das Lachen im Halse stecken blieb. Ein Kamerateam des Senders hatte Einstellungen von der Nordseeküste mitgebracht. Dort war inzwischen ein Sturm von nie gekannten Ausmaßen ausgebrochen und hatte zahlreiche Schiffe kentern lassen. Mittlerweile rollte eine Sturmflut endzeitlichen Ausmaßes auf Hamburg zu und die Behörden schienen bei dem Versuch, den Uferbereich der großen Stadt zu evakuieren, kläglich zu scheitern. Kaden sah Aufnahmen von Menschen, die sich in Kirchen der Hansestadt versammelt hatten und gemeinsam beteten. Kaden bezweifelte, ob Beten in diesem Falle irgend einen Nutzen haben würde. Zum Schluß sah man noch Bilder von der Innenalster, wo sich Massen von Neo-Vitalisten in dichtem Schneetreiben versammelt hatten, um das Hereinbrechen der Sturmflut als das Ende zu feiern, das den Anfang einläuten würde. Dicht an dicht gedrängt, hielten sie sich bei den Händen gefaßt oder umarmten sich gruppenweise und schienen dabei zu singen.

Mario und Kaden sahen entsetzt, daß viele der Menschen kleine Kinder in den Armen hielten. Mario blickte Kaden verständnislos an: „Die Kinder, hast du das gesehen. Die schleppen auch noch ihre Kinder dahin. Nicht mal

Polizei war da, um das zu verhindern., Kaden zuckte hilflos mit den Schultern: „Die kommen einfach nicht mehr nach. Niemand hätte mit so etwas rechnen können., Mario stand plötzlich wie von der Tarantel gestochen auf: „Moni, Mensch, ich muß Moni in Schwerin anrufen. Die ist doch mit den Kindern dort., Nach ein paar Minuten kam er zurück und wirkte zwar nachdenklich aber sehr erleichtert: „Moni und den Kindern geht's gut. Sind bei meiner Schwester. Die hat ein großes Haus. Jetzt haben sie es sich im Keller gemütlich gemacht. Dort ist es sicher, sagt sie. Und genug Vorräte haben sie auch. Überall ist Schnee gefallen. Alles in der kurzen Zeit. Mensch, sag mal, was ist denn bloß los?., Im Fernsehen sah man inzwischen Bildern von Kolonnen aus Bergepanzern, schweren Räumfahrzeugen und Geländewagen der Bundeswehr, die den Kampf gegen die Schneemassen aufgenommen hatten.

Als Kaden die Geländewagen sah, hatte er es plötzlich sehr eilig. Er kippte den letzten Schluck des starken, süßen Kaffees hinunter. "Danke Mario, das war ausgezeichnet. Ich mache mich besser auf die Socken, bevor es richtig losgeht." Ihm war wieder der schwere Wagen eingefallen, den er von seinem Fenster aus gesehen hatte, als er in Richtung des Waldes abgebogen war, auf der Straße, die auch zu seinem Haus führte. Und er erinnerte sich, welch ein merkwürdiges Gefühl beim Anblick des Mannes im Geländewagen von ihm Besitz ergriffen hatte.

Mario riß ihn aus seinen Gedanken: "Willst Du heute nicht noch mal hier bleiben? Vielleicht haben es die Bauern bis morgen geschafft hier die Wege mit ihren Traktoren frei zu räumen. Mit Deinem alten Opel wirst Du wohl kaum eine Chance haben. Kannst froh sein, wenn der überhaupt noch anspringt.". Mario schüttelte dabei verständnislos den Kopf. "Mensch, Du mit Deinen Romanen, Du mußt doch schon jede Menge Geld verdient haben. Kannst Dir doch mal eine richtige Karre leisten. So mit allen Schikanen, Allradantrieb und so. Ich sag' Dir. Wenn ich mir was leisten könnte, dann käme nur ein..." Kaden winkte ungeduldig ab. "Interessiert mich jetzt nicht. Ich habe einfach keine Ruhe. Ich mach mich zu Fuß auf den Weg. Du glaubst doch nicht, daß die Bauern morgen was ausrichten können, wenn es stimmt, was die gerade vorhergesagt haben. Hast Du vielleicht noch ein paar warme Sachen und ein Paar anständiger Stiefel, die mir passen? Wenn ich jetzt los gehe, schaffe ich es, in ein paar Stunden zu Hause zu sein. Ich brauche doch nur der Spur zu folgen, die der schwere Geländewagen im Schnee hinterlassen hat. Dann komme ich leichter voran. Ich muß es allerdings schaffen, bevor es wieder anfängt zu schneien. Ok?" Mario verzog mißbilligend das Gesicht. "Na ja, wenn Du einen Fußmarsch bei dem

Wetter einer warmen Gaststube und ein paar Schnäpse vorziehst, soll's mir egal sein. Du hättest das Zimmer so bekommen. Selbstverständlich würde ich nichts dafür nehmen. Ich nutze doch keine Notlage aus."

Kaden klopfte Mario auf die Schulter, "Nee, nee, laß mal. Ich komm schon zurecht. Außerdem denke ich, daß wir gestern genug getrunken haben. Oder? Ich will zu Hause nach dem Rechten sehen. Ich habe keine Zentralheizung. Inzwischen dürfte es hundekalt sein und ich will nicht riskieren, daß mir die Wasserleitung zufriert und die Rohre platzen. Jemand muß die Öfen schließlich feuern." Das war ein Grund der für Marios pragmatisches Denken der einzig plausible war, sich bei so einem Wetter auf einen anstrengenden Fußmarsch zu machen, wie es dieser ohne Zweifel sein würde. Kaden hatte instinktiv erkannt, daß er bei Mario an die falsche Adresse geraten wäre, hätte er ihm von dem unguten Gefühl erzählt, das ihn beschlichen hatte, seit dieser Geländewagen über den Dorfplatz gefahren war. Von dem, was ihm in den letzten Tagen widerfahren war, ganz zu schweigen. Kaden wußte selber noch nicht, was das alles zu bedeuten hatte. Die Träume, die übersteigerten Empfindungen. Mario war zwar ein feiner Kerl, aber er schien durchaus noch nicht empfänglich für Botschaften, die sich auf einer Ebene bewegten, die offenbar nur wenigen zugänglich zu sein schienen. Kadens Unruhe wuchs. Er stand auf und drängte Mario, nach ein paar Sachen für ihn zu suchen. Am Himmel hatten sich wieder graue Wolken gebildet und er wollte den Weg geschafft haben, bevor es wieder zu schneien beginnen würde.

Mit Wilbrecht brauchte er wohl nicht mehr zu rechnen. Der Tierarzt war angesichts des Wetters sicherlich wieder umgekehrt und saß inzwischen zu Hause. Kaden wandte sich an Mario: "Mario, kann ich mal bei dir telefonieren?" Mario nickte: "Du weißt, wo der Apparat steht." Kaden stand auf und ging zum Telefonapparat. Aus seiner Brieftasche kramte er Wilbrechts Telefonnummer. Auch nach dem zehnten Läuten hob niemand ab. Ein aufdringliches Piepsen verriet ihm, daß sich ein Faxgerät eingeschaltet hatte. Er ärgerte sich jetzt, daß er sich nicht Wilbrechts Handynummer hatte geben lassen.

DANKHART UND DER WALD

Mit unaufhaltsamer Hartnäckigkeit hatte sich Dankharts Geländewagen durch den Schnee bis zum Waldrand geschoben. Der Himmel war nun bedeckt von mit Schnee beladenen Wolken, in denen sich die Sonne reflektierte und zusammen mit der Schneedecke am Boden eine Kombination ergab, die nach einer Weile blind machte, wenn man seine Augen nicht schützte.

Dankhart setzte seine Sonnenbrille auf und bremste den Wagen ab. Das Brummen des schweren Dieselmotors erstarb und entließ Dankhart in eine Stille, die sich fast körperlich um ihn legte, wie ein dicker, wollener Schal. Dankhart öffnete die Tür und stieg in den kniehohen Schnee. Von Norden her hatte eine kalte Brise eingesetzt, die den Geruch neuen, heftigen Schneefalls in sich trug und Dankhart schneidend in die geöffnete Jacke fuhr. Ihn fror und er zog den Reißverschluß seiner Thermojacke bis zum Anschlag nach oben. Er stülpte sich eine dicke Filzmütze über den Kopf und zog mit Lammfell gefütterte Handschuhe an. Den starken Feldstecher hängte er sich über die Schulter, dann ging er um den Wagen herum zur Heckklappe. Aus einem Futteral, das im Kofferraum lag, nahm er eine mattschwarz schimmernde, kurzläufige Waffe. Mit einem geübten Handgriff lud er das Magazin und sicherte das Gewehr, bevor er es sich über die Schulter hing. Dankhart war zwar im Umgang mit Waffen geübt, vermied es aber eine bei sich zu tragen, es sei denn ein Auftrag erforderte dies unbedingt. Waffen interessierten ihn lediglich vom rein technischen Standpunkt. Die Tatsache, daß man mit ihnen töten, also Macht ausüben konnte, tangierte ihn nur soweit, als daß er sie eben von Zeit zu Zeit brauchte, um einen Menschen zu töten. Sei es mit einem Präzisionsgewehr aus großer Entfernung und lautlos, also mit Schalldämpfer, sei es im Nahkampf mit einem Messer. Stets war er auf größtmögliche Effektivität bedacht, was zur Folge hatte, daß er sich mit Waffen intensiv auseinandergesetzt hatte, um sie perfekt zu beherrschen. Menschen, die Waffen mißbrauchten, um mit ihnen Macht zu demonstrieren, verachtete er zutiefst. Dies stellte für Dankhart ein Zeichen von eigener körperlicher und geistiger Schwäche dar. Diesmal hatte er sich dazu entschieden, die Waffe mitzunehmen, weil er keine Lust hatte, dem

Keiler zu begegnen, der sich diesen Tierarzt vorgenommen hatte. Auf der Straße, die zu dem Dorf führte, war er wieder an Wilbrechts Wagen vorbeigekommen. Wie zu erwarten, hatte niemand das eingeschneite Auto gefunden. Und wenn Dankhart die Lage nicht gänzlich falsch einschätzte, würde es bei diesem Wintereinbruch auch vorerst dabei bleiben. Dankhart hatte sich den Wagen noch einmal aus der Nähe angesehen. Der BMW hatte ausgesehen, als wäre er mit einem tollwütigen Nashorn zusammen gestoßen. Zwar ging Dankhart davon aus, daß Nimrod inzwischen jegliche Fauna im Wald getötet hatte, aber er durfte kein Risiko eingehen. Mit der Fernbedienung verschloß er routinemäßig den Wagen, obwohl es ihm in dieser Einsamkeit sinnlos erschien. Er drehte sich noch einmal um.

Hinter ihm, in einer Talsenke, lag das Dorf, durch das er vor einer knappen halben Stunde noch gefahren war. Aus den Schornsteinen der Häuser, die in der klaren Luft, unwirklich nah wirkten, stieg weißer Rauch auf, der von der kalten Brise, die das Dorf jetzt erreichte hatte erfaßt wurde und, wie von Geisterhand zerrissen, im Nichts zerstob. Dankhart schob seine Brille auf die Stirn, während er das Fernglas an die Augen setzte.

Der Dorfplatz lag still, von tiefem Schnee bedeckt. Unter der dichten Schneedecke konnte man die buckligen Umrisse von zwei Autos erkennen, die auf dem Parkplatz vor dem Gasthof abgestellt worden waren. Dankhart hielt inne, als er aus den Augenwinkeln eine Bewegung wahrnahm. In dem Gasthof gegenüber dem Teich öffnete sich eine Tür. Zwei Männer traten auf den Treppenabsatz. Einer von ihnen war dick vermummt, so daß Dankhart das Gesicht des Mannes trotz des hochauflösenden Glases, das er benutzte, nicht erkennen konnte. Sie waren, wie er aus ihren Gesten zu schließen glaubte, augenscheinlich in eine angeregte Diskussion vertieft. Dann hoben sie die Hände wie zu einem Abschiedsgruß und der Vermummt stapfte in Richtung Dorfplatz davon. "Jemand, der sich bei dem Wetter die Zeit bei Bier und Schnaps vertrieben hatte. Was sollten die Leute dort auch anders machen. Abgeschnitten, wie sie sind," dachte Dankhart. Er schenkte dem einsamen Fußgänger auf dem Dorfplatz keine weitere Aufmerksamkeit und wandte sich wieder dem Waldrand zu. Dankhart sog seine Lungen mit der schneidend kalten Luft voll und stapfte durch den Schnee auf die Bäume zu, die wie eine schwarze Wand abwehrend vor ihm aufragten. Die Stille, nur unterbrochen von Dankharts knirschenden Schritten, war vollkommen. Als er die ersten Bäume hinter sich gelassen hatte, überkam ihn ein Gefühl, als würde er eine Kathedrale betreten.

So etwas wie eine feierliche Andacht ergriff von ihm Besitz und zum ersten Mal in seinem Leben hatte er das Gefühl, als wenn er der Antwort auf eine seiner drängendsten Fragen ein Stück näher gekommen wäre. Mit anderen Worten: Dankhart war glücklich!

Mit diesem Gefühl wähnte er sich der so lange herbei gesehnten Inspiration so nahe wie noch nie. Sein Puls beschleunigte sich und eine Erregung ergriff von ihm Besitz, die er so noch nicht an sich festgestellt hatte. Dankhart schloß die Augen und stand ganz still. Solange, bis er merkte, daß ihn das Gefühl verließ, sich langsam aus ihm heraus wand, wie eine Schlange aus ihrer zu eng gewordenen, alten Haut. Er merkte, wie die gewohnte Gleichgültigkeit wieder von ihm Besitz ergriff und ihn leer und unberührt zurückließ. Aber er war keineswegs frustriert. Er hatte für einen Augenblick die Nähe der Inspiration gespürt, als wäre er für den millionsten Teil einer Sekunde der harten Strahlung einer explodierenden Supernova ausgesetzt worden. Er hatte den Wald in einem Bild vor seinem geistigen Auge als eine Kathedrale mit majestätischen Säulen gesehen. Und er wußte mit einem Mal, daß er da, wo sein Weg ihn hinführen würde, noch viel mehr von diesen phantastischen Bildern finden sollte. Kaden war die Lösung, ohne Zweifel! Da war sich Dankhart mit einem Mal ganz sicher. Aus seiner Brusttasche zog er einen Kompaß und eine Karte. Wenn er sich weiter in Richtung Norden hielt, würde er sich genau auf die Mitte des Waldes zu bewegen, der sich, wenn die Angaben auf der Karte den wahren geographischen Verhältnissen entsprachen, auf viele Kilometer erstreckte. Der Wald war ein ausgewiesenes Naturschutzgebiet und schon seit vielen Jahren sich selbst überlassen worden. Dankhart wählte eine mäßig schnelle, aber sehr gleichmäßige Gangart und war bald in eine Art Trance verfallen, die ihn immer überkam, wenn er einer monotonen Tätigkeit nachging. In regelmäßigen Abständen legte Dankhart eine kleine Pause ein, um sich gründlich umzuschauen. Es mutete aberwitzig an, die Natur in solch einem Chaos gefangen zu sehen. Diese Kälte und der Schnee. Und doch trugen die Bäume noch ihr Laub. Etwas an diesem Bild war zutiefst beunruhigend, ja geradezu pervers. In dem dichten Wald selbst regte sich nicht das leiseste Lüftchen. Die Vorboten des heraufziehenden Sturms waren noch nicht stark genug, durch das Dickicht zu dringen. Doch bald schon würden sie auch den Wald heimsuchen und ihn vor eine der härtesten Proben seines an harten Proben reichlichen Lebens stellen. Kein Tier war zu hören. Kein Vogel sang, keine Insekten erfüllten die kalte Luft mit ihrem Schwirren und Summen. Nur das Atmen und die gleichmäßigen Schritte des schwergewichtigen Mannes waren vernehmbar.

Der Schall trug hier nicht weit, wurde eingefangen von Frost, Eis und Schnee. Stille, die Sehnsucht nach Kälte in sich trug. Kälte war immer der Stille sehr nah. Beide waren Geschwister, inniglich einander zugewandt, verbunden in einem scheinbar nie enden wollenden Strudel, der sich auf das Zentrum ihres Ideals, des absoluten Nullpunktes, zu bewegte. Der absoluten Stille, der absoluten Kälte, dem Stadium der Nichtbewegung. Schließlich und endlich, dem Tod.

Der Schnee, über den Dankhart lief, war hier im Wald nicht so hoch, so daß sich das Fortkommen als relativ leicht gestaltete. Dankhart hatte Gelegenheit, über Nimrod nachzudenken. Niemand im Institut wußte, daß er sich Zugang zu den geheimsten Dokumenten des Projektes verschafft hatte. Zeit dazu hatte er genügend gehabt. Er kannte so etwas wie ein Privatleben nicht. Frauen spielten in seinem Leben keine Rolle. Und über das Phänomen seiner Asexualität hatte er sich bisher weiter keine Gedanken gemacht. Leidenschaft, Begierde, das Feuer in den Lenden, Lust, Geilheit; wie immer man die zahlreichen Variationen der Irrungen der menschlichen Physis (und das waren sie für ihn) auch nennen wollte. Sie waren für ihn schlicht nicht existent. Frauen stellten seit jeher für Dankhart ein Neutrum dar. Dabei stand er dem anderen Geschlecht keineswegs feindlich gegenüber. Für ihn hatten Frauen wie Männer den gleichen Stellenwert. Und zwar schlicht den, existierender Mitwesen. Menschen wurden in Männer und Frauen aufgeteilt. Und soweit sich Dankhart ein Urteil von seiner mental geschlechtslosen Warte aus bilden konnte, war er der Meinung, daß sexuelle Begierden nur zu Ärger führten. Sex lenkte die Menschen davon ab, rational und intellektuell zu handeln. Sex war ein atavistisches Rudiment fehlgeleiteter Evolution. Ein Irrtum der Natur. Ein Problem, das wesentlich eleganter hätte gelöst werden können. Sex schien der Inbegriff aller Unlogik. Streng wissenschaftlich diente sexueller Kontakt lediglich der Vermehrung und der Erhaltung der eigenen Art. Längst war es kein Problem mehr, die Reproduktion auf technischem Wege herbeizuführen. Dankhart war sich sicher, daß es in absehbarer Zukunft keinen Sex mehr geben, daß der Intellekt über niedrige physiologische Phänomene triumphieren würde. Dabei war er keineswegs impotent. Er war, streng medizinisch gesehen, durchaus in der Lage, Sex zu haben. Das hatten die umfangreichen medizinischen Tests bewiesen, die man vor seiner Anstellung bei Pal-Gen vorgenommen hatte. Es war einfach so, daß bei ihm keinerlei sexuelles Verlangen vorhanden war.

Er nutzte seine Zeit auf die seiner Ansicht nach denkbar effektivste Weise. Die wenigen freien Stunden, die er sich erlaubte, hatte er in letzter Zeit damit verbracht, sich autodidaktisch zu einem Computerexperten heranzubilden. Nach intensivem Selbststudium war er nach wenigen Monaten mindestens so gut geworden, wie die besten Computerfreaks im Institut.

Da ihm als Sicherheitsexperte eine hoch leistungsfähige Computeranlage zur Verfügung stand, war man im Institut einfach nicht darum herum gekommen, ihm einen gewissen Grad an Ausbildung zukommen zu lassen. Es war ihm allerdings schon nach relativ kurzer Zeit gelungen, die Zugangscodes zu Nimrod zu knacken. Dabei hatten die arroganten Yuppie-Schnösel von der Rechnerfront ihm natürlich nicht mehr als unbedingt nötig beigebracht. Was seine Sicherheitsstufe in dieser Hinsicht anbelangte, sollte er, nach der Absicht von Pal-Gen, über die sachgemäße Bedienung von Video- und Audio-Überwachungsanlagen nicht hinaus kommen. Hier und da vielleicht noch ein paar Personenüberprüfungen sowie etwas Statistik und den üblichen Internet-Schnick-Schnack. Alles in allem nicht mehr, als was jeder Durchschnitts-Operator nicht auch beherrscht haben würde. Dankhart hatte bei der ganzen Angelegenheit ein bemerkenswertes schauspielerisches Talent an den Tag gelegt und sich so überzeugend ungeschickt angestellt, daß er seine Ausbilder fast zur Verzweiflung getrieben hatte. Keiner von ihnen wäre auch nur im Traum darauf gekommen, daß sich Dankhart mittlerweile zu einem ihrer ärgsten Konkurrenten entwickelt hatte und viele gar schon um Längen überflügelte. Der von vielen milde belächelte Muskelprotz Dankhart hangelte sich inzwischen geschickt wie eine virtuelle Spinne nach Belieben durch das filigrane Computernetz von Pal-Gen, ohne auch nur die geringsten Spuren bei seinen umtriebigen elektronischen Ausflügen in das System des Konzerns zu hinterlassen. Dankhart, der Computer-Muffel. Eine bessere Tarnung konnte es gar nicht geben. Der einzige, der ihm nicht zu trauen schien, war dieser Westphal. Ein Mann von geradezu beunruhigender Intelligenz. Und sehr ehrgeizig dazu, nach den Dokumenten zu schließen, die er sich zugänglich gemacht hatte. Dieser Mann war seinem, Dankharts Wesen, so nahe gekommen, wie nie ein anderer Mensch zuvor. Selbst die Psychologen, die ihn bei seinem Eignungstest für Pal-Gen betreut hatten, waren nicht einmal annähernd bis an die Oberfläche seiner Seele vorgedrungen. Keiner hatte auch nur einen blassen Schimmer davon gehabt, daß Dankhart sich längst durch sämtliche psychologische Fachliteratur gearbeitet hatte, um sich gegen die erwartete

seelische Sektion zu wappnen. Er hatte ihnen immer nur soviel gezeigt, wie er es für notwendig und klug gehalten hatte. Nur Westphal hatte es bei einigen Gesprächen geschafft, tiefer in diesen Mann zu blicken, der für viele im Institut ein ungelöstes Rätsel darstellte.

Bei Pal-Gen war die Stimmung zur Zeit auf dem Tiefpunkt angelangt. Offenbar war man mit Nimrod in eine Sackgasse geraten. Alles stand oder fiel offensichtlich mit dem Gesundheitszustand von Dragmir. Seit Dankhart ihn, von seiner Suchexpedition kommend, im Institut abgeliefert hatte, war offensichtlich noch keine Änderung seines Zustandes aufgetreten, in dem Dankhart ihn auf dem Hochplateau im Pamir-Gebirge aufgefunden hatte. Ohne das Wissen dieses Mannes trat Westphal mit seinem Team auf der Stelle. Von den Pannen, die er nun ausbügeln sollte, mal ganz abgesehen. Um seinen Auftrag nicht zu gefährden, hatte man ihn von dem seltsamen Verhalten der Tiere, die mit Nimrod präpariert worden waren, natürlich aufgeklärt. Daher wußte er, daß für ihn mittlerweile eigentlich keine Gefahr mehr bestehen konnte. Er hatte den Gedanken kaum zu Ende gedacht, als er mit dem Fuß gegen einen großen, schweren Gegenstand stieß, der unter Kadens Gewicht leicht nachgab. Dankhart beugte sich hinab und wischte den Schnee von einem ansehnlichen Keiler. Dankhart inspizierte das Tier. Es war noch nicht steif gefroren und die Leichenstarre hatte auch noch nicht eingesetzt. Es konnte demnach noch nicht sehr lange hier liegen und mußte erst vor kurzem verendet sein. Dankhart fuhr mit seiner behandschuhten Rechten über die Borsten des Tieres. Zwischen dem dichten Fell entdeckte er die feinen Glassplitter, wie sei beim Bersten von Sicherheitsglas, das bei Windschutzscheiben verwendet wird, entstehen. Ein Hauer des mächtigen Tieres war zu Hälfte abgebrochen und um den Rüssel entdeckte Dankhart gefrorenes Blut. Hier hätten wir also die Todesursache für Herrn Wilbrecht, dachte er lakonisch. Äußerlich waren an dem Tier, bis auf den abgebrochenen Zahn, keine Verletzungen zu erkennen. Das Tier hatte den Angriff auf Wilbrechts Wagen weitgehend unbeschadet überstanden. Dafür hatte ihn Nimrod schließlich zur Strecke gebracht.

Der Wald lag totenstill und Dankhart wußte, daß er das auch noch für eine geraume Weile bleiben würde. Es hatte keinen Sinn noch weiter zu suchen. Er würde nur unnötig Zeit verlieren und das immer schlechter werdende Wetter drängte ihn, sich zu beeilen. Nimrod hatte alles Leben im Wald ausgelöscht, so wie es Westphal vorausgesehen hatte. Ein offenbar archaischer Virus, der sich rasend schnell ausgebreitet hatte. Soweit wußte

man Bescheid. Aber weiter? Dankhart überlegte kurz, ob er den Dicken über den bisherigen Stand der Dinge informieren sollte. Er griff zu seinem Funktelefon und steckte es jedoch gleich wieder weg. Zu früh, entschied er. Erst wollte er sich Kaden vornehmen, dann konnte er immer noch Bericht erstatten. Der Mann mußte in seinem Haus am Waldrand von der Außenwelt komplett abgeschnitten sein. Dort führte nur ein einsamer Feldweg hin und wenn Dankhart sich richtig informiert hatte, und das tat er gewöhnlich immer, dann verfügte Kaden weder über einen Telefonanschluß noch über ein Handy. Der Mann war ein typischer Einzelgänger, der zurückgezogen lebte und sich nur sporadisch aus seinem Refugium hervor wagte, wie ein scheues, wildes Tier. Dankhart überlegte, daß Kadens Verhalten von seinem eigenen gar nicht so verschieden war. Er holte den Kompaß heraus und peilte die Richtung an, aus der er gekommen war. Wieder Routine, die ihm in Fleisch und Blut übergegangen war. Eigentlich wäre es nicht nötig gewesen. Er mußte nur seinen eigenen Spuren folgen, die ihn wieder zurück zu seinem Geländewagen führen würden. Dankhart holte ein Klappmesser aus seiner Tasche, beugte sich hinab und schnitt den Schwanz und die Ohren des Keilers mit einem kurzen Ruck ab. Dann steckte er das abgetrennte Körperteil in einen Plastikbeutel, den er in einer seiner Taschen verstaute. Das Labor mochte sich vielleicht dafür interessieren. Mit den gleichen gemessenen Schritten, mit denen er gekommen war, machte sich Dankhart auf den Rückweg.

Der große, graue Wolf witterte das Tor lange bevor er es sah. Sein kalter Atem ging stoßweise. In nimmermüdem Rhythmus bewegten sich seine Läufe auf das eine Ziel zu, stampften über den heißen, ausgedörrten Boden, der von der immer gleich tief stehenden Sonne gemartert wurde. Endlich, endlich war er dem Ziel nahe. Wie lange hatte er unter dem glühenden Feuerball warten müssen, ewigen Durst erleidend. Wie lange hatte ihn Gleipnir gefesselt, bis die Magie des geschmeidigen und doch unzerreißbaren Zwergenbandes geschwächt wurde durch das Wiederentfachen des Götterfunkens durch jene Unseligen, die nicht gewußt hatten, was ihnen da in ihre Hände gefallen war. Nichtsahnend hielten sie den Schlüssel zum Chaos in der Hand und spielten damit herum wie ahnungslose Kinder es mit einer gefährlichen Waffe tun würden. Mit der Wut des seit Äonen Gefangenen, hatte er seine Fesseln entzwei gerissen.

Frei, endlich frei, um Rache zu üben an denen, die ihn so lange in dieser gnadenlosen Hitze hatten darben lassen. Doch noch war er nicht am Ziel, noch war das Tor nicht durchschritten. Aber es rief ihn, rief ihn immer drängender. Der Ruf hallte wider in jeder Faser seines ausgemergelten Körpers, vibrierte in jeder Sehne bis tief in sein Herz, das von einer eiskalten Glut schier verzehrt wurde. Wie das Echo einer titanischen Glocke dröhnte es in ihm, vereinte sich mit dem Schlagen seines Herzens zu einer orgiastischen, nicht enden wollenden Symphonie des Untergangs. Jenes Unterganges, der sein einziger Daseinszweck und dessen getreuer Diener er war. Er mußte sich beeilen, der Träumer wußte schon viel, zu viel. Und der Krieger war ihm auf der Spur. Der, der ihn schon einmal vernichtet hatte. Der einäugige und doch alles sehende Widersacher. Sein einziger Verbündeter war der Traumlose auf der anderen Seite, jener dessen Geist er, Fenrir, mit seinem eisigen Atem, gefangen hielt, seit ihn die erschaffen hatten, die jetzt nichts ahnend den Götterfunken in Händen hielten. Mit einem markerschütternden, lang gedehnten, heiseren Heulen verschaffte er seinem brennenden Sehnen Erleichterung. Sein eisiger Atem lies die Temperatur in der von der gnadenlosen Sonne überhitzten Einöde für den Bruchteil eines Augenblicks sinken und die verbrannte Erde ächzte unter seinem entfesselten Zorn bis in ihre tiefsten Tiefen.

Kaden blieb mitten auf dem Dorfplatz wie vom Donner gerührt stehen. Diesmal gab es keinen Zweifel. Er hatte es ganz deutlich vernommen. Ein lang gezogenes, durchdringendes Heulen, das in der eisigen Stille nur widerstrebend verhallen wollte. Er drehte sich um zu Mario, der noch immer in der Tür stand und ihm nach blickte. Mario hob fragend die Hände, als hätte er Kadens Gesichtsausdruck die unausgesprochene Frage entnehmen können: „Nein, er hatte nichts gehört.“

Seit der Mann in dem schweren Geländewagen durch das Dorf gefahren war, hatte von Kaden eine fast krank machende Unruhe Besitz ergriffen. Immer drängender war der Wunsch in ihm geworden, endlich zu seinem Haus zu kommen. Als er sich von Mario auf dem Treppenabsatz verabschiedet hatte, war er einen winzigen Augenblick lang von etwas geblendet worden, das von ganz oben am Waldrand zu kommen schien. Als wäre die Sonne in einem Spiegel reflektiert worden. Oder in einem Fernglas, schoß es Kaden durch den Kopf. Das Fernglas dessen, der sie beide von da oben beobachtet hatte.

Kaden winkte noch einmal Mario zu, wandte sich ab und ging an dem Dorfteich vorbei, auf dem sich schon eine dünne Eisdecke gebildet hatte. Er folgte der Spur, die der Geländewagen im tiefen Schnee hinterlassen hatte.

Juni 1996, Mecklenburg-Vorpommern

Das Institut

Der Dicke erhob sich schwerfällig aus dem Ledersessel, der verglichen mit dem Koloß, wie ein Möbelstück aus einer Puppenstube wirkte. Mit weit ausgebreiteten Armen kam er jovial grinsend auf Westphal zu, als gelte es, einen lange ersehnten und schmerzlich vermißten Freund zu begrüßen. Westphal merkte, wie sich die Härchen an seinen Armen aufstellten. Innerlich atmete er auf, als der Dicke kurz vor ihm stehen blieb und ihm lediglich mit seiner behaarten Pranke die Hand schüttelte, anstatt ihn zu umarmen, wie er einen entsetzlichen Augenblick lang befürchtet hatte.

"Herr Professor,, („Warum,, so fragte sich Westphal einen gequälten Augenblick lang, „mußte dieser Mensch immer so laut sprechen?,,), „ich möchte ihnen gerne Ihr Team vorstellen, daß Ihnen bei Pal-Gen für Ihre Arbeit zur Verfügung stehen wird." Endlich ließ er Westphals Hand los und schwenkte seinen Arm in Richtung der drei Männer, die sich mittlerweile ebenfalls von ihren Sitzen erhoben und Westphal zugewandt hatten.

„Doktor Ralf Kortner, Mediziner, Genetiker und Zoologe mit dem Spezialgebiet Wirbellose, er ist ihr Stellvertreter, Dr. Yoshira Watanabe, Paläontologe, Geophysiker und Fachmann für keltische und germanische

Mythologie. Und last but not least Dr. Joachim Cellarius, der ausschließlich für die medizinische Betreuung unserer Versuchspersonen zuständig ist. Sollten Sie medizinische Hilfe brauchen, wenden Sie sich an ihn. Besser werden Privatpatienten auch nicht behandelt, he, he... Ich werde mich jetzt in höflicher Zurückhaltung üben, da auf mich noch eine Reihe anderer Aufgaben warten. Professor Kortner ist mit dem Projekt von Anfang an befaßt und wird Sie über den aktuellen Stand der Dinge sowie über das bisher Erreichte unterrichten. Ich wünsche ihnen viel Erfolg und gute Zusammenarbeit. Ich werde mich zu gegebener Zeit bei Ihnen melden, Professor Westphal. Wenn Sie sich einen Überblick verschafft haben, würde ich mich für Ihre Meinung zu dem Projekt brennend interessieren. Ich hoffe, Sie können uns weiterhelfen. Ich hoffe es inständig." Den letzten Satz hatte er wie für sich selbst, leiser und sehr eindringlich gesprochen. Westphal bemerkte mit einem Seitenblick, wie die anderen unmerklich zusammenzuckten.

Mit einem kurzen Wink bedeutete er Dankhart, der sich bei der ganzen Zeremonie gewohnt unauffällig im Hintergrund gehalten hatte, ihm zu folgen.

Als die beiden den Raum verlassen hatten, fühlte sich Westphal spürbar wohler. Jetzt war er wieder ganz in seinem Element. Zeit, die Dinge an sich zu reißen, Kontrolle zu übernehmen. Er wandte sich an Kortner, streckte ihm die Hand entgegen und sagte: "Also Herr Kollege, ich denke, wir werden uns erstmal eine Weile unterhalten müssen." Kortner, ein dicklich wirkender Mann Mitte dreißig, mit einer überdimensional wirkenden, schwarzen Hornbrille, glotzte ihn aus wäßrig blauen Augen an, wie ein gutmütiger kleiner Teddy, der seine Mami verloren hatte. Sein Mund verzog sich zu einem breiten Lächeln. Er nahm die ihm angebotene Hand an und entgegnete: "Willkommen bei Pal-Gen, Herr Professor." Watanabe und Cellarius nickten ihm stoisch zu. Watanabe war für einen Japaner ziemlich groß geraten und nur einen Kopf kleiner als Westphal, der immerhin ein Gardemaß von einsneunzig vorweisen konnte. Der Asiate verzog keine Miene, als er sich mit akzentfreiem Deutsch vorstellte: "Watanabe, willkommen Herr Professor. Ich hoffe auf eine gute Zusammenarbeit. Es ist uns eine Ehre, eine solche Kapazität im Team als unseren Chef begrüßen zu dürfen. Wir sind alle sehr gespannt auf Sie."

Westphal nickte nur kurz, schüttelte Watanabes Hand und wandte sich Cellarius zu. Der Mediziner war ein Mann um die Fünfzig. Das spärliche,

schlohweiße Haar hatte er von der rechten Seite seines Kopfes quer über den Schädel gekämmt. Cellarius war klein, untersetzt und machte einen sehr robusten Eindruck. Sein Gesicht war sonnengebräunt und Westphal fragte sich, ob der Mann öfter Ausflüge an der Oberfläche machte oder ob die gesunde Farbe von einem Solarium herrührte. Cellarius drückte Westphal kurz und kräftig die Hand. Westphal war überrascht, wie jugendlich die Stimme des Arztes klang, als der ihn willkommen hieß.

Kortner unterbrach das etwas unbeholfene Begrüßungszeremoniell der in solchen Dingen unerfahrenen Wissenschaftler und wechselte, zur Erleichterung aller, auf vertrauteres Terrain über: "Am besten, ich zeige Ihnen erst mal unser Labor und gebe Ihnen eine kurze Zusammenfassung während der Besichtigung. Anschließend gehen wir in Ihr Büro, ich habe alle Unterlagen dort für Sie vorbereitet, so daß Sie sich gleich mit dem Projekt befassen können. Ich denke, daß wir für den Rest des Abends und der verbleibenden Nacht mit Arbeit versorgt sein werden, deshalb habe ich auch einen kleinen Imbiß und jede Menge Kaffee vorbereitet. Wir sind hier unten auf uns selber angewiesen. Das ist der Geheimhaltung des Projektes geschuldet. Rechnen Sie also nicht auf allzu perfekten Service. Dafür kann man hier in Ruhe arbeiten." Westphal nickte verständnisvoll: "Phantastisch. Ich bin froh, daß es nun endlich los geht und die ganze Geheimniskrämerei ein Ende hat."

Kortner sah ihn einen Moment nachdenklich an, bevor er mit einem unbeholfenen Lächeln antwortete: "Wissen Sie, eigentlich fängt die Geheimniskrämerei in diesem Labor erst an. Denn je mehr wir bisher entdeckten, um so mehr Rätsel und Geheimnisse kamen auf uns zu. Aber sie werden sich selbst davon überzeugen können."

Westphal zog die Augenbrauen hoch und betrachtete Kortner einige Sekunden lang, bevor er die Arme hob in Erwartung der Dinge, die da kommen mochten und Kortner durch einen Korridor folgte, der zu einer Tür führte. Über der Tür leuchtete ein grünes Licht auf, als er seine Chipkarte in einen Öffnungsmechanismus einführte. Mit einem leisen hydraulischen Zischen bewegte sich die massive Tür beiseite. Westphal wurde von grellem, bläulich schimmerndem Licht übergossen als die zurück gleitende Tür den Blick auf eine atemberaubende Szenerie freigab. Für einen Moment hielt Westphal die Luft an und er spürte, wie sich sein Herzschlag beschleunigte, ehe er das Labor betrat. Wie bei einer Krankenhausvisite schlossen sich Watanabe und Cellarius ihnen an und watschelten folgsam ihren beiden Chefs hinterher.

52

Stummen, dunklen Riesen gleich ragten die Stämme der Bäume auf, gleichgültig gegenüber dem, was um sie herum geschah. Die Bewohner des Waldes waren tot, vernichtet von Nimrod, das seine Aufgabe eigentlich vor Äonen schon erfüllt hatte und längst von dieser Welt hätte verschwunden sein müssen. Verschwunden, wie die Welt, zu der es gehört hatte und die jetzt wieder heraufbeschworen wurde durch die Unachtsamkeit und Neugier derer, die Wissen erlangen wollten, wo Unwissenheit klüger gewesen wäre.

Dankharts Schritt war der einer Maschine. Unbeirrbar und gleichmäßig stapfte er voran und erreichte so den Waldrand exakt an der Stelle, wo er seinen Marsch begonnen hatte. Er war anderthalb Stunden unterwegs gewesen. Die Sonne stand schon tief über dem westlichen Horizont und schickte sich an, in weniger als einer Stunde unterzugehen. Mittlerweile hatte es wieder zu schneien begonnen.

Filigrane, zerbrechlich wirkende Flocken wirbelten vom stürmischen Nachmittagshimmel wie führerlose kristallene Segelboote und gingen sanft und lautlos vor Anker, reihten sich ein unter ihre zahllosen Artgenossen, die zu Myriaden vor ihnen gestrandet waren. Unberührt von der Ästhetik des Chaos ging Dankhart auf seinen Wagen zu und entriegelte ihn. Das Gewehr nahm er von der Schulter und legte es neben sich auf den Beifahrersitz. Er steckte den Zündschlüssel ins Schloß, wartete einen kurzen Augenblick, bis der Diesel vorgeglüht hatte und erweckte den Motor zu brummendem Leben. Der Wagen setzte sich schwerfällig in Bewegung während Dankhart den Weg zu Kadens Haus einschlug. Dankharts Aufmerksamkeit richtete sich vollständig auf das schwierige Manöver, den Boliden im hohen Schnee zu kontrollieren. Hätte er nur für einen Augenblick in den Rückspiegel gesehen, würde er die verummte Gestalt wahrgenommen haben, die sich einige hunderte Meter hinter ihm am Waldrand in der Spur, die Dankharts

Wagen hinterlassen hatte, durch den Schnee kämpfte. Dankhart legte eine kleinere Übersetzung ein und gab Gas. Das schwere Fahrzeug machte einen Satz nach vorne und wälzte sich unbeirrbar durch den Schnee. Etwa hundert Meter weiter machte der Weg einen Knick nach rechts, weg vom Wald und gab den Blick auf ein offenes Feld frei, an dessen Ende Dankhart durch den wirbelnden Schnee ein Haus erkennen konnte, das auf einem großen umzäunten und mit Bäumen bewachsenen Grundstück stand. Er hielt den Wagen kurz an und setzte das Fernglas an die Augen. Das Licht hatte zwar schon stark nachgelassen, doch das hochempfindliche Glas machte diesen Mangel wieder wett. Von seiner Position aus war nichts zu erkennen. Das Hoftor stand offen und die unverschlossene Garage war leer. Auch zwischen den Bäumen, die um das Haus standen, konnte Dankhart nichts erkennen. Rund um das Haus war der Schnee unberührt. Spuren konnte Dankhart keine ausmachen. Er wußte nicht, was er davon halten sollte. Eigentlich hätte Kaden zu Hause sein müssen, da er Wilbrecht zu sich bestellt hatte. Er hatte dies aus den Notizen geschlossen, die er bei Wilbrecht gefunden hatte, in denen ein Besuch bei Kaden eingetragen war.

Dankhart fiel wieder die vermummte Gestalt auf dem Dorfplatz ein, die er heute Mittag vom Waldrand aus beobachtet hatte. Es konnte natürlich sein, daß Kaden sich mit Wilbrecht im Gasthof verabredet hatte, da dieser leichter für den ortsunkundigen Arzt zu finden gewesen wäre als Kadens abgelegenes Haus. Und als dann Wilbrecht nicht zum verabredeten Zeitpunkt erschienen war, hatte Kaden sich angesichts des Wetters entschlossen, im Gasthof zu übernachten, um zu warten ob Wilbrecht nicht doch noch auftauchen würde. Dankhart war sich nun sicher, daß es Kaden gewesen war, den er auf dem Dorfplatz gesehen hatte, als er sich zu Fuß auf den Weg zu seinem Haus machte, weil er wahrscheinlich über kein geländegängiges Fahrzeug verfügte, das mit den extremen Wetterverhältnissen zurecht kam. Etwas wie Ärger regte sich in Dankhart darüber, daß er nicht gleich auf diesen eigentlich naheliegenden Gedanken gekommen war. Also war es sehr wahrscheinlich, daß Kaden ihn schon gesehen hatte. Am Ende war er von ihm beobachtet worden, als er mit dem Geländewagen über den Dorfplatz gefahren war. Nun, ihm blieb immer noch eine kleine Finte.

Etwa fünfhundert Meter vor Kadens Haus zweigte der Feldweg auf eine schmale Landstraße ab, die an Kadens Haus vorbei in ein anderes Waldstück führte. Dankhart beschleunigte den Wagen und lenkte ihn auf die Landstraße an Kadens Haus vorbei, das er links liegen ließ. Als er etwa einhundert Meter die Landstraße in den Wald hineingefahren war, riß er das

Steuer herum, bog in einen Waldweg ein und wuchtete das Gefährt durchs Unterholz. Dankhart hielt an und stieg aus. Jetzt stand er, wenn er sich nicht völlig verschätzt hatte, etwa dreihundert Meter hinter Kadens Haus. Er nahm das Gewehr vom Beifahrersitz, schulterte es und schloß den Wagen ab.

53

DER RABENGOTT

Sleipnirs Ritt glich dem Flug des Drachen. Hugin und Munin hatten Mühe, sich auf den Schultern ihres Herren zu halten und glichen Sleipnirs ungestüme Bewegungen mit dem Schlagen ihrer mächtigen Schwingen aus. Schließlich waren sie des Spiels überdrüssig und erhoben sich beleidigt krächzend in die Lüfte, um dem achtbeinigen Falben im Fluge zu folgen.

Der einäugige Krieger hatte sich ganz dem Rhythmus des Pferdes anvertraut und schien mit dem riesigen Roß zu verschmelzen, das über die glühende Landschaft dahinraste. Die Zeit wurde immer knapper. Vor

kurzem erst hatte er das triumphierende Geheul des Fenriswolves vernommen. Also war der abscheuliche Scherge des Untergangs dem Tor nähergekommen. Würde sich die Vorsehung ein zweites Mal erfüllen?

Schon einmal hatte ihn der Fenriswolf verschlungen und ihn nach Asgard verbannt. Daß er jetzt wieder auf Sleipnir ritt war gegen die Weissagung. Aber war das Gefüge nicht ohnehin durcheinander geraten, war nicht die Ordnung gestört worden? Somit waren alle Gesetze, alle Regeln, außer Kraft gesetzt. Befand er sich damit außerhalb der Vorsehung? Wie auch immer, es galt, dem Träumer beiseite zu stehen. Der Träumer war etwas Besonderes. Tief in ihm, der sich Kaden nannte, schlummerte der Krieger, der sich jetzt anschickte zu erwachen. Der Einäugige fühlte sich dem Träumer sehr nahe. War er nicht wie er, ein Krieger und ein Dichter? Er schuf Welten mit der Kraft seiner Gedanken. Und der Einäugige wußte, daß genau dies der Grund war, warum der traumlose Krieger, der sich Dankhart nannte, auf der Suche nach ihm war. In ihm erhoffte er sich die Erlösung, die Befreiung von Fenrirs eisigem Atem, der seinen Geist umfängen hielt und ihn am so flehentlich ersehnten Träumen hinderte.

Fenrir haßte Träumer. Sie waren seinem Auftrag im Wege, weil sie ihn erkannten, sein wahres, verdorbenes Wesen spürten und es mit ihrer Phantasie zu bekämpfen suchten.

Der Einäugige schmiegte sich noch enger an Sleipnir, spürte das vertraute Spiel der Muskeln des achtbeinigen Falben und gab sich dem Rausch der Geschwindigkeit hin, verlor sich im gleichmäßigen Trommeln der Hufe und fand sich wieder an der Tafel der Götter Asgards, wo er Wein trank und die anderen mit seinen Geschichten und Liedern erfreute, die er ersonnen hatte.

Hugin und Munin flogen über ihrem Herren und wachten über seinen Schlaf, der ihm Erholung bringen sollte vor der Auseinandersetzung, die ihm bevorstand. Munin stieß einen heißeren Schrei aus und flog wie ein Pfeil voraus, um seinem Herrn später von dem zu berichten, was er erspäht hatte.

Schwarze Reiter

***"Vom Meer kamen Reiter schwarz
Mit Geklirr, Geklirr von Speer und Schild,
Und Rasseln, Rasseln von Huf und Sporn,
Wirres Geschrei und wehendes Haar
In dem Sturmloch gegen den Wind:
So der Sünde Ritt."***

Stephen Crane (1871-1900)

Kadens Rückkehr in die reale Welt glich dem langsamen Auftauchen aus einem trüben Tümpel. Während des Marsches, war er in eine Art Trance verfallen. Die frische Luft, die gleichmäßige Bewegung und die Anstrengung hatten ihn in eine andere Dimension seines Geistes entlassen.

Wie ein Automat war er der Spur des Geländewagens gefolgt, während seine Lungen wie Blasebalge Sauerstoff in die roten Blutkörperchen pumpen und Kaden in einen dem Rausch ähnlichen Zustand versetzten. Sein Körper hatte vom Haaransatz bis in die Zehenspitzen zu Kribbeln begonnen. Ein süßer Schwindel bemächtigte sich seiner, der ihn hinab zog in einen tosenden Mahlstrom aus glühenden Farben und kristallinen Klängen. Erst das vertraute Brummen eines schweren Dieselmotors hatte ihn in die Wirklichkeit zurückgeholt.

Verschwommen hatte er kurz zuvor das Tor wieder gesehen, wie es vor ihm waberte, im Glutschleier einer tief stehenden Sonne. Und er hatte Reiter gesehen, geharnischte Reiter auf titanischen, monströsen Pferden, wenn es denn Pferde waren. Schwarze stumme Reiter, mächtig aufragend, die Speere schwangen, schwer und lang wie junge Bäume. Ihnen folgte, von einem grauen, nebelumwölkten Ozean her, eine sich aufbäumende Woge, gekrönt von blendend weißer Gischt, die sich am Strand müde spülte.

Und aus der Gischt erwachsen kleine Gestalten, Kinderleichen, immer mehr wurden angespült, bis der ganze Strand mit ihnen bedeckt war, wie von leblosen Puppen. Mädchen wie Jungen, deren Haare in nassen Strähnen an ihren kleinen Köpfen klebten.

Sie richteten sich auf, quälend langsam. Die Lippen blau und bleistiftdünn. Ihre leeren Augen starrten hinter den schwer gerüsteten, grobschlächtigen Reitern her, die nun ein wütendes, heiseres Geschrei ausstießen und ihren Rossen die Sporen in die Flanken schlugen, daß diese wutentbrannt wieherten und sich aufbäumten...

Kaden blieb stehen und hob den Kopf. Der Schweiß lief ihm in Bächen in die Augen und es dauerte eine Weile, bis er wieder klar sehen konnte. Es genügte aber, um den großen Geländewagen zu erkennen, der gerade am Waldrand verschwand und auf den Feldweg einbog, der zu der Landstraße auf der anderen Seite des Waldes und zu seinem Haus führte. Erst jetzt bemerkte er, wie schnell er den Kraft raubenden Weg zurückgelegt hatte.

Obwohl er sich durch seine langen Waldspaziergänge und die Arbeit an seinem Haus an körperliche Anstrengungen durchaus gewöhnt hatte, war er dennoch überrascht, wie leicht er den Gewaltmarsch durch den hohen Schnee bewältigt hatte. Wenn auch alles in ihm drängte, dem Mann in dem Wagen zu folgen, zwang er sich zu einer kleinen Ruhepause. Irgend etwas hatte seine körperliche Konstitution dramatisch verändert. Und nicht nur seine Physis war beeinflußt worden.

Zwar hatte er schon immer ausschweifende Träume und Phantasien gehabt, die er auch regelmäßig in seinen Geschichten verarbeitete. Die er verarbeiten mußte, weil sie ihn ansonsten wahrscheinlich in den Irrsinn getrieben hätten. Die Art von Visionen, die ihn aber neuerdings heimsuchten, stellte jedoch eine ganz neue Dimension dar.

Er bedauerte es jetzt sehr, daß Wilbrecht es nicht bis zu ihm raus geschafft hatte. Der Arzt hatte sich am Telefon wirklich angehört, als ob er ihm etwas Dringendes mitteilen wollte. Etwas, das mit all dem, was gegenwärtig mit ihm und um ihn herum geschah, zu tun hatte, ihm vielleicht einiges erklärt hätte.

Kaden holte tief Luft, schüttelte seine Beine aus und verfiel wieder in den gleichen Trott aus einer Mischung von Marsch und leichtem Dauerlauf, der ihn bis hier her gebracht hatte. Zuerst mußte er im Haus nach dem Rechten sehen. Das irritierende Gefühl, daß dort etwas nicht stimmte, wurde immer drängender.

„Alle Macht den Spionen.,“

Gabriel Laub (1928-1998)

Von einer hohen Kiefer aus, die wie ein Wächter vor dem Wald ihre mächtigen Äste, muskelbepackten Armen gleich ausstreckte, als wollte sie unerwünschte Besucher am Betreten des Waldes hindern, wurde Kaden beobachtet, wie er seinen Marsch durch den tiefen Schnee fortsetzte.

Zwei schwarze, kluge Augen verfolgten jede seiner Bewegungen mit größter Aufmerksamkeit. Munin plusterte anerkennend sein blauschwarz glänzendes Gefieder. Stark war er geworden der Träumer. Sehr stark, wie ein Krieger. Aber ob er bereit war für den Kampf, der ihn erwartete? Munin breitete seine Schwingen aus und ließ sich von dem Ast gleiten.

In einem eleganten Bogen sauste er zuerst nach unten und dann steil in die Höhe. Mit kräftigen Flügelschlägen stieß er sich, eine weite Spirale ziehend, in den Wolken mit verhangenen Himmel, bis er als kleiner schwarzer Punkt in das Grau des Firmamentes eintauchte und dem Blick des Beobachters, hätte es denn einen gegeben in dieser einsamen Schneelandschaft, entwand.

56

Juni 1996, Mecklenburg-Vorpommern, das Institut

Westphal fand sich in einem Raum mit den Ausmaßen einer Montagehalle für Automobile wieder. Er blickte einen scheinbar endlos langen Gang hinunter, an dem links und rechts Monitore standen, die an Rechner angeschlossen waren. Eine Klimaanlage lief auf Hochtouren wie die moderaten Temperaturen bewiesen und war dennoch erstaunlich leise, bedachte man die Dimension der ganzen Einrichtung. Nirgendwo konnte

Westphal einen Menschen entdecken, der sich eventuell an einem der vielen Terminals zu schaffen gemacht hätte. Von den vielen Bildschirmen ging der blaue Schimmer aus, der Westphal als erstes beim Überschreiten der Schwelle aufgefallen war.

Kortner ging an ihm vorbei und zeigte auf den Gang: "Ich mache sie erst mal im Schnelldurchgang mit den Örtlichkeiten vertraut, bevor wir uns an die Unterlagen machen. Hier sehen sie unser Rechenzentrum. Ich weiß, daß sie im Umgang mit Computern ein absoluter Experte sind Professor Westphal. Ich bewundere sehr ihre Arbeit, die sie jüngst über Künstliche Intelligenz geschrieben haben. Auch ich befasse mich seit einiger Zeit nebenher mit KI und Informatik. Wie sie sicher schon bemerkt haben, sind hier außer uns, zwei Technikern und zwei Pflegern, keine lebenden Wesen anzutreffen. Die Anlage ist so konzipiert, daß sie weitgehend autark arbeiten und sich sogar selbst reparieren kann. Bei Ausfällen der Hardware gibt der Zentralrechner den Technikern Anweisungen, was sie zu tun haben. Läuft bisher perfekt. Hilft im übrigen enorm bei der Geheimhaltung des Projektes. Je weniger daran arbeiten, um so geringer ist die Möglichkeit, daß etwas an die Öffentlichkeit dringt." Westphal nickte: "Klingt logisch."

Kortner bedeutete seinem kleinen Troß ihm zu folgen und ging den mit Monitoren bestückten Gang entlang. Auf sämtlichen Bildschirmen liefen Zahlenkolonnen in endlosen Reihen von oben nach unten. Kortner drehte sich zu Westphal um und die kleine Gruppe kam zum Stehen: „Hier versuchen wir den genetischen Code des Gegenstandes unserer Untersuchung zu entschlüsseln. Wir hoffen, daß wir in einigen Wochen eine Antwort haben. Dazu sind immense Rechnerkapazitäten nötig. Wir lassen mehrere Prozesse, wie man sehen kann, parallel laufen.,,

Westphal nickte kurz und deutete an, daß es weitergehen konnte. Er hatte es augenscheinlich eilig. Er wollte unbedingt zum Punkt kommen. Es war unübersehbar, daß ihm das lange Kortnersche Präludium auf die Nerven ging. Kortner war dies nicht entgangen. Doch schien er nicht vor zu haben, von seinem so sorgfältig ausgetüftelten Plan auch nur ein Jota abzurücken. Unsicher schaute er immer wieder nach Westphal, dessen Miene sich zusehends verdüsterte. Endlich kamen die Wissenschaftler an das Ende der ausgedehnten Halle, wo eine doppelflügelige Glastür in einen anderen Bereich führte. Die beiden Flügel öffneten sich diesmal ausnahmsweise, gesteuert von einer Lichtschranke, von alleine.

Hier war der Ausdruck Labor schon eher gerechtfertigt. Links und rechts waren Arbeitstische zu sehen, auf denen im Moment offensichtlich diverse Untersuchungen und Experimente vorgenommen wurden. Am Ende des

Ganges, wiederum abgetrennt von einer Tür, die über zwei Sichtfenster verfügte, konnte er einen Glaskubus erkennen, von dem ein eigentümliches grünes Leuchten ausging, das ihn auf seltsame Weise berührte. Während er noch von dem Anblick, der sich ihm hinter jener Tür bot, gefangengenommen war, postierte Kortner sich im Stile eines Fremdenführers in der Mitte des Ganges und spulte sein Programm herunter: "Wie unschwer zu erkennen ist, befinden wir uns hier im geophysikalischen Bereich. Hier werden Gesteinsproben verschiedenen Versuchsanordnungen unterzogen, als da wären Gaschromatographie, Spektralanalyse, C14-Methode, chemisch-atomare Untersuchungen et cetera." Westphal wartete unwillkürlich auf die typische Fremdenführer-Floskel "Wenn sie mir jetzt bitte in den Saal mit den bla, bla, folgen würden." Kortner unterließ das zu Westphals Erleichterung, der es nun aber wirklich nicht mehr aushielt: "Hören Sie, Kortner," unterbrach er schließlich auch dessen Redefluß: "Warum machen wir das nicht später, hm? Ich will ihnen ja nicht zu nahe treten und habe Ihren interessanten Erläuterungen mit größtem Vergnügen beigewohnt aber ich will jetzt wissen, um was es hier genau geht. Wäre das im Bereich des Möglichen?"

Die höfliche Bitte hatte den Klang eines eiskalten Befehls und Kortner glotzte Westphal aus großen Augen an. Es schien eine Weile zu dauern, bis er begriff, daß gerade sein neuer Chef zu ihm gesprochen hatte. "Ja, äh, wie Sie meinen, selbstverständlich..." stammelte er, "ich dachte eben nur, daß Sie vielleicht..." Westphal war ein erfahrener Teamarbeiter und wußte, worauf es ankam. Er nickte verständnisvoll und faßte Kortner am Arm. Es wäre sehr unklug von ihm gewesen, sich den Ärger seiner Mitarbeiter schon am ersten Tag zuzuziehen. "Ich bitte Sie, mich nicht mißzuverstehen, ich weiß das durchaus zu schätzen, Herr Kollege. Aber ich habe solange warten müssen, bis ich hier ins Allerheiligste eingelassen wurde. Verstehen Sie, ich will einfach wissen, auf was man mich hier angesetzt hat. Ich werde mich ihrem Rundgang nach unserer Besprechung gerne wieder anschließen. Einverstanden?" Wieder hatte Westphals eigentlich höfliche Ansprache etwas unnachgiebiges an sich, das keinen Widerspruch duldete. Er hatte es geschickt verstanden, Autorität als Chef zu zeigen, ohne Kortner vor den Kopf zu stoßen oder ihn gar das Gesicht vor seinen Kollegen verlieren zu lassen. Einen kurzen Augenblick blitzte so etwas wie Dankbarkeit in Kortners listigen Knopfaugen auf, bevor er sagte: "Aber sicher, Herr Professor. Dann kann ich ihnen gleich ihr Büro zeigen. Ich habe alles vorbereiten lassen. Wir können also sofort in medias res gehen."

57

DIE ANNÄHERUNG

Dankhart erspähte die Kellertür im selben Moment, in dem er die Äste der kleinen Tanne zurück gebogen hatte, um eine besser Sicht auf Kadens Haus zu haben. Noch einmal suchte er mit seinem Feldstecher den Horizont vor dem Haus ab.

Von dem einsamen ver mummten Wanderer war noch keine Spur zu sehen. Dankhart schätzte, daß Kaden, und mittlerweile war er sicher, daß es sich bei dem Mann, den er auf dem Dorfplatz gesehen hatte, um Kaden gehandelt hatte, noch mindestens eine Stunde brauchen würde, bis er das Haus erreichte. Vielleicht noch länger, wenn es weiter so schneien würde. Mittlerweile hatten sich die feinen Flöckchen in dicke Schneebatzen verwandelt, die der eisige Wind nun vom dunkel dräuenden Himmel herab peitschte. Die Sonne war inzwischen ganz verschwunden und fügte sich in die heraufziehende Dämmerung.

„Um so besser,“ dachte Dankhart. Kaden würde, durch den Umstand, daß die Spuren von Dankharts Wagen auf die Landstraße abgebogen waren, in Sicherheit gewogen werden. Das würde ihn in der Dunkelheit hoffentlich

davon abhalten, noch einmal rund ums Haus zu gehen, um sich zu versichern, daß niemand eingebrochen war. So würde er auch die Spuren nicht entdecken, die Dankhart im Schnee hinterlassen hatte. Wenn, angesichts des starken Schneefalles, davon bei Kadens Eintreffen überhaupt noch etwas zu sehen war. Trotzdem versuchte Dankhart, auf dem Weg zur Kellertür so wenig Spuren wie möglich zu. Mit einem kurzen, geübten Blick stellte er fest, daß es sich um ein veraltetes Schloß einfacher Bauweise handelte. Von außen wies die Tür nur einen Knauf auf. Mit etwas Glück hatte Kaden den Riegel nicht vorgeschoben. Dankhart holte aus einer Beintasche seiner Hose ein Schweizer Offiziersmesser. Er wählte eine sehr dünne Klinge, schob diese zwischen Falle und Zarge und drückte die Falle zurück. Mit einem leichten Quietschen ließ die Tür sich öffnen.

Dankhart wartete einige Sekunden bis sich seine Augen an die Dunkelheit gewöhnt hatten und spähte in den Kellerraum. In seiner Hand blitzte die Klinge eines langen Jagdmessers kurz und böse auf. Er wartete noch mindestens eine Minute, bis er den dunklen Raum betrat. Wenn Kaden einen Hund im Haus gehabt hätte, würde er spätestens jetzt zum letzten Mal in seinem Leben angeschlagen haben.

Das Messer verschwand wieder unter seinem Ärmel. Dankhart schloß die Tür hinter sich und tastete an der Wand nach einem Lichtschalter. Ein alter Drehschalter knirschte bedrohlich und eine nackte, von Spinnweben verklebte Glühbirne, tauchte die Waschküche in ein trübes Zwielflicht. Rechts, am anderen Ende des Raumes, stand links von einer Tür, die wohl nach oben führen mußte, ein eingemauerter, altertümlicher Wasch- und Kochkessel, der von unten befeuert werden konnte.

Überall im Raum standen Werkzeuge wie Spaten, Schaufeln oder Kreuzhacken herum, die den Anschein machten, erst kürzlich benutzt worden zu sein. Es roch muffig nach jahrzehntelanger Feuchtigkeit, die ihren Weg durch die Kellerwände gefunden hatte. Und noch ein Geruch, altvertraut, mengte sich in die Kellerdünste. Es war der Geruch von Blut. Als Dankhart sich umwandte, sah er den kapitalen Keiler. Er hing an zwei Metallösen von der Decke herunter. Jemand hatte dem Tier einen sauberen Schuß durch das linke Auge verpaßt, der direkt in das Gehirn eingedrungen sein mußte. Das Blut, das aus Kopf und Schnauze des Tieres gedrungen war, war hart getrocknet. Kaden mußte ein guter Schütze sein, wenn er das angreifende Tier auf diese Weise zur Strecke gebracht hatte. Er verpaßte dem

steifgefrorenen Tier einen spielerischen linken Haken, der es leicht hin und her schwanken ließ. Dann ging Dankhart auf die Tür neben dem alten Waschbottich aus Zink zu. Er fand die Tür unverschlossen vor. Der große Mann öffnete sie und blickte in einen weiteren größeren Kellerraum, der den Blick wiederum zu anderen geschlossenen Türen freigab. Linker Hand befand sich eine Treppe, die nach oben führte.

Dankhart schaltete hinter sich das Licht aus, schloß die Tür und ging die Treppe rauf, wo er auf eine weitere Tür stieß, die ihn in einen weiträumigen Flur führte. Dankhart betrat den Raum und blickte sich um. An der Garderobe hing eine alte Jagdflinte. Er nahm die Waffe vom Haken und unterzog sie einer kurzen Überprüfung. Er öffnete den Kippverschluß und versicherte sich, daß das Gewehr nicht geladen war. Es war eine doppelläufige Bockbüchsflinte. Schon sehr alt. Etwas vernachlässigt, aber ein Schmuckstück. Dankhart suchte am Lauf nach dem Hersteller. Es war eine Waffe aus Suhl. Dankhart schätzte, das Baujahr auf ungefähr 1930. Er roch an der Mündung. Das Gewehr war vor kurzem abgefeuert worden. Sicher war es die Waffe, mit der Kaden das Wildschwein erlegt hatte.

Dankhart ging in Richtung Vordereingang und stutzte. Er sah, daß die Eingangstür mit Brettern notdürftig vernagelt worden war. Das Holz der an sich stabilen Tür war zersplittert, so als wenn etwas von außen mit großer Wucht versucht hätte, die Tür einzudrücken. Auf dem Dielenboden vor der Tür waren rostbraune Flecken nur notdürftig weggewischt worden. Dankhart hatte getrocknetes Blut schon zu oft gesehen, um es nicht sofort zu erkennen. Unwillkürlich mußte er an Wilbrechts Auto und den toten Keiler denken, den er im Wald entdeckt hatte. Im Unterschied zu Wilbrecht hatte Kaden den Angriff allerdings überlebt.

Dankhart fielen all die Probanden ein, die mit Nimrod behandelt worden waren und nach einiger Zeit unausweichlich an Krebs erkrankt waren. Kaden bildete in jeder Hinsicht eine Ausnahme.

Dankhart ging wieder zurück ins Haus, in dem eine Kälte herrschte, als ob Kaden das Haus schon vor einer längeren Weile verlassen hatte. Überall in dem länglich gestreckten Flur hingen verstaubte Jagdtrophäen an den Wänden. Ausgestopfte Tiere starrten Dankhart aus gläsernen Augen teilnahmslos an. Ein Fuchs stand auf einer Kommode und bleckte seine gelblichen Fänge bedrohlich. Eine Eule hockte mit ausgebreiteten Schwingen angriffsbereit auf einem Ast, während ihre grün schimmernden Augen, umrahmt von einem gespenstisch anmutenden weißen Schleier, ein

imaginäres Beutetier emotionslos fixierten, in das sie nie mehr ihre rasiermesserscharfen Fänge würde schlagen können. Dankhart bewunderte die leidenschaftslose Präzision mit der Raubvögel ihre Beute töteten. Besonders diese, nur nachts jagenden Greife, hatten es ihm angetan, deren Gefieder so geschmeidig war und sie damit zu lautlosen, todbringenden Schemen der Dunkelheit machte.

Rechts führte eine ganz in Buntglas gefaßte Schiebetür in einen größeren Raum. Dankhart schob die Glastür beiseite und trat in eine Mischung aus Arbeitszimmer und Bibliothek. Regalwände, die bis an die Decke reichten, waren mit Büchern voll gestopft. Überhaupt lagen überall Bücher herum. Am Fußboden, auf den alten verschlissenen Ledersesseln, auf dem runden Holztisch, überall stapelten sich Bücher. Auf einem alten, zerkratzten Schreibtisch, der zwischen zwei Fenstern stand, die auf den Wald hinaus blickten, und ebenfalls von Büchern und Manuskripten überquoll, stand der Bildschirm eines Computers. Der PC befand sich gleich neben dem Schreibtisch. Dankhart ging darauf zu und schaltete den Rechner ein. Der Bildschirm erwachte zum Leben und zeigte das Menü auf. Dankhart konnte direkt in das Programm einsteigen, weil Kaden sich offenkundig nicht die Mühe gemacht hatte, ein Codewort einzugeben.

Dankhart spürte, wie eine gewisse Erregung von ihm Besitz ergriff. Kaden hatte hier ganz offenbar seine Geschichten gespeichert. Geschichten, die er sich ausdachte, geboren aus seiner Phantasie. Aus der Vorstellungskraft und Inspiration nach der Dankhart schon so lange vergeblich suchte.

Dankhart setzte sich an den Schreibtisch und legte die Finger auf die Tastatur, wie es wohl Kaden immer tat, wenn es ihn drängte, niederzuschreiben, was sich in seinem Kopf abspielte, wenn er seine Gefühlen, seine innersten Kämpfe und wildesten Phantasien zum Ausdruck bringen wollte.

Dankhart stellte sich vor, wie das wohl wäre, wenn man, gepackt von Inspiration und Ideen, einfach drauflos schreiben konnte. Wenn die Gedanken direkt vom Kopf in die Finger flössen um dort zu Worten, Sätzen, ja ganzen Romanen geformt zu werden. Wie gerne wäre er an Kadens Stelle gewesen, begnadet mit jener Vorstellungskraft, die imstande ist, fremde Welten, Menschen, wunderbare Geschöpfe und abscheuliche Monstren gleichermaßen zu erschaffen wie zu vernichten.

Dankhart öffnete ein leeres Dokument und starrte auf den hellen Bildschirm. Seine Finger lagen auf der Tastatur. Er schloß die Augen und

konzentrierte sich, wandte den Blick nach innen. Es war, als blickte man von der schwindelerregenden Anhöhe eines kahlen Gipfels in einen leeren, sternenlosen Weltenraum. Unendliche Schwärze, der Inbegriff des Nichts, kein Laut, keine Farbe, keine Form nirgends. Nur Kälte und Erstarrung.

Dankhart stöhnte auf. Seine Hände ballten sich zu Fäusten, die schwer auf der Tastatur ruhten. Die Adern auf seinen Handrücken schwellen an, seine Kiefer mahlten aufeinander in grenzenloser Wut, Wut auf die Leere in ihm, auf die Leere, die alles in ihm zu verschlingen schien. Die Kälte im Arbeitszimmer kam nun aus ihm heraus, eine Kälte die alles um ihn herum erstarren ließ. Dankhart zwang sich in die Realität zurück. Seine eiserne Disziplin, in jahrelangem, hartem Training angeeignet, gewann die Oberhand. Was hatte er auch erwartet. Daß er etwa aus dem Nichts einen Roman oder ein Gedicht schreiben würde? Die Mundwinkel um sein kantiges, hartes Kinn zogen sich bitter nach unten. Nicht einmal für eine Postkarte würde es reichen, dachte er mit einem Anflug von Selbstironie. Dankhart stand auf. An der linken Stirnseite des Zimmers befand sich ein Kamin voll erkalteter Asche eines Feuers, das längst herunter gebrannt war. Über dem gemauerten Kamin hing ein antiker Spiegel. Dankhart ging darauf zu und musterte sich ausgiebig im Zwielficht der Lampe, die im Flur brannte.

Sein blonder Igelkopf stach vor dem dunklen Hintergrund aus Bucheinbänden hervor. Stechend wasserblaue Augen starrten ihn an, vergeblich nach einer Empfindung suchend, die dem gleich kam, was Kaden wohl beim Schreiben einer seiner Geschichten empfinden mußte. Dankharts Mund war hart und schmal, die Lippen von einem blassen, ins Violette übergehende Rot. Wangenknochen, leicht gerundet, ragten markant hervor, während das leicht nach vorne geschobene Kinn Energie bis zur Starrköpfigkeit verriet, geboren aus einem nicht zu bändigenden Kampfgeist und einer Beharrlichkeit, die ihren Ursprung in Dankharts ungezügelter Neugier gegenüber allem hatte.

Dankharts Haaransatz ließ einer hohen Stirn alle Freiheiten und verriet ihm, daß er früh zu einer Glatze neigen würde. Die Nase, ursprünglich gerade und schmal, wies auf dem Rücken einen Knick auf und die Nasenflügel verbreiterten sich seitlich mehr als es natürlich gewesen wäre. Die Folge einer Unachtsamkeit, als ein Opfer sich völlig unerwartet gewehrt hatte. Mut, aus Todesangst geboren. Dankhart hatte einen sehr schmerzhaften Hieb hinnehmen müssen, der ihm das Nasenbein gebrochen und Tränen in seine Augen hatte schießen lassen. Dem Opfer war infolge des überraschenden Angriffes fast die Flucht gelungen. Im letzten

Augenblick hatte Dankhart ihn abgefangen, bevor er es zu der Tür geschafft hatte, die auf eine belebte Straße vor einem Einkaufszentrum geführt hatte. Es war schließlich, den Umständen geschuldet, eine sehr unsaubere Aktion gewesen, bei der Dankhart sein Messer hatte einsetzen müssen. Fast hätte es noch einen Zeugen seiner Tat gegeben. Doch bevor der Mann um die Ecke gebogen war, hatte sich Dankhart schon unter die Massen auf der Straße gemischt und war verschwunden. Trotzdem hatte der Fall einiges Aufsehen erregt und in der Zentrale von Pal-Gen eine heftige Diskussion um seine Stelle ausgelöst und um die bisherigen Vorgehensweisen gegeben. Der Dicke hatte sich damals mächtig für Dankhart ins Zeug gelegt und die Hardliner der Versammlung auf seine Seite ziehen können. So war man war zu dem Schluß gekommen, ihm noch einmal eine Chance zu geben. Dankhart wußte, daß er sich keinen zweiten Fehler erlauben durfte. Seitdem mußte er, wenn er seine Nase im Spiegel ansah, an diesen Zwischenfall denken. Ein Denktettel, den er seiner Meinung nach durchaus verdient hatte und der ihn in Zukunft vorsichtiger sein lassen würde.

Er hatte nie einen Gedanken daran verschwendet, seine gebrochene Nase richten zu lassen. Sogar dann nicht, als man es ihm von Seiten des Konzerts angeboten hatte. Ihm war Eitelkeit fremd. Sein Körper glich dem eines Zehnkämpfers, der seine freie Zeit mit Krafttraining verbrachte. Aber das war lediglich eine logische Folge, die aus Dankharts Lebenswandel und Selbstdisziplin resultierte. Mit einer lange einstudierten Atemübung, dem autogenem Training verwandt, senkte Dankhart seinen Herzschlag und merkte nach einigen Minuten befriedigt, wie sich sein Geist wieder in seine Mitte zurückzog, um von dort aus distanziert zu betrachten und auszuwerten.

Er drehte sich und ging auf das Fenster zu, das auf das offene Feld blickte, an dessen rechter Seite sich der Wald entlang streckte. Inzwischen hatte sich Dunkelheit auf die Landschaft gesenkt. Dankhart hob seinen Feldstecher an die Augen und schaltete einen Restlichtverstärker ein. Auf dem Feldweg, der nun im unwirklich grünen Licht des Fernglases gespenstisch glomm, war immer noch niemand zu sehen. Der Schnee fiel in einem dichten Vorhang aus flauschigen Flocken, die vor Dankharts Augen tanzten, Derwische, jede einzelne von ihnen, dem wahnsinnigen Rhythmus einer aus den Fugen geratenen Welt folgend.

DANKHART LIEST KADEN

***Manch roter Teufel entfloh meinem Herzen,
Hinaus auf das Papier.
Sie waren winzig,
Die Feder konnt sie zerquetschen.
Und viele zappelten in der Tinte.
Seltsam war das,
In diesem roten Schlamm
Aus meinem Herzen zu schreiben***

Stephen Crane (1871-1900)

Dankhart ging zurück zu dem Ledersessel, der vor dem Schreibtisch stand und setzte sich noch einmal an die Tastatur. Sein Blick wanderte über die einzelnen Dokumente, die auf dem Bildschirmschreibtisch gespeichert waren. Er lenkte den Cursor der Maus auf ein Dokument mit dem Namen "Blutmahl" und klickte auf "Öffnen". Das Laufwerk des Rechners surrte und nach ein paar Sekunden erschien der Text auf dem Bildschirm. Dankhart lehnte sich zurück und las...

Blutmahl

Von M. Kaden

Die Welt liegt wie ein gefallener, purpurroter Vorhang aus Brokat. Schwer, von Falten gezeichnet und unentwirrbar. So lägen meine Gedanken, meine Träume vor mir, wäre es möglich, sie plastisch darzustellen.

Den Falten entsteigen schwarze Wirbel hinauf in einen violetten, endlosen Himmel. Sie toben wieder, die Stürme meiner Empfindungen. Ich gebe mich ihnen hin, breite die Schwingen meiner Phantasie aus und lasse mich auf ihnen tragen in die unendlichen Weiten meiner Vorstellungskraft.

Die sepiablaue Stadt.

An einem Kai hocke ich auf dem Bordstein, lesend in einem Buch mit leeren Seiten, die sich füllen, während ich meine Augen darauf richte.

Vor mir fließt der graue, schleimige Fluß träge dahin, wie das Blut in den Adern eines Morphiumsüchtigen. Auf seinen dunklen Fluten fährt ein Schiff ohne Aufbauten vorbei.

Leer, mächtig und langsam gleitet es hinein in das schwarze, pulsierende Herz der sepiablauen Stadt. Der Stadt, die mir Angst macht. Angst mit ihren vielen, seelenlosen Bewohnern, die aus leeren Augen zu kalt glitzernden Glastürmen hochblicken. Menschen, erstarrt im Gleichlauf ihres Alltags.

Gleichmäßige Bewegung ist wie Stillstand. Stillstand ist der Tod. Hinter mir hält ein Streifenwagen. Das Blaulicht wirft helle, kalte Schatten auf das vorbei fahrende Schiff, auf die Seiten meines Buches. Zwei Uniformierte steigen aus. Während sie gehen, schlagen schwarze, schwere Waffen an ihren Seiten dumpf gegen ihre Schenkel. Hart treten die mit Nägeln beschlagenen Stiefel auf dem glatten Pflaster auf. Sie sehen absolut identisch aus, wie Zwillinge, Klone.

Sie bleiben hinter mir stehen, stumm, starren über meine Schulter auf die Seiten meines Buches. Auf die Seiten, die sich füllen, während ich sie lese. Ich stehe auf, gehe an den Rand des Kais und springe auf das langsam vorbeifahrende Schiff. Die uniformierten Zwillinge stehen immer noch in gleicher Pose am Kai. Ihre toten Augen glotzen ins Leere. Dorthin, wo ich vor wenigen Augenblicken noch lesend saß. Das Schiff nimmt Fahrt auf und ich bewege mich nach vorne, Richtung Bug. Hinter mir höre ich die Zwillingspolizisten ein verzweifelteres lang gezogenes Heulen der Enttäuschung ausstoßen. Ich drehe mich um und sehe wie der eine seinen Bruder mit schweren Stiefeln zu Tode trampelt. Immer wieder treten seine Nagelstiefel zu, wie die Kolben einer Maschine. Das Stampfen der Stiefel dringt schwer zu mir herüber. Der mörderische Bruder blickt nun auf und seine Augen suchen meinen Blick. Ich wende mich ab.

Der träge Fluß führt bergauf, zerteilt das zähe Wasser, schiebt die aufgedunsenen Körper nackter Leichen vor sich her, die sich träge in den trüben Fluten um ihre eigene Achse wälzen. Arme ragen steil nach oben, winken, fallen schlaff herab und versinken wieder. Ein toter Gruß. Hier und da tauchen Köpfe auf und wieder ab, als würden sie aus ihren gebrochenen Augen einen Blick riskieren wollen, in eine Welt, die längst nicht mehr die ihre ist. Ein letzter gleichgültiger Blick, fern von Sehnsucht und Angst.

Am Ufer flackern in Mülltonnen entzündete Feuer. Mißgestaltete Wesen in Lumpen und abgetragenen Turnschuhen tanzen und feiern neongeschwängerte Feste unter platzenden Supernovae und wirbelnden

Spiralgalaxien, während riesige Schaben um ihre Füße huschen, hastig, begierig ihre Fühler peitschend, in Richtung des Zentrums der sepiablauen Stadt.

Stumm, zahnlos und euphorisch tanzen die zerlumpten Mißgeburten weiter im Rausch ihrer Gleichgültigkeit. An der Reling stehend starre ich der Stadt entgegen. Ich blättere zurück in dem Buch und die Seiten leeren sich wieder. In hohem Bogen werfe ich es über Bord. Es breitet seine Deckel aus wie Schwingen und landet mit einem trägen Platschen in den grauen Fluten. Eine blasse Hand greift danach. Für einen Moment ragt der Arm mit dem Buch am Ende weit über die Wasseroberfläche hinaus, ehe er wieder versinkt. Übergangslos biegt das Schiff in eine breite Pflastersteinstraße ein. Häuserwände gleiten an mir vorbei. Ich sehe durch Fenster in Räume, an denen Menschen in schwarzen, nassen Anzügen an Schreibtischen sitzen. Ihre Anzüge sehen aus wie nasse Seehundfelle und aus Blut gefüllten Tellern speisen sie mit langstieligen Löffeln. Schmatzend und wollüstig schlürfend. Während ich an ihnen vorbei fahre, sehen sie auf und glotzen mich blöde an aus ihren schwarzen Augen. Rot läuft es rechts und links rot an ihren Lippen hinab. Ihre Münder öffnen sich in blödem Staunen, geben faule Zahnstummel frei. Vertrocknete, grünlich schimmernde Zungen stoßen wie hektische Reptilien aus ihren Mündern, die geöffnet bleiben zum stummen Schrei. Ich halte meine Ohren zu.

Das Schiff wälzt sich weiter durch enge Gassen, die jetzt steil nach unten führen. Immer schneller wird die Fahrt ins schwarze Herz der Stadt. Ich sinke auf die Knie, meine Hände umklammern die Reling. Die Straße wird immer enger, verjüngt sich wie ein Trichter. Mit ohrenbetäubendem Krachen schleifen die Bordwände an den Häusern, reißen Fassaden mit, zerquetschen die stumm und reglos nach oben starrenden Menschen auf der Straße zu Brei.

Mein Blick richtet sich nach vorne auf ein tobendes, schwarzes Chaos. Aus einem Wirbel, in dessen Zentrum eine bleiche Hand aufragt, die ein Buch hält. Ein Buch mit leeren Seiten. Schwarz schimmern die Buchstaben des Titels. "Blutmahl" steht da geschrieben. Ein starker Wind hebt und blättert die Seiten um, die sich mit Worten füllen. Ich senke den Kopf, schließe die Augen und überlasse mich der rasenden Fahrt hinein in

das pulsierende, verdorbene schwarze Herz der sepiablauen Stadt. Ich kann es schlagen hören...so laut...

Dankhart ließ die Hände von der Tastatur gleiten. Er senkte den Blick, weg von diesem verwirrenden Text, der ihn zutiefst deprimiert und erschüttert hatte. Ohne, daß er zu sagen gewußt hätte warum, hatte sich sein Geist verdunkelt.

Was ging in einem Menschen vor, der so etwas schrieb? Dankhart klickte mit der Maus auf "Schließen" und schaltete den Computer aus. Was er hier gelesen hatte, unterschied sich wesentlich von dem, in den Büchern Kadens, die er im Laden gekauft hatte. Zwar waren auch die Geschichten in Kadens Büchern von ausgesprochen düsterer Natur, klassische Horrorgeschichten, die sich sehr gut verkauften. Doch in den wenigen Zeilen, die er nun gesehen hatte, steckte eine solch prophetische Düsternis, die sich auf diese Weise wohl schlecht verkauft haben würde. Von einigen gemütskranken Zeitgenossen, die auf der gleichen Wellenlänge schwammen, einmal abgesehen. Offensichtlich diente diese Traumsequenz oder was immer es war, als Inspiration für Kadens längere Geschichten. Dankhart war sich bewußt, daß er gerade tief in das Unterbewußtsein eines anderen Menschen getaucht war. Tiefer, als es ihm je möglich gewesen war, wenn er seine Opfer in die andere, auch ihm noch unbekannte Welt, geschickt hatte.

Dankhart lehnte sich zufrieden zurück. Er hatte sich also nicht geirrt. Kaden konnte für ihn außerordentlich wertvoll werden, wenn es daran ging, seine innere Welt zu erforschen. Jene weißen Flecken auf der Landkarte seines Unterbewußtsein.

Kaden, da war sich Dankhart nun endgültig sicher, war der Schlüssel zu seiner Inspiration. Dankhart wußte nicht, was man bei Pal-Gen mit dem augenscheinlich von Nimrod infizierten Kaden anstellen würde. Aber er wußte, daß auf Kaden sicherlich keine angenehme Zeit wartete, an deren Ende definitiv nicht seine Freilassung stand. Zu viele Dinge geschahen bei

Pal-Gen, die gewisse Teile der Öffentlichkeit empört hätten und für einen nie dagewesenen Skandal gesorgt hätten. Alleine die Menschenversuche, die Westphal bisher angestellt hatte, hätten ausgereicht, Pal-Gen umgehend zu vernichten und alle Beteiligten lebenslang hinter Gitter zu schicken. Es war nahezu unmöglich, dies vor Kaden geheim zu halten, war er erst mal in Westphals Getriebe geraten. Kaden würde Pal-Gen nie mehr verlassen. Nicht einmal als Leichnam.

Andererseits hatte Dankhart einen klar umrissenen Auftrag. Der Dicke war ausgesprochen klug und würde sofort durchschauen, wenn Dankhart versuchen sollte, ihn zu hintergehen. Es war ausgeschlossen, Kaden am Ende für seine Zwecke zu entführen sollte und vorzugeben, Kaden sei die Flucht gelungen. Niemand war Dankhart bisher entkommen, das wußte auch der Dicke. Außerdem würde der dann eben jemand anders anheuern, Kaden zu finden und ihn, Dankhart, auf die Abschußliste setzen. Es hatte keinen Sinn, sich mit einem Konzern wie Pal-Gen anzulegen.

Nein, er wollte Kaden dahin bringen, wo er ihn auch am besten unter Kontrolle hatte. Schließlich war er Sicherheitschef bei Pal-Gen. Und wo wäre Kaden besser aufgehoben, als in der Vogelstation, wie er das Labor für sich nannte. Dort hatte er uneingeschränkten Zugang zu allen Räumlichkeiten und Versuchseinrichtungen. Übrigens sehr zu Westphals Ärger. Dankhart sah auf seine Uhr. Mittlerweile hätte Kaden es geschafft haben müssen. Er blickte noch einmal mit Bedauern auf den jetzt erloschenen Bildschirm. Gerne hätte er noch mehr von Kaden gelesen. Aber dazu würde später vielleicht mehr Zeit sein. Als das Summen der Computer-Belüftung verstummt war, floß die Stille wie Teer in das Zimmer. Dankhart überließ sich ganz den Bildern, die er noch aus der kurzen Geschichte Kadens mitgenommen hatte. Er schloß die Augen und versuchte, sie hervorzurufen. Doch es war ihm unmöglich, sie plastisch in seinem Geist zu gestalten, ihnen Form zu geben, die es ihm ermöglicht hätte, so etwas aus dem Gedächtnis oder aus einer spontanen Idee heraus niederzuschreiben. Ihm blieben nur die Buchstaben, welche die Geschichte ausmachten. Er verstand mit einem Mal die Passage, wo der Traumwandler in Kadens Geschichte in dem Buch mit den leeren Seiten gelesen hatte, die sich erst füllten, wenn der Träumer darin las. Er verstand, er war kein Träumer. Jedenfalls jetzt noch nicht. Irgend etwas hielt seine Träume umklammert, hinderte seinen Geist daran, auf Wanderschaft zu gehen, wenn er schlief. Auf Wanderschaft durch Traumgefilde, die im Moment des Schlafes ebenso real waren, wie die Welt,

die Dankhart jetzt umgab. Wie dieser Schreibtisch, an dem er saß und dessen zerkratztes Holz er mit seinen Händen spüren konnte. Wie dieser Computer, wie dieses Haus, in dem er jetzt saß. Und wie diese Geschichte, die er gerade gelesen hatte. Und er hatte zum ersten Mal so etwas wie Angst. Angst, daß er nie in der Lage sein könnte, jemals in seinem Leben so etwas zu empfinden, wie Kaden, dem er gleich begegnen würde.

59

DIE BOTSCHAFT DES KRIEGER

„Gungnir, der wunderbare Speer Odins. Von den Zwergen geschmiedet und mit magischer Kraft ausgestattet, verlieh er seinem Besitzer immer den Sieg, weil er niemals sein Ziel verfehlte. Odin zeichnete damit die Krieger, die auf dem Schlachtfeld zum Tode bestimmt waren.“

Der Flug Munins glich dem eines von der Sehne schnellenden Pfeiles. Es galt, keine Zeit zu verlieren. Der Träumer war kurz davor, auf den Krieger zu treffen. Und der Träumer war nicht genügend auf die Begegnung vorbereitet. Wohl war er ein Auserwählter, doch war schien er sich der Rolle nicht vollends bewußt, die ihm in diesem Spiel zgedacht war. Sein Herr würde Rat wissen, was zu geschehen hatte. Aber er mußte sich beeilen und dem Träumer zuvorkommen, bevor er sein Haus erreichen würde. Der traumlose Krieger hatte seine Falle mit List vorbereitet und wartete auf seinen noch ahnungslosen Kontrahenten in dessen Haus.

Es war dem Krieger gelungen, zum Mann mit dem Namen Kaden vorzudringen, in ihm zu lesen und war ihm nun gefährlich nahe. Endlich, nach scheinbar endlosem Flug gewährte der Rabe seinen Herrn, der auf Sleipnir durch das glühende Ödland ritt, immer noch auf der Suche nach dem Tor, das Fenrir nun fast erreicht hatte. Einen eleganten Bogen fliegend, landete er auf der Schulter seines Herrn, der in seinem Ritt nicht innehielt. Der sonnenverbrannte Einäugige wandte sich zu seinem Boten, während Sleipnir mit stampfenden Hufen unbeirrt weiter galoppierte: "Dein schneller Flug verrät mir, daß nicht viel Zeit zu verlieren ist, mein lieber Munin. Sprich zu mir, was haben deine klugen Augen erspäht?"

Der eitle Rabe war stolz darauf, seine wichtige Aufgabe so vorbildlich erfüllt zu haben. Ohne ihn wäre der Träumer dem Krieger unvorbereitet ausgeliefert gewesen und hätte das Unterfangen seines Herrn womöglich zunichte gemacht.

"O Herr," krächzte er, noch außer Atem von seinem schnellen Flug, "Die Zeit drängt. Der Träumer ist kurz davor, dem Krieger zu begegnen, der schon auf ihn wartet und, im Gegensatz zu dem Manne mit Namen Kaden, gut vorbereitet ist auf diese Konfrontation. Der Träumer mit dem merkwürdigen Namen ist über das Stadium der Vision noch nicht hinaus gekommen und von dem der Erkenntnis noch weit entfernt."

Der Einäugige brummte mißbilligend: "Munin, mein Freund. Zur endgültigen Erkenntnis kann er nur mit Hilfe des Kriegers, seines Widersachers, kommen. Erst durch den Gegensatz kommt man der eigenen Wahrheit auf den Grund. Er ist zwar stark geworden, der Träumer, doch ist der Krieger geübter in der Hinterlist und in der Kunst der Finte. Ein würdiger Gegner, fürwahr. Der Träumer braucht Hilfe. Jetzt sofort."

"Erleuchte ihn, Herr. Er hat es verdient. Tust du es, so ist er gewappnet für das, was noch kommt. Ihm ist ein schweres Schicksal auferlegt worden und vom Gelingen seiner Aufgabe hängt das Gefüge des Gesamten ab. Versagt er, bricht die Himmelsbrücke Bifröst erneut."

Der sehnige Mann nickte seinem schwarzen Freund zu und seufzte tief: "Gut. Es ist ein göttlicher Akt. Und wenn dieser Mann, Kaden, nicht stark genug ist, wird er die Berührung mit Gungnir nicht überstehen. Aber wenn er das nicht übersteht, wird er die ihm zugewiesene Aufgabe erst recht nicht

bewältigen. Du weißt Munin, wenn ich ihn zeichne, ist er dem Tode geweiht."

"Ja, aber du weißt auch, Herr, daß er ein Auserwählter ist. Er trägt den Götterfunken in sich und dennoch lebt er. Alle anderen starben oder werden sterben. Wenn Gungnir ihn zeichnet, wird er daraus nur gestärkt hervor gehen.,,

„Es sei denn, er ist nicht der, den wir in ihm sehen. Wehe uns..." entgegnete der Reiter düster.

Der Rabe nickte und sah zu, wie der Einäugige bedächtig über seine Schulter nach dem schweren Wurfspieß langte. Er wog das gewaltige Geschoß abschätzend in seiner linken Hand.

"Nun denn, so sei es, mein Freund. Möge Gungnir Dir die Kraft geben, das zu durchzustehen, was auf Dich wartet. Denn Dein Weg ist der dunkelste von allen." Mit einer weit ausholenden Bewegung, die seine Muskeln und Sehnen hervortreten ließen, schleuderte der Krieger den Speer kraftvoll von sich, ohne in seinem Ritt inne zu halten. Der erzene Spieß flog wie von einem Katapult geschossen in Richtung des flimmernden Horizonts und verschwand mit einem hohen Sirren in der Glut der tief stehenden Sonne, begleitet vom kämpferischen Krächzen Munins und dem gutturalen Schrei des einäugigen Kriegers.

SPURENLESER, TRÄUMER UND
GEZEICHNETER

"All that we see or seem is but a dream within a dream."

A Dream Within A Dream

Edgar Allan Poe

Die Schneeflocken wirbelten schwindelerregend vor Kadens Augen. Er erahnte die Spur des Geländewagens mehr, als daß er sie sah. Die Dämmerung hatte nun dramatisch schnell eingesetzt und wenn Kaden sich nicht verschätzt hatte, würde er im immer tiefer werdenden Schnee mindestens noch eine halbe Stunde bis zu seinem Haus brauchen.

Neben ihm ragte der Wald schwarz und bedrohlich auf, während Kaden sich des Gefühls nicht erwehren konnte, als neigten sich die Bäume zu ihm herüber. So, als zögen sie mit aller Macht an ihren Wurzeln, um sie schließlich unter Knacken und Ächzen aus dem Boden herauszureißen. Sie würden in knorriger Unbeholfenheit auf ihn zu stapfen, ihm ihre abgebrochenen Wurzelspitzen tief in sein Herz und seine Eingeweide stoßen, um ihn anschließend mit ihren hartrindigen Leibern zu zermalmen.

Kaden sah diese Vision fast dreidimensional vor sich und hatte Mühe, sich davon zu befreien. Er wandte sich vom Wald ab, wobei er betont forsch voran stapfte, um die beängstigenden Bilder endgültig abzuschütteln.

Irgendwo hinter ihm knackte ein Ast laut und vernehmlich und ließ Kaden zusammen zucken. "Nicht umdrehen," dachte er bei sich, "nicht umdrehen. Wenn du das tust, werden sie hinter dir stehen, mit ihren herausgerissenen Wurzeln, sich mit ihren Ästen über dich beugen und dann wirst du endgültig den Verstand verlieren." Kaden beschleunigte seinen

Schritt, wobei er sich mit aller Macht auf den Weg vor ihm konzentrierte, um seine Phantasien abzuschütteln.

Mario hatte ihn mit einem Paar Filz gefütterter Lederstiefel ausgestattet, die mindestens zwei Nummern zu groß waren, aber gerade deswegen seine Füße warm hielten. Der wattierte Overall dagegen, war zu eng und stammte offenbar noch aus Marios Armeezeiten, als um seine Figur noch besser gestanden haben mußte. In dem schwarzgrauen Tarnmuster war Kaden in der merkwürdig anmutenden Dämmerung in dieser unwirklichen Schneelandschaft so gut wie unsichtbar. Kaden gewann den Eindruck, als benötigte die Sonne in ihrem Lauf immer mehr Zeit, um den Tag hinter sich zu bringen. Aber das war sicherlich nur auf seinen gegenwärtigen maroden seelischen Zustand zurückzuführen. Etwas lenkte jetzt seine Aufmerksamkeit in eine andere Richtung. Als die Spur des Wagens von dem Feldweg, der zu seinem Haus führte, auf die Landstraße abbog, atmete er im ersten Moment erleichtert auf. Augenscheinlich hatte der Mann in dem Geländewagen gar nicht sein Haus zum Ziel auserkoren. Doch die Erleichterung, die eine Zentnerlast von seinem Herzen genommen hatte, währte nur ein paar Sekunden.

Im selben Moment, in dem er seinen Marsch in Richtung Feldweg fortsetzen wollte, traf ihn etwas in seinem Innersten wie ein Blitzschlag. In seinem Kopf barst eine Wasserstoffbombe. Kadens Augen verbrannten von innen heraus, geblendet durch ein Licht, dessen Intensität seine Augenbälle zum Schmelzen brachte, sie heiß und klebrig über seine Wangen triefen ließ. Im selben Augenblick, in dem ihn diese Empfindung traf, war sich Kaden mit einer seltsam anmutenden Sicherheit klar, daß er seinen Verstand verlieren würde.

Mit einem erstickten Schrei sank er auf die Knie und hielt sich die Hände vor die Augen, insgeheim erstaunt, daß sie noch intakt in ihren Höhlen saßen. Durch die Ritzen zwischen den Fingern seiner geschlossenen Hände drangen grell blaue Strahlen, ein bizarres Muster in den Schnee brennend.

Aus Kadens Mund quälte sich ein Mitleid erregendes Gurgeln. Ihm war, als könnte er spüren, wie sein Gehirn anfang zu kochen, seine Kortex langsam Blasen warf und Risse bildete, da, wo die Hitze sie zu einer Kruste verbrannte und aufplatzen ließ. In einer aberwitzigen, an eine Zeichentrickfigur erinnernden Bewegung, versuchte er, sich Linderung zu verschaffen, indem er seinen Kopf in den tiefen Schnee steckte. So bot er ein groteskes Bild, den Kopf im Schnee verschwunden, um den Kragen des Overalls herum eine Korona aus irisierendem Blau. Kadens Körper zuckte

konvulsivisch, um im nächsten Moment zu erschlaffen. Das blaue Leuchten um seinen Kopf herum verblaßte allmählich, ehe es schließlich ganz erlosch.

Während der gezeichnete Träumer reglos dalag, begann der Schnee um seinen Kopf zischend zu schmelzen, dichte Dampfwolken in die kalte Luft entlassend.

61

Der große Wolf hielt in seinem Lauf inne und hob witternd das gewaltige Haupt. Das Tor, es war das Tor, dessen Witterung er aufgenommen hatte. Und es war ganz nah. Da, konnte er es nicht dort vorne am Horizont schon sehen? Wabernd in der Glut der tief stehenden, blendenden Sonne. Oder war es nur eine Fata Morgana, nichts als eine trügerische Luftspiegelung? Nein. Seine feine Nase hatte ihn, Fenrir, noch nie getrogen. Er war ihm jetzt ganz nah. Seine Flanken zitterten von der Anstrengung des langen Laufes und vor Erregung. Tief nahm er den Geruch der Verheißung in sich auf und sein Glied versteifte sich schmerzhaft und lustvoll bei dem Gedanken an die Erfüllung der so lange und sehnstüchtig ersehnten Rache für die scheinbar nie enden wollende Gefangenschaft, für die Schmach, an Gleipnir gefesselt gewesen zu sein.

Doch war dem Geschmack des Sieges ein Hauch von Bitternis beigemischt. Der Krieger auf der anderen Seite war kurz davor, den Träumer zu treffen. Also lief im Grunde alles, wie es laut Vorsehung zu geschehen hatte. Doch durfte der Krieger der anderen Seite nicht sehen. Noch nicht. Der Mann mit Namen Dankhart sehnte sich schon zu lange danach, wie der Träumer zu werden. Das war gegen Fenrirs Trachten. Nur traumlos war der Krieger ihm von Nutzen, ein williges Werkzeug, seines, Fenrirs Tuns. Nur so konnte er ihn dazu bewegen, das Tor zu öffnen. Er durfte nicht sehen, der, der sich Dankhart nannte. Und die Rufe der lästerlichen Raben des Einäugigen waren schon zu Dankhart durch gedrungen. Und jetzt hatte er

ein Tor zum Wesen des Träumers geöffnet, geschaut, was es heißt, sich andere Welten zu erschließen und sie nach dem eigenen Willen zu formen.

Gelänge es ihm, seine Barrieren einzureißen, wäre der Mann Dankhart, sein Krieger, sein Werkzeug der Rache, für ihn verloren.

Ein Grollen rollte aus den Tiefen seines mächtigen Brustkorbs, geriet zu einem bebendem Knurren. Fenrir fletschte sein furchterregendes Gebiß und blies seinen eisigen Odem in Richtung Tor.

62

ERKLÄRUNGEN ZU NIMROD

Juni 1996, das Institut

"Das Projekt, das wir nun schon seit geraumer Weile, genauer gesagt, seit sechs Monaten betreuen, heißt „Nimrod,„. Kortner hatte in einem schwarzen Ledersessel gegenüber Westphals Schreibtisch Platz genommen. Westphals Büro war sehr geräumig und wies außer dem schwarz lackierten Schreibtisch eine Sitzecke, mehrere noch leere Bücherregale, eine Garderode und eine komplette Computeranlage auf. Alles machte den Eindruck eines soeben bezogenen anonymen Raumes, der noch nichts von der Persönlichkeit seines künftigen Bewohners angenommen hatte. In einer Ecke des Büros stapelten sich Umzugskartons mit Westphals Unterlagen und persönlichen Aufzeichnungen. In anderen Kartons waren die wenigen persönlichen Gegenstände verstaut, an denen ihm wirklich etwas lag. Ein paar Andenken von Reisen, die er unternommen hatte und Fotos und Unterlagen aus seiner Studienzeit.

Alles andere, ob Möbel oder Kleidung, hatte er hinter sich gelassen. Wie sein gesamtes bisheriges Leben. Aber das stellte für Westphal in keiner Weise ein Problem dar. Ihm ging es einzig und alleine um die wissenschaftliche, und damit für ihn persönliche, Herausforderung. Pal-Gen hatte sich seine

Dienste erkauft. Und zwar für sehr viel Geld. Westphals Bankkonto war jetzt so gut gefüllt, daß er bis an sein Lebensende ausgesorgt hatte.

Aber das Geld hatte ihn von Anfang an nur am Rande tangiert. Als Pal-Gen bei ihm aufgetaucht war, wußte er, daß es etwas wirklich Großes im Gange war. Dieser Konzern gab sich nicht mit etwas ab, das nichts abwerfen würde. Und mit „abwerfen“, waren in diesem Fall wirklich Milliarden, wenn nicht Billionen gemeint. Pal-Gen gehörte zu den weltweit führenden Bio-Gen-Tech-Unternehmen und hatte in so ziemlich allem die Finger im Spiel. Von geklontem Getreide angefangen bis hin zu revolutionären pharmazeutischen Entwicklungen reichte das Spektrum dieses Wirtschaftsriesen. Westphal wäre bei den vorhandenen Arbeitsbedingungen auch für sehr viel weniger Geld gekommen. Denn hier fühlte er sich wohl. Inmitten seiner geliebten Wissenschaft und obendrein noch als derjenige, der hier das Sagen hatte, mit allen nur erdenklichen Mitteln ausgestattet, um seiner Suche den Weg zu ebnen. Ihn ihm hatte sich eine schier unerträgliche Spannung aufgebaut, die jetzt danach verlangte, abgebaut zu werden. Abgebaut mit exakten Informationen über das, was ihn hier erwartete.

Watanabe und Cellarius hatten es sich auf der Couch in der Sitzecke, halb rechts von Westphals Schreibtisch, bequem gemacht.

"Nimrod", sprach Westphal nachdenklich mehr zu sich selbst. "Ein berühmter Jäger und Herrscher aus dem Alten Testament. Der Ausdruck ist auch heute noch gebräuchlich für Leute mit großer Jagdleidenschaft. Warum gerade Nimrod?"

Kortner holte tief Luft und seine Stirn legte sich in tiefe Falten, als er in einem dicken Aktenordner zu blättern begann. "Ich denke, Dr. Cellarius wird uns allen erstmal eine Tasse Kaffee einschenken, bevor wir loslegen."

ERWACHEN

Kaden stürzte in tiefste Tiefen. Hinab in einen kobaltblauen Katarakt schäumenden, dröhnenden Wassers, welches das Blut in seinen Adern ersetzt zu haben schien. In seinen Ohren polarkaltes Rauschen. Jede Zelle seines Körpers war mit diesem kristallklaren, blau gefärbten Wasser angefüllt. Das Rauschen war allumfassend. So, als existierte es seit Anbeginn der Zeiten.

Kadens Fallen war schwindelerregend, wirbelte ihn haltlos umher. Spielball von Mächten, denen er hilflos ausgeliefert war. Und doch war das Gefühl nicht unangenehm. Ihm war, als könnte er sich diesem Fallen blind anvertrauen. Kaden hatte das irrationale, Übelkeit hervorrufende Empfinden, als fiel er nach oben. Einem blauen Leuchten entgegen, so als tauchte er aus

den lichtlosen Tiefen eines arktischen Ozeans an dessen sonnenüberflutete Oberfläche. Als er das Wasser durchbrach, geschah dies mit einem befreienden, archaischen Schrei. Weit erhob er sich über eine von vereisten Gipfeln zerklüftete, Schnee bedeckte Landschaft, über die eine strahlend helle Sonne ein Tuch aus fein gewebtem Licht ausbreitete. Es war eine fremdartige Landschaft, die er noch nie geschaut hatte und die ihm doch ein Gefühl tiefster Vertrautheit vermittelte.

Über ihr lag eine Ruhe, die von ihm, von seinem ganzheitlichen Wesen, Besitz ergriff. Kaden überkam die Gewißheit, daß hier alles beginnen und enden würde, als könnte er hier seine erste und letzte Bestimmung finden. Sein Fallen verlangsamte sich und etwas zog ihn mit Macht zurück.

Mit einem Seufzen, das all die Trauer darüber verriet, diesen Ort wieder verlassen zu müssen, und das sich tief aus seiner Brust quälte, erwachte Kaden. Seine Haut prickelte vor Kälte, als er den Kopf aus dem Schnee zog und sich verwundert fragte, was er hier um alles in der Welt wohl tat. Wenn Mario ihn so gesehen haben würde, hätte er ihn sicher endgültig für unrettbar wahnsinnig erklärt. Kaden schob den Ärmel seines Armeeveralls zurück und sah auf das Zifferblatt seiner Armbanduhr. Seine Ohnmacht hatte nicht allzu lange gedauert. Das, was man heutzutage lapidar als Blackout bezeichnete, hatte nicht mehr als etwa drei Minuten in Anspruch genommen. Inzwischen war Kaden allerdings weit von der naiven Annahme entfernt, diesen Vorfall seiner körperlichen Erschöpfung, hervorgerufen durch den Gewaltmarsch in der winterlichen Landschaft, zuzuschreiben. Er wußte nun mit Sicherheit, daß etwas mit ihm geschehen war, das er noch nicht verstand.

Dieses Etwas hatte in jener Nacht seinen Anfang genommen, als er von dem augenscheinlich tollwütigen Dachs gebissen worden war. Er dachte wieder an Wilbrecht und das, was dieser ihm wohl zu berichten gehabt hätte, würde er den Weg hier heraus geschafft haben.

Kaden schüttelte sich. Langsam kroch die Kälte in ihm hoch. Für ein paar Sekunden spielte er mit dem Gedanken, den Reifenspuren des Geländewagens zu folgen und nicht zu seinem Haus zu gehen. Doch verwarf er die Idee sogleich, um seinen Marsch in der ursprünglich eingeschlagenen Richtung fortzusetzen. Die Anstrengung des Marsches und der Ohnmachtsanfall machten sich nun doch bemerkbar und er sehnte sich nach ein wenig Wärme.

Doch noch bevor zehn Meter zurück gelegt hatte, blieb er wieder stehen. Seine Nase hatte die Witterung von etwas Fremdartigem aufgenommen. Kaden hob den Kopf und sog die kalte Winterluft tief in die Lungen ein.

Diesel, es war der Geruch von Diesel und einer noch warmen Maschine. Die Luft schmeckte schwer von Öl und heißem Metall, legte sich förmlich auf die Papillen seiner Zunge. Lautstark schmatzte er den Geruch in sich hinein.

Er blieb stehen und versuchte, die Richtung, aus der ihm der Duft von Kraftstoff und Maschine erreichte, zu lokalisieren. Kaden schloß die Augen und konzentrierte sich. Er witterte. Es war ohne Zweifel der schwere Geländewagen, dessen Spur er die ganze Zeit verfolgt hatte. Und er mußte sich ganz in der Nähe befinden. Ein paar hundert Meter hinter seinem Haus im Wald. Er lauschte in die Richtung und vernahm das leise Ticken von abkühlendem Metall. Es rührte von einem Motor her, der lange in Betrieb gewesen war und nun, abgeschaltet, langsam die Temperatur seiner Umgebung annahm. Kaden duckte sich und machte einen großen Bogen um sein Haus. Er näherte sich dem Geruch und den tickenden Geräuschen vorsichtig von hinten. Inzwischen war es dunkel und er verließ sich nun ganz auf seinen Geruchssinn und auf seine Ohren. Als er den Waldrand rechts von seinem Haus erreicht hatte, ließ er sich auf alle Viere nieder und begann in Richtung der Fährte zu wittern. Das Fahrzeug mußte in etwa dreißig Metern Entfernung hinter dem Dickicht versteckt sein, das sich vor seinem Haus befand. Noch einmal sog Kaden intensiv die Luft ein. Niemand hielt sich mehr bei dem Fahrzeug auf. Vorsichtig kroch er im tiefen Schnee auf das Gebüsch zu. Als er die ersten Büsche erreicht hatte, bog er ein paar Äste zurück. In der Dunkelheit konnte er den dunklen Lack des japanischen Offroaders matt schimmern sehen. Das Fahrzeug war eigentlich perfekt versteckt worden, so daß er es selbst dann nicht gesehen hätte, wenn er bei Tageslicht um sein Haus herum gelaufen wäre. Jedenfalls für denjenigen perfekt versteckt, der es nicht riechen konnte.

Kaden hatte aufgehört sich über seine immens verfeinerten Sinneswahrnehmungen zu wundern und freute sich insgeheim, wie schnell er gelernt hatte, damit umzugehen. Ihm kam im Moment nicht in den Sinn, seinen koordinierten Umgang mit den übermenschlichen Fähigkeiten mit dem Vorfall ein paar Minuten zuvor in Zusammenhang zu bringen.

Nachdem er noch eine Weile gewartet hatte, um ganz sicher zu gehen, daß das Auto verlassen worden war, schlich er sich vorsichtig heran. Es sah ganz nach einer außerordentlich kostspieligen Sonderanfertigung mit überdimensionalen, grobstolligen Reifen aus. Die Scheiben waren dunkel getönt und verwehrten einen Blick ins Innere. Kaden beugte sich nach vorne und begann an den Türgriffen zu schnüffeln. Wie von einem heftigen Hieb

getroffen, prallte er zurück und landete mit einem sanften Plumps auf dem Hintern im weichen Schnee. Noch nie war er von etwas eigentlich nicht vorhandenem so abgrundtief getroffen worden, wie in dem Moment, als er die Witterung des Türgriffs aufgenommen hatte. Des selben Türgriffs, den der Mann zuletzt angefaßt haben mußte, den Kaden gesehen hatte, als er in diesem Wagen mit herunter gelassener Scheibe über den Dorfplatz gefahren war. Als Kaden an dem Griff gerochen hatte, war für einen kurzen Augenblick ein Bild von äußerster Klarheit vor ihm aufgetaucht. Eine unüberschaubare, sonnenüberflutete Ödnis. Leer, verbrannt und ausgetrocknet. Keine andere Landschaft hätte besser als Sinnbild für Leere erhalten können als diese, soeben von Kaden geschaut.

Trotz der flirrenden Hitze, die von der tief stehenden Sonne hätte ausgehen müssen, wurde er von einer Wahrnehmung kosmischer Kälte getroffen, deren elementare Wucht ihn meterweit von dem Auto entfernt in den Schnee geschleudert hatte. Als wären zwei gegensätzlich geladene Pole voneinander abgestoßen worden. Und da war noch etwas, das sich in die Empfindung mischte, die er gerade empfangen hatte. Es war der Geruch von Kernseife, Sterilität und Tod. Der Geruch von jemandem, der noch nie in seinem Leben Parfüm verwendet hatte. Es war die Witterung von etwas Neutrale, etwas absolut Geschlechtslosem. Kaden wußte in diesem Augenblick noch nicht, daß er gerade Dankharts ganz persönliche Duftmarke gewittert hatte.

64

Der einäugige Reiter verzog den harten Mund zu so etwas wie einem leicht überlegenen Lächeln und zwinkerte dem skeptisch dreinschauenden Raben zu: "Nun Munin, er lebt noch. Und er hat schnell begriffen. Jedenfalls mit dem Herzen. Er hat Asgard gesehen. Ich denke, wir werden noch viel

Freude an ihm haben. Zweifellos ist er ein Auserwählter. Der Krieger wird sich wappnen müssen. Er trifft auf einen ebenbürtigen Gegner."

Er schnalzte fast genießerisch mit der Zunge: "Ein interessanter Kampf erwartet uns. Ah, wie lange ist es her, daß wir gekämpft haben mein Freund. Erinnerst du dich nicht mehr?" Munin plusterte sich leicht beleidigt auf und krächzte herablassend: "Man sollte meinen, daß Ihr irgendwann die Nase voll haben müßtet. Denkt Ihr nicht, daß Eure treuen Diener mal etwas Ruhe verdient hätten? So weit so gut Herr. Wir werden ja sehen, wie sich der Träumer schlägt, nun, da er gewappnet ist. Die schärfste Waffe nützt dem Kämpfer nichts, wenn er nicht mit ihr umzugehen weiß. Wie leicht schneidet man sich an dem Schwert, mit dem man andere enthaupten will."

„Und wie leicht hat sich manch frecher Rabe schon an seiner eigenen, vorlauten Zunge verschluckt., Der Einäugige funkelte seinen scharfzüngigen gefiederten Freund zornig an und hieb Sleipnir die Fersen in die Weichen, daß der Falbe mit den Vorderläufen ausschlagend aufstieg, beleidigt schnaubte und wie ein Pfeil davon schoß. Das Tor war noch immer weit weg.

"Auch auf die Gefahr hin, Ihre Geduld auf eine harte Probe zu stellen, muß ich, um eine lückenlose Erklärung zu liefern, ganz vor vorne anfangen, Herr Professor. Sicherlich sagt Ihnen der Name Dragmir etwas?" Westphal horchte auf. Er dachte an die langen Diskussionen, die er mit seinen Kollegen an der Uni gehabt hatte. Dragmirs kühne Behauptungen, daß der Ursprung des Lebens weit länger zurücklag als vier Milliarden Jahre, also noch vor der Entstehung der Erde, hatten für Aufsehen und Verwirrung gesorgt.

Der eigentlich angesehene und weltweit als Kapazität geschätzte Wissenschaftler hatte sich mit seiner verwegenen Theorie der Lächerlichkeit preisgegeben und sich in den Augen der wissenschaftlichen Welt unglaublich gemacht aber eine ungeahnte Welle der Euphorie bei verrückten Ufo-Gläubigen, Anhängern merkwürdiger Endzeitsekten und anderen irregeleiteten Zeitgenossen ausgelöst.

Westphal nickte: "Ja, ich habe natürlich von ihm gehört. Er ist irgendwann von Rußland nach Deutschland exiliert und hat jene Expedition ins Pamir-Gebirge unternommen, bei der er und sein gesamtes Team vor etwa sieben Monaten spurlos verschwanden. Klären Sie mich auf, Kortner. Wie steht Dragmir mit all dem in Zusammenhang, was ich bisher gesehen habe?"

Kortner schlürfte geräuschvoll an seinem Kaffee, bevor er weiter sprach. Wichtigtuersich zupfte er seinen weißen Kittel zurecht, schob die unvermeidlich rutschende Hornbrille die Nase hinauf und langte nach einem Stapel Unterlagen, der vor ihm auf dem Tisch lag. Er begann darin zu blättern.

"Pal-Gen hat sich von Anfang an sehr für Dragmirs Arbeiten interessiert und versucht, ihn für das Unternehmen zu gewinnen. Leider erwies er sich als äußerst harte Nuß und zeigte sich jeglichen Angeboten gegenüber resistent. Die deutsche Regierung war über den Geheimdienst schon an ihn herangetreten und hatte ihm das Angebot gemacht, jederzeit nach Deutschland übersiedeln zu können, um hier ungestört seiner Arbeit nachzugehen. Ihm wurden alle Forschungsmöglichkeiten zur Verfügung gestellt. Natürlich hatte Pal-Gen ihm mindestens ebenso gute Bedingungen geboten und auch über die konzerneigene Lobby im Bundestag versucht, Einfluß zu nehmen. Es stellte sich jedoch heraus, daß Dragmir unserem Unternehmen gegenüber offenbar äußerst negativ eingestellt war und sich durch nichts in der Welt dazu hätte überreden lassen, für uns zu arbeiten

Es handelte sich im Falle Dragmirs augenscheinlich um so etwas wie rudimentäre sozialistische Sentimentalität. Der Mann hatte eben noch Ideale." Kortner grinste etwas hilflos nach seinem zweifelhaften Bonmot und zuckte mit den Schultern, als sei er dafür verantwortlich gewesen, daß es nicht gelungen war, Dragmir für Pal-Gen zu gewinnen. "Wie dem auch sei," fuhr Kortner fort, nicht ohne noch einmal an seinem Kaffee zu schlürfen, "Dragmir schien für Pal-Gen verloren. Schließlich rückte er eines Tages mit der, schon erwähnten, kühnen Behauptung an die Öffentlichkeit, daß er den Ursprung des Lebens auf vor über vier Milliarden Jahre vermutete. Er hatte dies aus fossilen Funden geschlossen, die er bei Expeditionen im Himalaya gemacht hatte. Details über seine Kenntnisse und wie er sie erlangt hatte, hielt er streng geheim. Er sprach lediglich davon, daß er einem der großen Geheimnisse des Lebens auf der Spur sei. Sogar vor seinen großzügigen Sponsoren von der deutschen Regierung, hielt er seine Kenntnisse geheim, die darüber natürlich nicht sehr glücklich waren. Um die Wahrheit zu sagen, waren die Herren stinksauer. Wenigstens etwas Dankbarkeit hätte man doch von diesem Russen erwarten können, den man schließlich in den goldenen Westen geholt hatte. Doch Dragmir machte ihnen einen gewaltigen Strich durch die Rechnung. Er hatte sich von Anfang an äußerste Autonomie in allem, was er tat, ausgebeten. Man hatte dem Anfangs leichtfertig zugestimmt. Eine Großzügigkeit, geboren aus einer Sektlaune im Überschwang des Erfolges, diesen genialen Mann an Land gezogen zu haben. Der Regierung blieb schließlich nichts anderes übrig, als auf Dragmirs Bedingungen unter Heulen und Zähneknirschen einzugehen. Schließlich hatten sich die Politiker damals mit seiner Übersiedlungsaktion vor dem Wahlvolk damit gebrüstet, daß dies alleine aus humanitären Beweggründen geschehen sei. Dragmir erwies sich als ausgezeichnete Schachspieler indem er seine Position sehr geschickt auszunutzen verstand. Also kündigte er seine nun schon berühmt-berüchtigte zweite Pamir-Expedition an, bei der er endgültig Beweise für seine Behauptung erbringen wollte, daß der Ursprung des Lebens mehr als vier Milliarden Jahre zurückliegt und ..." "...und von der er nie zurückkehren sollte," unterbrach Westphal ihn.

Kortner sah von seinen Akten auf. Westphal konnte die Spannung, die sich nun aufbaute, fast körperlich spüren. Watanabe und Cellarius hatten sich in ihren Sesseln leicht aufgerichtet. Kortner genoß seinen Auftritt sichtlich, als er weiter sprach: "Falsch, Herr Professor. Pjotr Iljitsch Dragmir befindet sich seit etwa einem halben Jahr hier in diesem Institut. Und in diesem Labor befindet sich auch das, was Dragmir auf seiner Expedition gefunden hat."

66

DAS AUF EINANDERTREFFEN

Es dauerte eine Weile, bis Kaden merkte, daß er noch immer auf dem Hosenboden mitten im Schnee saß. Der Geruch dieses Mannes verriet eine außergewöhnliche und ungeheuer starke Präsenz. Gefahr ging von ihr aus, aber noch etwas anderes: Sehnsucht. Und Kaden merkte auch, daß diese Sehnsucht der Gefahr in nichts nachstand, die von ihm ausging.

Der Mann, der auf Kaden wartete, war mit dem Tod sehr vertraut. All dies hatte Kaden von dem Moment an gewußt, als er die Witterung Dankharts aufgenommen hatte. Er brauchte gar nicht die im fallenden Schnee allmählich verschwindenden Fußspuren zu verfolgen, um zu wissen, daß der Mann in seinem Haus auf ihn wartete. Die einzige Entscheidung, die es jetzt noch zu treffen galt, war, ob er hineingehen oder sich wieder auf den Weg zu Mario machen sollte.

Kaden stand auf und klopfte sich den Schnee vom Overall. Er drehte sich zum Haus um und nahm die Witterung erneut auf. Einem plötzlichen Einfall folgend, holte er aus einer Seitentasche seines Overalls eine Taschenlampe, die ihm der rührige Mario vorsorglich mitgegeben hatte, falls er es nicht vor Einbruch der Dunkelheit nach Hause schaffen sollte. Kaden

leuchtete damit in das Innere des Fahrzeuges. Nichts deutete auf den Grund für das Hiersein des Fremden hin. Auf dem Beifahrersitz lag ein Aktenordner. Kaden ließ den Lichtstrahl kurz darüber streifen und zuckte zusammen. Er ging um das Auto herum und richtete den Strahl der Taschenlampe diesmal von der Beifahrerseite auf den Ordner. Am linken oberen Rand war der Praxis-Stempel Wilbrechts zu sehen. Rechts war das Wort "Befund" gefolgt von seinem eigenen, Kadens Namen, gedruckt.

Kaden ließ die Taschenlampe sinken und merkte, wie ein Teil seiner inneren Spannung aufgrund einer Gewißheit verschaffenden Erkenntnis wich. Wilbrecht war tot. Eine Tatsache, so unumstößlich, wie Kaden hier vor diesem Wagen stand. Auch wenn diese Akte noch lange kein Beweis dafür sein mußte, wußte Kaden, daß Wilbrecht nicht mehr am Leben war. Hatte dieser Mann, der nach Tod und Kernseife roch, Wilbrecht auf dem Gewissen? Spätestens jetzt hatte Kaden seine Entscheidung, ob er in das Haus oder zu Mario zurückkehren sollte, gefällt. Der Fremde hatte sich hier versteckt, weil er Kaden überraschen wollte. Nun, dieser Vorteil war schon einmal dahin. Kaden war ihm einen Schritt voraus, indem er wußte, daß ihn jemand erwartete. Sicher hatte der Andere den Weg durch die alte unzureichend gesicherte Kellertür gewählt. Das alte Schloß stellte kein allzu schweres Hindernis dar.

Kaden wägte ab, ob er den gleichen Weg nehmen sollte. Sicherlich erwartete der Eindringling, daß er nichts ahnend durch den Vordereingang kommen würde. Blieb allerdings die Frage, wie er dann vorgehen sollte. Kaden dachte an sein Jagdgewehr, mit dem er den Keiler erschossen hatte. Die Waffe hing an der Garderobe und war sicherlich längst entdeckt worden. Kaden tastete nach seinem Messer, das er am Gürtel in einer Ledertasche mit sich herum trug. Es war ein massives Klappmesser mit einer etwa zwölf Zentimeter langen Klinge. Kaden wog es in der Hand. Ein ordentliches Messer, doch nicht gerade eine Furcht einflößende Waffe, wenn man es offenbar mit einem Profikiller zu tun hatte. Er dachte an die Empfindung, die er gehabt hatte, als er an dem Türgriff gerochen hatte. Die Sehnsucht dieses Unbekannten, ihn, Kaden, endlich zu sehen und kennenzulernen war übermächtig. Kaden wußte instinktiv, daß genau diese Sehnsucht des Mannes zugleich seine größte Schwäche war und sich als wirkungsvoller herausstellen könnte, als jede Waffe, die er, Kaden, mit sich führen konnte. Sie würde den Mann davon abhalten Kaden zu töten. Vorerst jedenfalls. Also war klar, was zu tun blieb. Kaden kramte in seiner Tasche nach dem Haustürschlüssel und ging schnurstracks auf den Vordereingang zu.

67

Dankhart hörte, wie die Eingangstür geöffnet und wieder geschlossen wurde. Er stand in dem Arbeitszimmer mit dem Rücken zur Wand neben der Glastür. Sein Atem ging ganz flach. Das Jagdgewehr hatte er mit ins Arbeitszimmer genommen und auf das Sofa gelegt. Angestrengt lauschte er auf jede Bewegung, die von draußen kam. Doch nach dem Schließen der Tür war es absolut still gewesen. Nur das leise Pochen seines verlangsamten Herzschlages klang in seinen Ohren. Irgendwo im Haus knarrte eine Diele. Das Geräusch kam aber nicht aus dem Flur. Offenbar war Kaden, nachdem er die Tür hinter sich geschlossen hatte, einfach stehen geblieben. Dankhart tat das, was ein Jäger immer tut, wenn er auf Beutefang ist. Er verhielt sich still und wartete.

68

Die Präsenz des Fremden war überwältigend. Kaden atmete so flach wie möglich und stand ganz still, nachdem er die mit Brettern notdürftig reparierte Eingangstür hinter sich geschlossen hatte. Im Flur war es stockdunkel. Der Andere mußte ihn gehört haben. Der Geruch nach Kernseife und Tod war in so unmittelbarer Nähe des Anderen betäubend und kam ganz deutlich aus seinem Arbeitszimmer. Und diesem Geruch war jetzt noch etwas beigemischt. Etwas, das Kaden in Erregung versetzte. Es war der Geruch des Jagdfiebers, das von dem Anderen, aber auch von ihm, Kaden, Besitz ergriffen hatte. Eine Mischung aus Schweiß und Speichel der auf einer heißen Herdplatte verdampft. Sehr organisch. Kaden wußte, daß es keinen Sinn ergab, einfach hier zu stehen, um auf eine Reaktion des Anderen

zu hoffen. Der Fremde würde so lange warten, bis Kaden sich bemerkbar machte. Also faßte Kaden den Entschluß, den ersten Schritt zu wagen. Er holte noch einmal tief Luft und rief laut und deutlich in den dunklen Flur: "Hallo, ich weiß, daß Sie hier sind und mich suchen. Sollten wir das Versteckspiel nicht beenden? Ich stehe hier kurz vor der Eingangstür. Sie befinden sich direkt hinter der Tür zu meinem Arbeitszimmer. Also, was halten Sie davon, wenn Sie mir erklären, warum Sie mich suchen?"

Trotz aller düsterer Vorahnungen war Dankhart überrascht. Sein Plan, Kaden zu überrumpeln, war nun gänzlich hinfällig. Der Mann hatte recht. Das Versteckspiel war albern, weil Kaden, wodurch auch immer, von ihm gewußt hatte. Also hatte der Schriftsteller seine Finte durchschaut und das versteckte Auto gefunden. Ihm fiel mit einem Mal die Akte Wilbrechts ein, die er achtlos auf dem Beifahrersitz hatte liegen lassen. Wieder eine Nachlässigkeit, die er sich erlaubt hatte. Was war bloß mit ihm los in letzter Zeit? Doch galt es, sich nicht durch den momentanen Verdruß von der eigentlichen Aufgabe ablenken zu lassen. Dankhart beschloß, auf das Angebot Kadens einzugehen.

Dankhart machte einen Schritt nach vorne und öffnete die Glastür. Immer noch herrschte komplette Dunkelheit im gesamten Haus. Jetzt war nur noch das Atmen der beiden Männer zu hören, die sich in einem Abstand von etwa vier Metern gegenüber standen.

Kaden wurde unwillkürlich an seine Kindheit erinnert. Als kleiner Junge hatte er gerne mit starken, gegenpoligen Magneten gespielt und war beeindruckt gewesen, von jener unsichtbaren Kraft, die in der Lage war, andere Materie ohne Berührung von sich zu stoßen. So ähnlich verhielt es sich mit diesem Mann. Doch gestaltete sich sein Gegenüber vielschichtiger, komplexer als ein einfaches physikalisches Phänomen es gewesen wäre. Da war noch etwas anderes. Kaden spürte zunehmend die Faszination, die von diesem unbeschriebenen Blatt in Menschenform ausging. Die spirituelle Leere dieses Mannes, wartete begierig darauf, gefüllt zu werden. Kaden fror. Von dem Mann ging eine Kälte aus, die ihm den Atem nahm. Kaden mußte die Augen schließen, bevor ihm schwindlig wurde und vor seinem geistigen Auge tauchte wieder jenes titanische Tor aus Stein auf, aus dem sich jetzt noch mehr Brocken gelöst hatten. Die Öffnung war nach wie vor in undurchdringliches Dunkel getaucht. Immer noch wölbte sich die Finsternis wie eine zum Zerreißen gespannte Folie nach außen. Doch zum ersten Mal konnte Kaden nun Umrisse darin erkennen. Er versuchte sich zu konzentrieren, um in den dunklen Schemen eine Form zu erkennen. Die

Bedrohung, die von diesen dunklen Konturen ausging, war fast greifbar. Kaden vermeinte, das Antlitz eines gigantischen Wolfes zu erkennen, dessen Lefzen nach oben gezogen waren und ein todbringendes Gebiß mit dolchartigen Zähnen entblößten.

Und noch etwas erkannte Kaden in diesem kurzen, visionären Moment. Ein Paar dunkelrot glühender Augen, in denen die Kälte des Polarlichtes glomm. Augen, durch die Kaden hindurch sah, wie durch einen reinen Rubin. Mitten hinein in das schwarze, pulsierende Herz dieser Kreatur. Der Eindruck, dessen, was Kaden darin zu sehen vermochte, erschütterte ihn so sehr, daß er einen Moment lang fürchtete, ohnmächtig zu werden. Für einen kleinen Augenblick wich alle Kraft aus ihm. Doch so schnell wie sie gekommen war, war die Vision auch vorbei und Kaden fand sich wieder im dunklen Flur. Er riß die Augen weit auf, holte tief Luft, um sich auf die nun folgende Begegnung zu konzentrieren. "Ich mache jetzt das Licht an," sagte Kaden. Seine rechte Hand tastete vorsichtig nach dem Lichtschalter im Flur.

69

Juni 1996, im Institut

"Die Bezeichnung Nimrod, Herr Professor, geht wie Sie ganz richtig bemerkt hatten, auf den alten Mythos jenes alttestamentarischen Herrschers und gefürchteten Jägers zurück. Eigentlich ist sie irreleitend, aber das konnten wir am Anfang, als wir der Substanz und schließlich dem Projekt den Namen gaben, noch nicht wissen."

Westphal verzog irritiert den Mund: "Dr. Kortner, ich wäre Ihnen äußerst verbunden, wenn Sie nicht ständig in Rätseln reden würden."

Kortner blies seine Hamsterbacken auf, daß Westphal einen Augenblick lang glaubte, sie müßten mit einem lauten Knall platzen. Sein Stellvertreter schlug die Beine übereinander und fuhr fort: "Sie erinnern sich an den Container, der neben Dragmir gefunden wurde." Westphal nickte ungeduldig, was Kortner veranlaßte, sofort weiter zu reden: „In dem

Container waren Gesteinsproben enthalten, die wir nach einer gründlichen Untersuchung mit hundertprozentiger Gewißheit auf zwölf Milliarden Jahre vor unserer Zeit einstufen können." Westphal zog die Augenbrauen nach oben. "Das heißt also," antwortete er auf Kortners Aussage, "daß die Erde entweder viel älter ist, als bisher vermutet, was aber jeglichen exakten wissenschaftlichen Erkenntnissen widerspricht, oder aber, daß die Gesteinsproben..."

"...nicht von der Erde stammen können," vervollständigte Kortner Westphals Aussage.

70

„Die älteste und stärkste Gemütsbewegung, die die Menschheit kennt, ist die Angst; und die älteste und stärkste Art von Angst, ist die Angst vor dem Unbekannten.“

Howard Phillips Lovecraft (1890-1937)

Kaden hatte Angst. Eine elementare, atavistische Angst, wie er sie noch nie in seinem Leben gespürt hatte. Das Bedürfnis, sich einfach wie ein Kind eine Decke über den Kopf zu ziehen, die Augen zu schließen und die Welt um sich herum vollkommen abzuschotten, war überwältigend. Seine Hand, die sich zum Lichtschalter bewegt hatte, zitterte. Kaden zögerte einen Moment, dann drückte er den Schalter herunter.

Die schwache Glühbirne der Deckenlampe tauchte den Flur in schattiges Zwielicht. Kaden sog die Luft tief ein. Vor ihm, etwa drei Meter entfernt, direkt neben der Tür zu seinem Arbeitszimmer, stand ein großer, kantiger

Mann, der ihn um Haupteslänge überragte und durch den Umstand noch massiver wirkte, daß die trübe Lampe seinen Schatten monströs an die Wand warf. Reglos starrte er Kaden aus stechend grünen Augen ausdruckslos an. Sekundenlang standen sich die beiden Männer schweigend gegenüber. Immer noch machte Dankhart keinerlei Anstalten, sich zu bewegen oder das Gespräch zu eröffnen. Als Kadens Blick auf die Garderobe fiel, erriet Dankhart seine Gedanken und brach endlich das auf beiden Männern lastende Schweigen: „Das Gewehr liegt in Ihrem Arbeitszimmer. Sie werden keine Waffe benötigen. Ich will Ihnen kein Leid zufügen. Das müssen Sie mir glauben. Sagen Sie. Eins interessiert mich brennend, Kaden. Woher haben Sie gewußt, daß ich komme würde?„

Kaden war überrascht, als Dankhart zu sprechen anfang. Die leise, melodische Fistelstimme wollte einfach nicht zu diesem herkulischen, kraftstrotzenden Äußeren passen. Obwohl Dankhart nicht laut sprach, konnte Kaden mühelos jedes Wort verstehen. Dankhart sprach völlig akzentfrei und betonte übertrieben sorgfältig jede Silbe, so als würde er zu jemanden sprechen, der ihm nicht ganz folgen konnte. „Nennen wir es vorerst einfach Intuition. Obwohl ich mir sicher bin, daß Sie mir viel besser erklären können, was hier vor sich geht und warum mir in letzter Zeit ziemlich unglaubliche Dinge passiert sind. Schließlich hat Sie Ihr Weg nicht ganz zufällig in diese gottverlassene Gegend geführt. Eigentlich sollte ich derjenige sein, der die Fragen stellt. Sie sind in mein Haus eingedrungen und in ihrem Wagen befinden sich vertrauliche Unterlagen eines Bekannten von mir, der mich eigentlich hätte besuchen sollen. Sie sind derjenige, der hier etwas zu erklären hat.„

Dankharts Mimik veränderte sich kaum merklich. Ein Zucken ging durch sein Gesicht, das jemand, der nicht so genau hingesehen hätte wie Kaden, gar nicht bemerkt haben würde. Kaden schloß richtig daraus, daß es der große Mann nicht gewohnt war, auf diese Weise angesprochen zu werden.

Dankhart zögerte mit seiner Antwort. Ob Kaden sich bewußt war, welches überwältigende Selbstbewußtsein von ihm ausging? Im Moment machte er eher den Eindruck eines Mannes, der sich seiner wahren Stärke noch nicht recht sicher war. Er wirkte wie jemand, dem man eine überaus wirksame Waffe in die Hand gedrückt hatte, ohne ihm die Bedienungsanleitung gegeben zu haben. Dankhart begriff instinktiv, daß er es hier mit einem mindestens ebenbürtigen Gegner zu tun hatte. Den Umstand, daß Kaden offenbar noch keine rechte Vorstellung von seinem eigenen Potential hatte, galt es unbedingt auszunutzen, so lange es noch

möglich war. Er ahnte jedoch, daß er seinen Trumpf bald würde ausspielen müssen. Dankhart überlegte angestrengt, wie er am besten vorgehen sollte. Er sagte: „Sicherlich haben Sie schon körperliche Veränderungen und ungewöhnliche physiologische Phänomene an sich festgestellt. Sie sind ein schwer kranker Mann, Kaden. Ich bin zu Ihnen geschickt worden, um Ihnen zu helfen.“

Bisher hatten sich beide Männer noch keinen Millimeter von der Stelle bewegt. Kadens Augen fixierten Dankhart mißtrauisch. Es war nahezu unmöglich, irgendwelche Gefühlsregungen bei dem großen, blonden Mann zu erkennen. „Was ist mit Dr. Wilbrecht geschehen, warum befinden sich seine Unterlagen mit meinem Krankenbericht in ihrem Auto. Wilbrecht ist tot, nicht wahr? Sie...“, „Nein,“, unterbrach Dankhart ihn. „Hören Sie mir gut zu. Ich weiß, was Sie sagen wollen. Ich habe ihn nicht umgebracht. Wilbrecht wurde von einem Wildschwein getötet. So wie Sie fast von einem Wildschwein getötet worden wären. Wilbrecht war mit seinem Wagen auf dem Weg zu Ihnen in einer Schneewehe stecken geblieben und eingeschlossen worden. Das Tier ist durch die Windschutzscheibe gebrochen und hat ihn regelrecht zermalmt. Er hatte keine Chance. Ich habe ihn gefunden. Er muß sofort tot gewesen sein, wenn Sie das ein wenig tröstet. Die Unterlagen lagen auf seinem Beifahrersitz. Ich nahm Sie an mich, weil ich dachte, damit den Toten identifizieren zu können. Für die Polizei wissen Sie...“, „Für die Polizei, ja?“, Kaden machte einen kleinen Schritt auf Dankhart zu. „Sie wollten damit ebensowenig zur Polizei, wie ich heute abend zum Treffen der anonymen Alkoholiker. Wissen Sie, ich kann riechen, wenn Sie lügen. Und eben hat es ziemlich gestunken.“

Zum ersten Mal, konnte Kaden so etwas wie eine emotionale Reaktion bei dem großen Mann erkennen. Wenn er sich nicht täuschte, stieg etwas wie Zornesröte im Gesicht des anderen hoch. „Gut so, mein großer Freund,“, dachte Kaden, „die erste Runde wäre dann wohl an mich gegangen.“ Dankhart ärgerte sich tatsächlich maßlos darüber, daß er sich so plump hatte ins Bockshorn jagen lassen. Er kannte die Resultate der Laborversuche und hatte die erstaunlichen Reaktion der Probanden auf Nimrod mit eigenen Augen gesehen, und erlebt, zu was sie mit Hilfe dieser erstaunlichen Substanz in der Lage gewesen waren. Er hätte also darauf vorbereitet müssen, was ihn hier erwartete. Allerdings war er sich bei diesem Kaden nicht sicher. Hatte der jetzt nun geblufft oder war er tatsächlich in der Lage, wahrzunehmen, wenn er log? Auszuschließen war es nicht. Er hatte sich tatsächlich zu einer außergewöhnlichen Gefühlsregung hinreißen lassen, als er Kaden bezüglich Wilbrecht angelogen hatte. Schließlich wußte er sehr

wohl, daß ein Mensch sich beim Lügen erregte und damit bestimmte körperliche Reaktionen, wie zum Beispiel verstärkte Schweißabsonderung oder erhöhte Pulsfrequenz, aufwies. Somit konnte es durchaus sein, daß Kaden dies mit seinen immens verstärkten Sinneswahrnehmungen so etwas registrieren konnte, auch wenn Dankhart bezweifelte, daß er schon so weit war, diese Fähigkeiten zu erkennen und gezielt einzusetzen. Wenn er allerdings nur geblufft hatte, so war Kaden cleverer, als Dankhart angenommen hatte und ein noch gefährlicherer Gegner als ohnehin.

Dankhart beschloß, zum Angriff überzugehen. „Ich glaube, wir sollten uns ganz in Ruhe unterhalten. Warum setzen wir uns nicht in Ihr Arbeitszimmer. Ich hatte während der Zeit, in der ich auf Sie wartete, Gelegenheit, mich dort ausgiebig umzusehen und muß gestehen, daß ich mich dort sehr wohl fühlte. Zudem wird es zunehmend kälter. Vielleicht findet sich irgendwo Tee. Da läßt es sich viel leichter reden. Wie wäre es, wenn Sie den Tee bereiteten und ich mach so lange etwas Feuer im Kamin. Ich bin Ihnen tatsächlich eine Erklärung schuldig. Wenn ich richtig gesehen habe, ist noch genug Holz da.,“ Kaden beschloß den Ball aufzufangen und das Spiel mitzuspielen. „In Ordnung. Ich mache uns einen Tee, könnte selber einen gebrauchen.,“ Er wollte schon in Richtung Küche gehen, als er sich noch einmal umdrehte: „Ach, übrigens.,“ Dankhart wandte sich ihm zu: „Ja, bitte?.,“ „Sie haben mir noch nicht verraten, wie Sie heißen, oder wie ich Sie nennen soll.,“ „Dankhart, so heiße ich und so nennt man mich.,“ Kaden blickte noch einmal in seine grünen Augen, nickte wortlos und schlurfte in Richtung Küche davon. Ihn fror. Als er in der Küche nach dem Tee suchte, hörte er, wie Dankhart sich im Arbeitszimmer am Kamin zu schaffen machte.

„Wer zeigt uns die Welt, wo die gegründete Wahrscheinlichkeit aufhöret und die willkürlichen Erdichtungen anheben.,“

Immanuel Kant (1724-1804)

Juni 1996, das Institut

„Panspermie, hm, ist es das, was Sie meinen, Kortner?“, bemerkte Westphal trocken. „Sie wollen mir demnach allen Ernstes weismachen, daß, was immer Sie da draußen gefunden haben, also nicht von diesem Planeten stammt?“, Kortner wand sich in seinem Sitz. „Nun ja, Herr Professor. Das ist es eben. Das Zeug, wenn ich es einmal so flapsig ausdrücken darf, ist auf unserem Planeten gefunden worden, soviel steht unumstößlich fest. Genauso unumstößlich ist die Tatsache, daß das, was wir in Dragmirs Container gefunden haben, wie ich schon sagte, über zwölf Milliarden Jahre alt ist.“

Eine Weile lang herrschte Schweigen zwischen den Wissenschaftlern und nur das leise Flüstern der Klimaanlage war zu vernehmen. Schließlich fuhr Westphal offensichtlich leicht genervt fort: „Ok, ok, ich weiß einfach noch zu wenig. Ich will damit keineswegs Ihre Kompetenz in Frage stellen. Schließlich gibt es heutzutage sehr effiziente Methoden zur Altersbestimmung und ich gehe davon aus, daß Sie zahllose Tests durchgeführt haben, als Sie bemerkten, was Sie da vor sich hatten.“ Eifriges Nicken bei Watanabe, Kortner und Cellarius. „Mit was also, haben wir es genau zu tun?“, fragte Westphal an alle drei gewandt.

„Sehen Sie, Herr Professor, das genau ist unser Problem.“, gab Kortner zurück. „Wir halten es in der Hand und wissen nicht, was es ist. Ich denke, Sie sollten sich das einfach selber mal ansehen, um sich ein Bild davon zu machen. Wir haben da etwas für Sie vorbereitet.“

Westphal richtete sich auf und rieb seine Hände: „Worauf warten wir dann noch. Auf geht's meine Herren, Sie können mir glauben. Ich bin sehr gespannt.“

Oktober 2000, das Institut

Als das Heulen begann, war Westphal in Gedanken noch bei dem Gespräch gewesen, daß er bei seinem Dienstantritt bei Pal-Gen mit den drei Wissenschaftlern in seinem Büro geführt hatte.

Fast wäre er vor Schreck von dem Stuhl gerutscht, auf den er sich gesetzt hatte, nachdem er Dragmir die Injektion verabreicht hatte. Er konnte sich nicht erinnern, jemals so etwas markerschütterndes gehört zu haben. Hastig blickte er auf seine Armbanduhr. Über eine halbe Stunde war seit der Injektion vergangen. Bis dahin hatte Dragmir keinerlei Reaktion gezeigt und Westphal die Hoffnung schon fast aufgegeben. Doch auf das, was jetzt geschah, war er nicht vorbereitet. Dragmir saß immer noch in der gleichen Haltung wie zuvor in seiner Zelle. Doch hatte er den Kopf jetzt in den Nacken gelegt und aus seinem Mund kam jenes Heulen, das Westphals Blut in den Adern gefrieren ließ. Der Wissenschaftler sprang auf und beugte sich über den Russen. Dessen Augen waren weit aufgerissen und drohten aus den Höhlen zu quellen. Waren sie zuvor stumpf und teilnahmslos gewesen, so spiegelte sich jetzt nacktes Grauen in ihnen. Hinter Westphal öffnete sich die Zellentür. Der Pfleger, den er zu Beginn des Experiments weggeschickt hatte, stürmte begleitet von seinem Kollegen herein. Beide blieben abrupt stehen und starrten entgeistert auf das sich ihnen bietende Bild. Westphal gebot ihnen mit einer Handbewegung, sich nicht von der Stelle zu rühren. Er schickte sie allerdings nicht raus, da er nicht wußte, wie Dragmir noch weiter reagieren würde. Das Heulen hielt noch immer an und Westphal überlegte, ob er dem Russen das Sedativ verabreichen sollte, das er sicherheitshalber bei sich trug. In diesem Moment sackte der Mann plötzlich in sich zusammen und verstummte. Für einen Moment kam Westphal der lähmende Gedanke, Dragmir mit einer Überdosis Nimrod getötet zu haben und Furcht keimte in ihm auf, das wenige bisher Erreichte mit einer einzigen unüberlegten Handlung zerstört zu haben. Da richtete der Russe sich auf und begann mit monotoner und gutturaler Stimme zu sprechen. Dragmirs Stimme schien aus einem tiefen Abgrund heraufzukommen und wollte gar nicht zu diesem kleinen, drahtigen Mann passen. Ein tiefer Baß, volltönend,

wie von einem viel größeren und mächtigen Mann, der es gewohnt war, Befehle zu erteilen und keinen Widerspruch duldete. Westphal blickte kurz zu einem der Wärter, der sofort verstand und zustimmend nickte. Alles, was in der Zelle geschah wurde rund um die Uhr aufgezeichnet. Auch jetzt war das der Fall. Westphals Russisch beschränkte sich auf ein eher dürftiges Grundvokabular und er verstand kein Wort von dem, was Dragmir da redete. Seine Kenntnisse reichten jedoch zumindest aus, um zu erkennen, daß Dragmir sich keineswegs seiner Muttersprache bediente. Als Dragmir anfangen hatte zu sprechen, waren seine Augen geschlossen gewesen. Plötzlich hoben sich seine Lider und er blickte die Männer, die sich in seiner Zelle um ihn geschart hatten direkt an.

Westphal und die beiden Wärter wichen unwillkürlich einen Schritt zurück. Einem der Pfleger entfuhr ein ungläubiges, erschrecktes Stöhnen und Westphal hörte im Hintergrund die sich rasch entfernenden Schritte des Mannes. Dragmir, der eigentlich braune Augen hatte, sah sie mit einem schwarzen, blitzenden rechten Auge an. Das linke war offensichtlich blind. Milchig trüb starrte es ins Nichts. Doch aus dem gesunden, kohlschwarzen Auge blickte ihnen ein gähnender Abgrund entgegen. Ein Abgrund aus verbotenem Wissen, verschlagener Schläue und primitiver Grausamkeit, bei dessen Anblick Westphal spürte, wie sein Inneres Gleichgewicht ins Wanken geriet. Etwas zerbrach in ihm, als er sah, wie Dragmir mit einer fast gleitenden Bewegung, die beiläufige Mühelosigkeit verriet, seine Zwangsjacke zerriß und sich aufrichtete. „Das,, schoß es ihm durch den Kopf, als er an Watanabes wirre Theorie vom Götterfunken dachte, „ist erst der Anfang...“

73

Die Raben auf der Schulter des großen Mannes fuhren erschreckt auf und flatterten kreischend davon. Der Krieger saß auf seinem Pferd und hatte die Arme eng um seinen Körper geschlungen. Sein gesundes Auge war weit aufgerissen und starrte leer in den tiefstehenden Glutball der blutroten Sonne. Er wand sich hin und her, so als würden seine Arme von

unsichtbaren Fesseln gefangen gehalten. Seine Stimme erhob sich laut und deutlich über dem Tiefland und ließ den Falben unruhig auf der Stelle hin und her tänzeln. Hugin und Munin kannten diesen Ton in der Stimme ihres Herrn. Das verhiess nichts Gutes. Er war ungehalten. Staunend sahen sie, wie der Krieger die Arme von seinem Körper nahm und ausbreitete, als zerreiße er ein unsichtbares Band. Dann erschlaffte der muskulöse Körper sichtlich und sackte in sich zusammen, so als wäre alle Energie mit einem Mal aus ihm entwichen. Er hob sein Haupt leicht an. Das gesunde Auge öffnete sich und die beiden Raben krächzten. Das Auge ihres Herrn, sonst von gebieterischem Schwarz, wies nun ein helles Braun auf und blickte mit unverhohlenem Entsetzen und ungläubigem Staunen um sich. Aus dem Gesicht war der sonst so herrische Zug gänzlich verschwunden. An seine Stelle war eine von Verunsicherung und Angst verzerrte Maske getreten: „Gdje mnje jest?“, sprach das fremde Wesen und blickte um sich, als wäre es neugeboren in diese gottverlassene, verbrannte Welt geschleudert worden. Nun verstanden die beiden Raben. In immer höher werdenden Kreisen schraubten sie sich in den Himmel, um in rasendem Sturzflug hinab zu stoßen, in Richtung des gleißenden Glutballes. Sie mußten nun so schnell wie möglich das Tor erreichen. Der kluge Falbe verstand das Vorhaben seiner beiden gefiederten Freunde, wieherte herausfordernd und preschte den beiden schon am Horizont verschwindenden Vögeln hinterher. Er wußte, daß er auch dieses Wesen auf seinem Rücken zum Tor befördern mußte. Aber er wußte nicht, wann sein Herr zurück sein würde. Und dann war es besser, dem Tor näher zu sein als jetzt. Das Schicksal hatte eine überraschende Wende genommen. Eine Wende, deren Ausgang nun ungewisser war als je zuvor. Sleipnir wieherte und streckte sich zu seiner vollen Länge. Die acht Hufe trommelten ein wahnsinniges Stakkato auf dem ausgemergelten Boden und wirbelten eine immer größer werdende Staubwolke auf, in der sich das wie im Fluge dahin eilende Pferd schon nach kurzer Zeit verlor.

INTERFERENZEN

Mario ließ das Geschirr fallen, mit dem er gerade geschäftig in der Spüle geklappert hatte. Tassen und Gläser versanken mit einem dumpfen Blubbern in der trüben Brühe. Der Wirt wischte sich die nassen Hände an der Schürze ab, ging in die Gaststube und blieb lauschend stehen. Ihm war, als hätte er ein Donnern gehört. Wie von einer Lawine. Aber das war natürlich unmöglich. Trotz des nicht enden wollenden Schneefalles, gab es in dieser Gegend nicht genügend steile Abhänge, von denen sich eine Lawine hätte lösen können. Mario ging zur Gaststubentür und öffnete sie. Er reckte seinen Kopf in die Dunkelheit und sah angestrengt auf den verschneiten Dorfplatz, der jetzt im dürftigen Schein der Straßenlaternen aussah, als wäre Teil einer Wintergeschichte von Charles Dickens.

Wenngleich Mario Charles Dickens nie gelesen hatte, hielt es ihn nicht davon ab, einige Sekunden gebannt auf das sich ihm bietende Bild zu starren. Doch er begriff, daß hinter dieser scheinbar märchenhaften Idylle eine verschwommen wahrnehmbare Gefahr lauerte. Eine Gefahr, die weit jenseits dieser nicht enden wollenden Schneemassen und der Grabeskälte nur darauf zu warten schien, sich zu manifestieren. Dieses Gefühl einer unheilvollen Erwartung lastete auf ihm, seit dieser sonderbare Schreiberling sich von ihm verabschiedet hatte.

Mario fröstelte und er wollte gerade die Tür ins Schloß fallen lassen, als etwas ihn stutzen machte. Da war es wieder, dieses Geräusch von vorhin.

Mario schloß die Augen, um sich besser konzentrieren zu können. Es hörte sich tatsächlich wie ein fernes Donnern an.

Ein Wintergewitter im Oktober, schoß es Mario durch den Kopf. Nicht verwunderlich, bei den Kapriolen, die das Wetter zur Zeit schlug. Doch da war noch etwas anderes. Etwas, das ihn viel mehr beunruhigte. Auf das ferne Donnern, das von jenseits des großen Waldes zu kommen schien, antwortete fast unmittelbar ein durchdringendes Heulen, das sich auf irritierende Weise anhörte, als käme es von einer weit entfernten Radiostation, die auf einer schwachen Frequenz sendete. So als hätte dieses Etwas, von dem das Geheul ausging, große Schwierigkeiten, durch den Äther zu dringen. Mario dachte an Kaden, den er auf merkwürdige Weise in sein Herz geschlossen hatte und fragte sich, ob er wohl schon sein Haus erreicht hatte. Um nichts in der Welt wollte er jetzt da draußen sein, am Rande dieses dunklen Waldes. Mario hatte den Wald nie gemocht.

Einmal hatte er sich beim Pilzesuchen verlaufen. Stundenlang war er durch das Unterholz geirrt. Als er kurz vor Einbruch der Dunkelheit immer noch nicht nach Hause gekommen war, hatte die örtliche Feuerwehr einen Suchtrupp organisiert. Sie hatten Mario recht schnell aufgespürt. Er hatte schlafend hinter einem Baum gesessen, den Korb mit ein paar Pilzen auf seinen Knien. Nur etwa fünfzig Meter vom Waldrand entfernt. Nach den Spuren zu urteilen mußte Mario in einem Radius von nicht mehr als zweihundert Metern den ganzen Tag im Kreis gelaufen sein. Niemand hatte ihm weiter Fragen gestellt. Niemand wollte wirklich wissen, was in dem Wald mit Mario geschehen war. Und er selber hatte jegliche Erinnerung aus seinem Gedächtnis gelöscht. Seit dem Tag mied Mario den Wald wie die Pest und hatte auch seinen protestierenden Kindern das Versprechen abgenommen, den Wald niemals zu betreten. Seine Gedanken kehrten wieder zu Kaden zurück. Er stellte sich vor, wie der jetzt in der Dunkelheit durch den hohen Schnee stapfte. Bei dem Wetter war das mehr als ein Gewaltmarsch. Kaden hatte sich nicht von Marios Überredungskünsten abhalten lassen. Natürlich hätte Mario es nie zugegeben. Aber er hatte auch versucht, Kaden von seinem Marsch abzuhalten, weil ihm die Vorstellung alleine hier zurückzubleiben, erbärmliche Angst einjagte.

Mario blickte durch das Fenster nach draußen. Bisher hatte sich noch niemand von den Dorfbewohnern aus seinem Haus getraut. Die Jalousien waren herunter gelassen worden und nur durch die Schlitzte drang hier und da ein schwacher Schimmer, der verriet, daß sich noch jemand in den Häusern aufhielt. Es war, als hätten sich alle ängstlich vor dem zurück gezogen, was da noch kommen sollte. Und nichts und niemand würde sie

aus ihren Häusern locken können, bevor das, was immer es auch sein mochte, vorbei war. Noch einmal erklang das schauerliche Heulen. Mario zog die Tür hinter sich zu und drehte den Schlüssel zweimal im Schloß. Er lehnte sich mit dem Rücken an die Tür. Erst jetzt merkte er, daß er am ganzen Körper schlotterte. Er fühlte sich plötzlich sehr einsam und sehr schutzlos.

75

***„Daß ich erkenne, was die Welt
im Innersten zusammenhält,,***

Johann Wolfgang Goethe (1749-1832) „Faust I,,

Juni 1996, das Institut

Westphal ging auf die Tür zu und blieb abrupt stehen. Ein Licht blinkte in sanftem Grün über dem Türrahmen. „Gehen Sie ruhig,, sagte Kortner hinter ihm. Wenn wir drin sind, wird es von grün auf rot umschalten und die Tür wird von innen nur zu öffnen sein, wenn die Dekontaminationsphase in der Schleuse zwischen den beiden Schotts abgeschlossen ist.

Westphal öffnete die Tür und fand sich in jenem etwa zehn Quadratmeter großen, leeren Raum wieder, dessen anderes Ende in ein Schott mündete, das ganz aus abgedunkeltem Glas bestand und einen Blick in den Raum mit den Gesteinsproben gestattete. Er hatte ihn vorhin schon bemerkt, als er Kortners Redeschwall unterbrochen hatte. Westphal konnte wieder den sanften grünlichen Schimmer erkennen, der trotz der Abdunklung durch das Glas drang.

Nachdem sie sich gegenseitig beim Anlegen der Schutzanzüge geholfen hatten, öffnete Kortner die zentimeterdicke Glastür.

In seinem Helmlautsprecher hörte er Kortners leicht verzerrte Stimme, deren Klang: „So, alles klar. Wir können. Die Anzüge sind eine reine Vorsichtsmaßnahme. Bisher haben wir nicht feststellen können, daß von

dem Gestein selber irgendeine Gefahr ausgeht., Kortner drehte sich tapsig zu Westphal um und durch das Visier konnte Westphal sehen, wie ihn der Doktor erwartungsvoll und mit großen Augen, in denen die Vorfreude blitzte, ansah. Kortner drückte einen Lichtschalter. „Herr Professor, was sie jetzt sehen, ist wahrscheinlich der älteste Organismus, den dieses Weltall hervorgebracht hat., Westphal hatte nicht viel übrig für pathetische Ausbrüche, wie sie dieser Kortner wohl am laufenden Band produzierte und nickte ungeduldig mit hochgezogenen Brauen, die seinen Unmut verrieten.

Mitten in dem nun taghell erleuchteten Raum, befand sich eine Art Glaskubus, in dessen Zentrum ein von Halogenlampen beleuchteter, weißer Keramiktisch stand. Auf dem Tisch lagen dunkle, kristalline Brocken, die auf den ersten Blick völlig nichtssagend aussahen und den Eindruck vermittelten, als hätte sie jemand achtlos aus einem Eimer auf den Tisch gekippt. Kortner blieb seiner Linie treu, schritt so bedeutsam, wie es der klobige Anzug eben zuließ, auf den Glaskubus zu und schaltete die Halogenlampen aus, die den Tisch und die darauf liegenden Gesteinsbrocken beleuchtet hatten. Dann drehte er sich mit einem triumphierenden Lächeln zu Westphal und wies schwungvoll mit seinen Armen auf den Tisch wie ein Zirkusdirektor, der gerade dabei ist, eine besonders exotische Attraktion anzupreisen.

„Das, Herr Professor, ist Nimrod. Hier liegen zwölf Milliarden Jahre vor ihnen. Es sind diese Kristalle, die wir in dem hermetisch verriegelten Koffer fanden, den Dragmir in der Hand hielt, als Dankhart ihn mit seinem Suchtrupp im Pamir entdeckte., Dann trat Kortner einen Schritt zu Seite und Westphal mußte sich zum ersten Mal eingestehen, daß er wirklich beeindruckt war. Kortners Dramaturgie hatte funktioniert. Nachdem das Licht ausgeschaltet war, hatten die dunklen Kristalle begonnen, in einem merkwürdig anmutenden Grün zu schimmern. Es war ein nicht sehr helles Wabern, das aber dennoch auf eigentümliche Weise zu blenden vermochte, so daß es unmöglich war, die exakten Konturen der Kristalle auszumachen. Beinahe weckten sie den Eindruck, als lodere ein schlummernder Funke in ihnen, der nur darauf wartete, zu einem ehrfurchtgebietenden Feuersturm angefacht zu werden.

Fast ehrfürchtig begann Kortner hinter Westphal zu flüstern: „Wir gehen davon aus, daß diese Kristalle Bestandteil eines Kometen waren, der in der Entstehungsphase der Erde auf dem Planeten einschlug. Wir haben immer noch nicht herausgefunden, was diese bemerkenswerte Fluoreszenz hervor

ruft. Offenbar überstanden die Kristalle die ungeheuren Kräfte, die beim Aufprall auf die damals noch glutflüssige Erde, entstanden sein mußten. Es kann nur so sein. Da die Erde nachweislich nicht älter als vier Milliarden Jahre ist. Aus welchem Winkel des Weltalls die Kristalle kommen, bleibt uns verschlossen. Wir können aber annehmen, daß sie Relikte aus der Geburtsstunde des Weltalls sind. Und was die Angelegenheit um so unglaublicher macht, ist die Tatsache, daß sich eingebettet in diesen Kristallen, über all die Milliarden Jahre hinweg Leben erhalten hat. Es ist uns in einem aufwendigen und leider sehr kostspieligen Verfahren gelungen, die Lebensspuren aus ihrem kristallinen Schutzmantel zu separieren und sichtbar zu machen. Anfangs waren wir der Meinung, daß es sich aufgrund seiner halb kristallinen, halb organischen Struktur um eine Art Virus handelt. Das hätte auch halbwegs erklärt, warum es diesen gewaltigen Zeitraum überlebt hat, ohne Schaden zu nehmen. Aber diese Annahme hat sich alsbald als falsch herausgestellt. Wir haben es hier mit einem Phänomen zu tun, daß uns vor immer mehr Rätsel stellt, je mehr wir über es herausfinden. Aber bitte, sehen Sie selbst, Herr Professor., Kortner wandte sich nach rechts, wo sich ein Labortisch mit einem Computer befand. Kortner tippte die Maus an und auf dem Bildschirm erschien die gestochen scharfe Aufnahme, dessen, was hier allgemein als Nimrod bezeichnet wurde, und was so alt wie das Universum selber sein sollte.

Westphal blickte gespannt auf das sich ihm bietende Bild. „Wie Sie sehen, Herr Professor, ist es uns recht ordentlich gelungen, Nimrod zu isolieren und bildlich darzustellen. Alleine das scheint aber auch schon alles zu sein. Über die mehr oder weniger erfolgreichen Versuche, die wir mit unseren Probanden und den Tieren angestellt haben, habe ich sie unterrichtet...“, Westphal schob Kortner beiseite und beugte sich über den Bildschirm. „Kann man das vergrößern?“, Kortner klickte einen Bereich auf dem Monitor an und ein kleines Fenster mit einer Skala erschien. Westphal nahm die Maus selber in die Hand und steuerte den Regler an. Das Bild wurde augenblicklich stufenlos vergrößert. Auf dem Bildschirm war eine große Anzahl von Gebilden zu erkennen, die in ihrer Form entfernt an ein symbolisiertes Hufeisen erinnerten. Westphal zog skeptisch die Augenbrauen nach oben: „Etwas wie ein Bakteriophage?“, Kortner brummte Zustimmung: „Hm, auf den ersten Blick könnte man das meinen. Die Virenähnlichkeit auch im Aufbau und in der Vorgehensweise beim Andocken an andere Organismen ist verblüffend. Es gibt dennoch einige gravierende Unterschiede, die uns in ihrer Wirk- und Funktionsweise einfach unerklärlich sind. Sehen Sie selbst.,“

Kortner übernahm die Maus und klickte ein anderes Befehlsfeld an. Sofort erschien ein neues Bild auf dem Monitor. Im Westphal nun schon vertrauten Singsang des Fremdenführers erklärte Kortner, was zu sehen war: „Was Sie hier sehen ist eine Muskelzelle eines männlichen Probanden im Alter von 35 Jahren. Nachdem es uns gelungen war, Nimrod zu isolieren, stellten wir fest, daß es ziemlich leicht zu bearbeiten war. So gelang es uns, Nimrod in einer Trägerflüssigkeit zu binden und auf diese Weise in Form von Injektionen in exakt abgemessenen Quantitäten zu verabreichen. Hier sehen sie die Muskelzelle vor der Verabreichung einer Dosis mit Nimrod.“ Kortner klickte auf das Fenster und ein weiteres Bild erschien. Westphal entfuhr ein leises Ächzen.

Man konnte nun erkennen, daß die Zelle von den kleinen hufeisenförmigen Gebilden regelrecht überschwemmt war. Kortners Stimme erklang wieder in Westphals Helm: „Genau nach einer Stunde bot sich uns dieses Bild. Und zwar nicht nur in dem mit der Nadel injizierten Sektor. Buchstäblich jede einzelne Zelle dieses Mannes war von Nimrod regelrecht invadiert worden. Wie Nimrod dies in der kurzen Zeit schaffte, können wir noch nicht sagen. Sobald die erste Zelle von Nimrod invadiert war, breiteten sich die Erreger, ich will sie mal so nennen, wie ein Steppenbrand in jedem Winkel des Körpers aus. Sie sehen also, daß sich Nimrod dahingehend grundlegend von herkömmlichen Bakteriophagen unterscheidet, die ja bekanntlich auf einen spezifischen Wirt angewiesen sind. Nimrod allerdings stürzt sich auf alles, was auch nur im entferntesten mit dem Organismus zu tun hat und breitet sich einer bisher nie dagewesenen, geradezu atemberaubenden Geschwindigkeit aus. Was uns weiterhin großes Kopfzerbrechen bereitet, ist eine offenbar halluzinogene Wirkung, die wir nach der Verabreichung von Nimrod bei allen Probanden feststellen konnten.“ Westphal sah Kortner erstaunt an: „LSD aus dem Weltall, was? Ein Geschenk Gottes, sozusagen.“

Kortner deutete in seinem Anzug ein ratloses Schulterzucken an und gestikulierte mit den Armen in einer Geste der Unschuld. „Da gibt es allerdings noch etwas, Herr Professor, was uns einiges Kopfzerbrechen bereitet. Sie werden sich sicherlich schon gefragt haben, warum wir mit Dr. Watanabe auch noch einen anerkannten Experten für keltische und germanische Mythologie an Bord haben. Aber ich denke, das sollte ihnen Herr Watanabe selber erklären. Und zwar am besten außerhalb dieser Dinger. Nach einer Weile kriege ich in diesen Anzügen Beklemmungen. Alles weitere sollten wir wieder im Büro besprechen. Und jetzt nichts wie raus. Die

Dinger machen mich auf Dauer wahnsinnig., Niemand hatte einen Einwand gegen diesen Vorschlag zu erheben

Westphal atmete erleichtert auf, als Kortner ihm aus dem Anzug half. Obwohl das Innere des Anzuges seiner Körpertemperatur entsprechend klimatisiert wurde, hatte er unter Schweißausbrüchen zu leiden gehabt

Nacheinander nahmen sie nun wieder ihre Plätze ein. Watanabe hatte offenbar einen Ordner vorbereitet, den er vor sich auf den Knien liegen hatte und nun öffnete. Westphal deutete ihm mit einem Nicken an, daß er beginnen konnte.

Watanabe räusperte sich und begann in seinem merkwürdig geschlechtslos klingenden, akzentfreien Deutsch zu reden: „Wie Dr. Kortner vorhin schon erwähnte, hatte die Indikation von Nimrod zur Folge, daß die Probanden zu halluzinieren begannen. Dazu kommen drastisch verstärkte Sinneswahrnehmungen, um ein vielfaches erhöhte Reflexe sowie ein meßbarer Anstieg des Intelligenzquotienten. Bei einigen Probanden lag der IQ bei weit über 200. Gerade die gesteigerten Sinneswahrnehmungen waren es, die uns dazu verleitet haben, die Substanz „Nimrod,“ zu nennen. Aus einem mit „Nimrod,“ infizierten Mann wird ein unschlagbarer Jäger. Wie das alles allerdings mit der Substanz direkt in Zusammenhang zu bringen ist, können wir derzeit noch nicht vollständig erklären. Außerdem mußten wir in den letzten zwei Wochen registrieren, daß sich bei den Probanden, die zuerst Nimrod ausgesetzt wurden, im ganzen Körper Metastasen gebildet haben. Wir sind, was das betrifft, ebenfalls noch zu keinem Schluß gekommen und wissen noch nicht, ob dies eine unmittelbare Folge der Indikation mit Nimrod ist und ob sich Nimrod als hundertprozentig kanzerogen herausstellt. Weiterhin ist uns ebenfalls bislang unerklärlich, warum Nimrod nur bei männlichen Probanden Wirkung zeigt. Sie sehen, es bleiben wesentlich mehr Fragen als Antworten. Dies nur zu ihrem Überblick. Mein eigentliches Anliegen sind die halluzinogenen Wirkungen, die Nimrod offenbar hat und speziell hier die höchst erstaunliche Erkenntnis, daß der Gegenstand der Halluzinationen bei allen Probanden identisch ist.,

Westphal horchte auf: „Sie meinen also, alle Testpersonen, die mit Nimrod behandelt wurden, haben die gleichen Wahnvorstellungen? Eine Art kollektiver Wahnsinn? Erklären Sie mir das näher!,, „Gerne. Allerdings bitte ich Sie, Herr Professor, ihre streng wissenschaftliche Ausbildung und gewohnte logische Vorgehens- und Denkweise für eine Weile hintan zu stellen und sich von ihrem akademischen Wissen vorübergehend zu befreien, es gewissermaßen als Ballast zu betrachten, sofern das möglich ist.“ „

Westphal schürzte nachdenklich die Lippen: „Nun, ich bin es gewohnt, gedanklich auf Pfaden zu wandeln, die abseits jeglicher intellektueller Hauptverkehrsstraßen liegen. Sonst wäre ich jetzt nicht hier bei Ihnen.,,

Watanabe fuhr ohne sichtliche Reaktion in seinem monotonen Vortrag fort: „Wie schon gesagt, wiesen die Inhalte der Halluzinationen der Probanden erstaunliche Parallelen auf. Ich will es kurz machen. Nachdem die Probanden mit Nimrod behandelt wurden, wiesen sie die vorhin beschriebenen Reaktion auf. Nach jeweils individuell unterschiedlichen Zeiträumen, fielen die Probanden in eine Art komatösen Zustand. Während dieser Phase begannen alle zu reden. Der Inhalt, dieser während des komatösen Zustandes gemachten Äußerungen, weist, wie schon gesagt, bei allen Probanden höchst erstaunliche Parallelen auf.,, „Kommen Sie zum Punkt, lieber Kollege.,, brummte Westphal.

Watanabe bewahrte seinen asiatischen Gleichmut und blickte nicht einmal von seinen Unterlagen auf, während Kortner und Cellarius nervös auf ihren Stühlen hin und her rutschten. „Wir haben inhaltlich eindeutig Bezüge zur germanischen Mythologie herstellen können. Alle Probanden erwähnen Ereignisse, die sich auf das aus der germanischen Sagen- und Mythenwelt bekannte Ragnarök, also den Untergang der Welt und die darauf folgende Neuschaffung eines dem Paradies ähnelnden Zustandes, beziehen. Keine der Testpersonen erwähnt dieses Ereignis namentlich. Genauso wenig werden germanische Gottheiten oder Orte der Mythologie namentlich genannt. Doch lassen die Schilderungen nach sorgfältigster Auswertung der Tonbandaufzeichnungen keine anderen Schlüsse zu. Besonders hervorheben möchte ich, daß alle Testpersonen gegen Ende ihrer Ausführungen sichtlich erregt von der bevorstehenden Öffnung irgend eines Tores und dem Heulen eines Wolfes oder Hundes sprachen, bevor sie wieder in den schon erwähnten komatösen Zustand fielen. Aus diesem ist übrigens bisher niemand aufgewacht. Bei allen Probanden bildeten sich erst nach diesen halluzinatorischen Zuständen im ganzen Körper Geschwulste, die bei den ersten Testpersonen schon zum Tode führten. Sobald der Exitus eintritt, verschwinden alle Anzeichen von Nimrod im Körper fast auf der Stelle. Die untersuchten Leichen wiesen keinerlei Spuren von Nimrod auf. Es ist, als ob sie nie infiziert worden wären. Wir stehen damit vor einem weiteren Rätsel. Ich sollte vielleicht noch erwähnen, daß das vorhin genannte Tor der einzige Gegenstand ist, bei dem ich noch keine Parallele zur germanischen Mythologie finden konnte. Doch gestatten Sie mir, gerade zu diesem Punkt noch eine Anmerkung. Jenes bereits erwähnte Tor findet sich meiner Meinung nach wenigstens symbolisch in den im Blutbild gefundenen

virenähnlichen Organismen wieder. Es symbolisiert meiner Meinung nach ein Tor., So emotionslos wie Watanabe seinen Vortrag begonnen hatte, so beendete er ihn auch.

Westphal blickte alle der Reihe nach einige Sekunden lang an, dann tippte er noch eine Weile mit der Spitze eines Kugelschreibers auf seiner Schreibtischplatte herum. „Alles schön und gut,“ begann er schließlich. „Was allerdings hat eine Mythologie, die ihren Ursprung in einer etwa viertausend Jahre alten Kultur hat, mit einem Organismus zu tun, der offenbar über zehn Milliarden Jahre alt ist und damit wahrscheinlich so alt wie das gesamte Universum?“, Kortner blickte Hilfe suchend auf Watanabe, der auch gleich in seinem Vortrag weiter machte: „Erwarten Sie bitte keine Erklärung von mir Professor. Ich habe mich bis hierher auf die reine Dokumentation dessen beschränkt, was bei unseren Versuchen aufgezeichnet wurde. Erlauben Sie mir, aber hinzuzufügen, daß unser Wissen über die germanische Mythologie der winzigen Spitze eines Eisberges gleicht, die aus dem Meer ragt. Die darunter liegende, die wirkliche Basis bildende Hauptmasse jedoch, bleibt unseren Blicken verborgen und nimmt ein um so verschwommenes Bild an, je tiefer sie hinab reicht. Unsere Kenntnisse über die germanische Vorgeschichte beziehen sich auf Herkunft, Verbreitung und allgemeine Lebensumstände, lassen aber nur marginale Schlüsse auf die Ursprünge der Göttervorstellungen dieses Volkes zu.“ Westphal blickte zu Boden als er antwortete: „Trotzdem wäre es doch zu weit hergeholt, ja geradezu kühn, aufgrund der halluzinierenden Probanden eine Verbindung zwischen Nimrod und der germanischen Mythologie herzustellen. Und dann dieses wüste Theorie von diesem Tor, ich bitte Sie.“ Watanabe hob beschwichtigend die Hände: „Wir stehen noch ganz am Anfang unserer Versuche Herr Professor. Und auch wir, diese Bemerkung sei mir gestattet, sind es gewohnt, jenseits ausgetrampelter Gedankenpfade zu gehen. Erlauben Sie mir, noch einen ganz persönlichen Gedanken, eine Idee gewissermaßen, darzulegen, die mich nun schon eine geraume Weile verfolgt und mich seither nicht los gelassen hat.“

Ohne die Antwort auf seine rhetorische Bitte abzuwarten, fügte Watanabe an: „Nun, ausgehend von der bis jetzt unumstößlichen Tatsache, daß es sich hier um einen, wenn auch geheimnisvollen, Organismus handelt, der offenbar aus den Anfängen der Welt stammt, kam mir der Gedanke, daß es sich hier sozusagen um den eigentlich, lebensspendenden Ur-Organismus handeln könnte. Bis heute bemüht sich die Welt, ihrem Ursprung und dem Geheimnis der Lebensenergie auf den Grund zu kommen. Bis heute ist das nicht mal in Ansätzen gelungen. Der Grundlagenforschung gelingt es zwar,

das Atom in seine Bestandteile zu zerlegen, doch ist dies noch lange keine Erklärung für den Ursprung der Energie, die wir Leben nennen. Vielleicht halten wir hier die Lösung dieses Rätsels in Händen. Nur wissen wir eben noch nicht, was wir damit tun sollen und wie wir sein Wesen zu begreifen haben. Vielleicht ist dies so etwas wie der Leben spendende Götterfunke. Vielleicht hat er vor dieser unvorstellbar langen Zeit nur das Leben in die Welt gebracht und damit seine Aufgabe erfüllt. Durch einen Zufall wurde ein Rest davon konserviert und hat die Zeiten überdauert. Vielleicht ist das, was die Probanden in ihren Fieberträumen erzählten ein Rest dessen, was sich in Nimrod verbirgt. Die Mythologie hat auch schon immer und in allen Kulturen für Erklärungen zur Entstehung des Lebens hergehalten. Warum soll sich nicht in den menschlichen Genen auch ein Erinnerungspotential für einen solch mythologischen Hintergrund finden, der seinen Ursprung eben in jenem Götterfunken hat, wie wir ihn nun vor uns sehen. Aber ich bitte Sie meine Herren zu bedenken, daß es sich hier nur um eine bescheidene Idee meinerseits handelt, die jeglicher wissenschaftlicher Fundamente entbehrt und sich auf dem schwankenden Grund der Philosophie bewegt.,

Watanabe blickte in die Runde bevor er fortfuhr: „Für sehr wahrscheinlich allerdings halte ich die Annahme, daß es in dieser heutigen Zeit eigentlich nichts zu suchen hat und seine Aufgabe, wie schon gesagt, längst erfüllt hat. Was wir mit seiner Wiederbelebung heraufbeschwören, kann niemand vorhersagen. Das ist erst der Anfang....“,

76

EPIPHANIE

Oktober 2000, das Institut

Dragmir richtete sich vor Westphal auf und einen verrückten Augenblick lang hatte der Professor den Eindruck als wüchse der kleine Russe ihm über den Kopf. Das schwarz glühende Auge war alleine auf ihn gerichtet. Dem in die Ecke gewichenen und jetzt auf dem Boden kauern den Pfleger, der vor Angst gelähmt zu sein schien, schenkte er keine Beachtung. Westphal merkte, wie seine Knie nachgaben. Ihm war als würde ihm ein Blick in die Tiefe des Alls gewährt. Als blickte er in eine bodenlose Schwärze, nicht geschaffen für ein Wesen, das nicht in diese Epoche gehörte und Verbotenes blickte. Von nun an würde alles anders sein.

Westphal kam erst wieder zu sich, als zwei Stahlklammern seine Oberarme faßten und ihn wie ein Spielzeug in die Höhe hielten. Der Schmerz in seinem Bizeps riß ihn an die Oberfläche seines Bewußtsein zurück. Durch einen Tränenschleier erkannte er, daß Dragmirs Gesicht zu einer vor Wut verzerrten Maske geworden war. Er dachte an die zweite Injektionsnadel in seiner linken Jackentasche, die er vorsorglich mit einem starken Sedativum gefüllt hatte. Doch Dragmir hielt seine Arme mit solcher Kraft umklammert, seine Knochen knackten. Der Schmerz war unmenschlich. Er spürte, wie ihm die Schlagader abgeschnürt wurde und seine Hände anschwellen. So konnte er unmöglich an die Nadel heran reichen. Westphal kam der Wärter zu Hilfe, der sich offenbar von seinem ersten Schock erholt hatte. Aus den Augenwinkeln konnte Westphal erkennen, wie der Mann den umgekippten Stuhl an der Lehne nahm und damit auf Dragmir einschlagen wollte. Eigentlich hatte der Pfleger eine ausgezeichnete Ausbildung genossen und war nach strengen Kriterien ausgewählt worden. Eines dieser Kriterien war seine Besonnenheit gewesen. Diese schien ihn jedoch diesmal gründlich im Stich gelassen zu haben. Denn seinen Entschluß den gespaltenen Dragmir mit dem Stuhl anzugreifen, bezahlte er mit dem Leben. Obwohl er damit sicherlich das von Westphal gerettet hatte. Dragmir, oder was, was immer nun in ihm steckte, ließ Westphal los, der mit einem gequälten Schmerzensschrei zu Boden sank. Mit einer kaum sichtbaren, reflexartigen Bewegung wich er dem Stuhl aus. Gleichzeitig nutzte er den Schwung des Schlages aus, der den Pfleger ein klein wenig mit nach vorne riß und packte sein Opfer am linken Arm. Mit einem trockenen Knacken drehte er dem Angreifer den Arm auf den Rücken und umschlang mit der freien Hand dessen Hals. Was folgte war ein deutlich vernehmbares trockenes Knirschen, woraufhin der Pfleger in sich zusammensackte und wie eine Puppe leblos in Dragmirs eisernem Griff gefangen hing. Westphal wußte, daß dies seine einzige und letzte Chance war, wenn er diesen Tag überleben wollte. Er faßte all seinen Mut

zusammen, überwand den Schmerz der in seinem Arm tobte und griff nach der Spritze. Mit einer fließenden Bewegung jagte er Dragmir die Kanüle von schräg unten in die rechte Gesäßbacke. Westphal schloß instinktiv die Augen und betete, daß Dragmir nicht noch genügend Zeit fand, ihn zu töten. Er hatte die Schultern hochgezogen und zitterte am ganzen Leib, doch der Schlag blieb aus. Er hörte nur ein leises Stöhnen, als wenn Luft unter großen Druck aus einem Kessel entwiche, dann hörte er, wie zwei Körper schwer zu Boden fielen. Als er die Augen langsam öffnete, lag Dragmir reglos vor ihm, regelmäßig atmend. Den Pfleger hielt er noch in einer Art Schwitzkasten umklammert.

Die Empfindungen die Westphal nun noch hatte, bewegten sich auf einem Niveau des absolut Minimalen und Notwendigen. Was er tat, tat er automatisch. Über seinen Intellekt hatte sich etwas Unüberwindbares gelegt, das ihn daran hinderte, sich zu mehr als rudimentärem Handeln aufzuschwingen. Er starrte auf die Spritze, die noch aus dem Gesäß Dragmirs ragte. Die Ampulle war vollständig geleert. Eine Menge, die normalerweise genügt hätte, um ein Pferd zu töten. Und Dragmirs Brustkorb hob und senkte sich gleichmäßig, als hätte er sich gerade zu einem erholsamen Mittagsschläfchen ausgestreckt. Westphal rappelte sich mühevoll auf. Die gequetschten Arme sandten Schmerzwellen durch seinen ganzen Körper. Mühselig, wie ein Automat stapfte er aus der Zelle. Von dem anderen Wärter war nichts mehr zu sehen. Allerdings blinkte auf dem Computerschirm ein rotes Licht. Im selben Augenblick summte das Telefon. Westphal nahm ab. Am anderen Ende meldete sich eine aufgeregte Stimme. Es war Watanabe. „Wer hat den Alarm ausgelöst, was ist los? Sind Sie das Professor Westphal?“, Westphal sammelte seine verbliebenen Kräfte und versuchte den Schmerz in seinen Armen zurückzudrängen: „Ja. Kommen Sie...“,

Er ließ sich auf den Stuhl fallen und zog erst seinen Kittel, dann sein Hemd aus. Als er seine Oberarme betrachtete, erschrak er. Die Abdrücke von Dragmirs Händen waren klar zu erkennen und bildeten schon schwere Blutergüsse. Er hatte zumindest erhebliche Gewebsquetschungen, wenn nicht schlimmeres erlitten.

Im nächsten Moment öffnet sich die Schiebetür zur isolierten Abteilung und Watanabe, Cellarius und Kortner stürzten in den Korridor. Als sie Westphal sahen, blieben sie abrupt stehen und starrten ihren Chef entgeistert an. Westphal saß mit entblößtem Oberkörper auf dem Stuhl vor dem Pult

des Pflegers. Beide Oberarme, von häßlichen Quetschungen entstellt, begannen sich dunkel zu färben und waren offensichtlich schmerzhaft angeschwollen. Westphals Kopf hing ein wenig zur Seite und aus halb geschlossenen Lidern blickte er die drei Männer an. Aus seinen Mundwinkeln, die zu einem schiefen Lächeln verzogen waren, troff ein dünner Speichelfaden auf seine Hose. Die Tür zu Dragmirs Zelle stand weit offen und gab den Blick auf zwei lang ausgestreckte Körper frei. Einer davon war der Pfleger, dessen Genick unübersehbar gebrochen war. Der andere war Dragmir, der auf der Seite lag und aus dessen Gesäß eine Injektionsampulle ragte.

Die drei Männer fuhren erschrocken zusammen, als sich plötzlich direkt neben ihnen die Toilettentür öffnete und einer der Pfleger vorsichtig seinen Kopf hervor schob. Sie sahen in zwei vor Angst geweitete Augen. „Ist es vorbei?“, fragte der Mann und Kortner bemerkte die Erleichterung, die sich im Gesicht des Mannes widerspiegelte, als er im nächsten Moment auf die Knie sank und haltlos zu weinen anfang.

Der gigantische Wolf hielt in seinem gleichmäßigen Trab inne. Er stand ganz still und lauschte. Ja, der große Krieger hatte es geschafft. Wenn auch nur für kurze Zeit. Er hatte einen Blick durch das Tor geworfen. Fenrir konnte das genau spüren. Das staubige Fell in seinem Nacken sträubte sich und er stieß ein grollendes Knurren aus. Nun gut. Das hatte noch nichts zu bedeuten. Offenbar war dies nicht geplant gewesen. Etwas hatte den großen Krieger mit aller Macht nach drüben gezogen. Diese Narren spielten mit dem Götterfunken, als hielten sie eine Kinderrassel in der Hand. Der Wolf schnaubte verächtlich. Das würde ihn nicht hindern. Das Tor war nun deutlich sichtbar am Horizont zu erkennen. Seine Umrisse waberten in der Gluthitze dieser verdammten Einöde. Auch eine andere Angelegenheit war in eine entscheidende Phase eingetreten. Der Träumer und der Krieger saßen nun beieinander. Der Wolf war sehr zufrieden mit sich, daß er dieses Dankhart-Wesen richtig eingeschätzt hatte. Er war sehr klug, dieser Krieger der anderen Seite und hatte sich nicht auf eine offene Konfrontation mit dem Gezeichneten eingelassen. Sonst wären alle seine Pläne schon zunichte

gemacht worden. Nein, das Dankhart-Wesen hatte sich dem Träumer in scheinbar friedfertiger Absicht genähert und es war ihm gelungen, sein Mißtrauen einzuschläfern. Der Träumer war noch sehr unerfahren und sich seiner ungeheuren Macht nicht bewußt. Und Fenrir wollte, daß dies noch lange so blieb. Die Chance dafür standen gut, da der große Krieger im Moment zu sehr mit sich selbst beschäftigt war, um sich um den Träumer zu kümmern. Diese Schwachköpfe hatten den großen Krieger für kurze Zeit zu sich geholt und dafür den leichtfertigen Mann der Wissenschaft, der geglaubt hatte, mit dem Götterfunken umgehen zu können, in diese Welt geschleudert. Gerne wäre Fenrir dabei gewesen, wenn dieser Wicht vor ihm aufgetaucht wäre, um ihm seinen eisigen Atem in die eitle Fratze zu hauchen. Aber sicher würde alleine schon der Anblick der Einöde mit der ewig gleich stehenden Sonne genügen, einen schlichten Geist wie den Seinen für immer in eine Ecke zu jagen, aus der er sich nie mehr hervor wagen würde. Schon die erste Begegnung mit dem Götterfunken hatte ihn geprägt. Nun war er nur noch eine leere, sabbernde Hülle. Fenrir konzentrierte sich auf die jetzt vor ihm liegende Aufgabe. Es galt das Tor zu durchschreiten und das Werk zu vollenden. Noch war seine Kraft nicht an ihrem Höhepunkt angelangt. Dies sollte erst der Fall sein, wenn er das Tor passierte und es hinter sich zerstörte, damit der Krieger ihm nicht folgen konnte. Fenrir nahm seinen Trab wieder auf, mit dem beruhigenden Gefühl, jetzt endlich das Ziel vor Augen zu haben. Der Gedanke schenkte ihm zusätzliche Kraft und er streckte seinen Körper, um seine Geschwindigkeit zu verdoppeln.

78

Wutentbrannt wollte sich der Krieger wieder seinem ersten Gegner zuwenden, der es gewagt hatte, ihn so unvermittelt in diese Welt zu schleudern. Doch seine linke Hand fuhr ins leere. Und seine rechte umklammerte wieder den Zügel seines treuen Sleipnir. Der gewaltige Mann schnaubte sein Wut heraus und war doch gleichzeitig fast so etwas wie erleichtert, wieder in der vertrauten Gluthitze zu reiten. Er erkannte, daß seine klugen Gefährten das einzig richtige getan hatten und sich sofort auf den Weg zum Tor gemacht hatten. Sleipnir flog in vollem Galopp über die Ebene und der Krieger erspähte weit weg am Horizont zwei schwarze

taumelnde Punkte am blutroten Himmel. Hugin und Munin waren auf dem Weg zu ihm. Beide Raben landeten fast gleichzeitig links wie rechts auf seiner Schulter. „O Herr, wo wart Ihr bloß so lange?“, krächzte Munin, während Hugin sein Gefieder ordnete. Er war der eitlere von beiden und gab sich oft unnahbar. „Herr, Fenrir hat das Tor fast erreicht. Er nähert sich ihm von der entgegengesetzten Seite und wird vor uns da sein. „Dann,“ grollte der grimmige Reiter trotzig, „muß der Träumer zeigen, ob er das Vertrauen, das wir in ihn gesetzt haben, rechtfertigt. Er muß es schaffen, wenigstens so lange, bis wir das Tor erreicht haben. Flieg, mein guter Sleipnir, flieg, jetzt gilt es.“ Das achtbeinige Pferd bäumte seinen sehnigen Körper noch einmal auf, sammelte alle Kräfte und raste über den glühenden Sand dahin, während die beiden Raben aufstoben, um ihren Erkundungsflug fortzusetzen.

79

GAMBIT

***„Hey little baby don't you lean down low, your brain's
exposed and it's starting to show
Your rotten thoughts, yeuch!„***

„Death and Night and Blood,, The Stranglers

Kaden stellte die Teekanne und die Tassen auf das Tablett und trug alles in sein Arbeitszimmer. Irgendwie hatte die Szene etwas sehr Groteskes an sich, als er so den Raum betrat. Dankhart hockte mit dem Rücken zu ihm vor dem Kamin, in dem nun ein wärmendes Feuer loderte und rieb sich die

Hände über den Flammen. Ein unbeteiligter Zuschauer hätte bei dieser scheinbar idyllisch anmutenden Szenerie zu keiner Zeit vermuten können, daß er in Wahrheit dem Auftakt zu einem beispiellosen Duell beiwohnte.

Kaden stellte das Tablett inmitten der Bücherstapel auf den niedrigen Tisch in der Mitte des Raumes. Er ging zu seinem Bücherschrank, öffnete eine der Glastüren und holte hinter einem Stapel Bücher eine Flasche mit schottischem Maltwhiskey hervor. Er goß sich eine reichliche Portion in seine Tasse, ehe er den dampfend heißen Tee hinterher kippte. Obwohl er sehr begierig war, zu erfahren, was der Fremde ihm mitzuteilen hatte, beschloß er, Dankhart die Eröffnung zu überlassen und schlürfte genüßlich das heiße Gebräu. Nach dem anstrengenden Marsch durch den hohen Schnee, spürte er die wärmende Wirkung des Alkohols fast umgehend. Kaden entspannte sich und setzte sich auf den Stuhl hinter seinen Schreibtisch. Dann drehte er sich zu Dankhart um, der immer noch vor dem Kamin hockte und seine Hände über dem Feuer wärmte. Endlich stand der große Mann auf, reckte seine gewaltigen Schultern, als wollte er Kaden mit seiner schieren körperlichen Gegenwart beeindrucken und drehte sich ganz langsam um. Die Bewegung hatte etwas sehr Geschmeidiges und zugleich Kraftvolles an sich. Kaden wurde einmal mehr bewußt, daß er es hier durchaus nicht mit einem gewöhnlichen Menschen zu tun hatte. Dankhart blickte auf das Tablett mit dem Tee und dann auf Kaden.

Er sog die Luft prüfend ein. „Whiskey? Hm. Noch so ein erstaunlicher Effekt, der bisher nur bei Ihnen zu entdecken ist, Kaden. Jeder der Probanden wäre schon beim Geruch von Alkohol sinnlos betrunken gewesen. Bei Ihnen scheint Nimrod höchst erstaunliche Ergebnisse zu zeitigen.“

Kaden wußte nicht, von was Dankhart sprach, hatte aber eine vage Ahnung, daß alles mit seinem jetzigen Zustand zusammenhing. „Sie sagten vorhin, daß ich krank sei. Bis auf einige höchst erstaunliche Phänomene, die ich an mir feststellen konnte, habe ich allerdings nicht das Gefühl, daß ich krank bin. Im Gegenteil, viele Dinge funktionieren wesentlich besser als vorher. Was also hat das alles zu bedeuten?“

Dankhart ging zum Tisch hinüber und schenkte seine Tasse voll. Mit beiden Händen umfaßte er den Pott und schlenderte wieder zum Kamin, wo er sich einen Sessel heranzog und sich Kaden gegenüber setzte. Lässig schlug er die Beine übereinander und blies in den dampfenden Tee. „In der Tat ist es so, Kaden“, begann er und schlürfte geräuschvoll, „daß Sie

eigentlich jetzt schon todkrank vor mir liegen müßten, den ganzen Körper mit Metastasen verseucht. Daß dem nicht so ist, ist einer der Gründe, warum ich Sie auf diese ungewöhnliche Weise aufgesucht habe.,, Kaden winkte ab: „Der eigentliche Grund, warum Sie mich auf diese, wie Sie zurecht sagen, ungewöhnliche Weise aufgesucht haben, ist der, daß Sie vorhatten, mich zu überrumpeln. Jetzt, nachdem Sie gemerkt habe, daß Ihnen das nicht gelungen ist, schwenken Sie auf eine andere Taktik um. Aber lassen wir das. Warum sollte ich eigentlich jetzt todkrank sein. Das interessiert mich vielmehr und, wer schickt Sie?.,

Dankhart reagierte nicht auf den Seitenhieb, was seinen Versuch betraf, Kaden zu überrumpeln. Diesen Punkt hatte er innerlich abgehakt. Aber Kaden, hatte dies erstaunlich schnell erkannt. Wenn es stimmte, was er bisher über diesen merkwürdigen Schreiberling wußte, dann war er überdurchschnittlich intelligent. Nahm man noch die Wirkung von Nimrod dazu, die jedenfalls bei den bisher damit behandelten Probanden immer eine Steigerung der intellektuellen Fähigkeiten zur Folge gehabt hatte, wuchs Dankhart in Kaden ein mehr als ebenbürtiger Kontrahent heran. Zumindest was die Intelligenz betraf. Dankhart war seinerseits klug genug, diesen Aspekt trotz seiner physischen Überlegenheit nicht zu unterschätzen.

Er nahm noch einen Schluck Tee, bevor er antwortete: „Ich werde Ihnen jetzt in einer Art Frage- und Antwortspiel die Erklärungen geben, die Sie wünschen. Es ist richtig, daß Sie vor einiger Zeit von einem wild geworden Dachs gebissen wurden und daß Sie sich über das merkwürdige Verhalten der Wildtiere im Wald Gedanken gemacht haben.,, Kaden nickte nur. Dankhart fuhr mit seinem Spiel fort: „Des weiteren sind Sie mit Dr. Wilbrecht in Kontakt getreten und haben ihn bezüglich des unnatürlichen Verhaltens der Tiere kontaktiert. Wilbrecht hat eine Analyse ihres Blutes vornehmen lassen. Unterbrechen Sie mich, wenn ich etwas Falsches sage. Seit dem Biß des Dachs haben Sie ungewöhnliche Phänomene an sich festgestellt. Dazu gehören übersteigerte Sinneswahrnehmungen sowie Wahnvorstellungen.,,

Kaden unterbrach ihn: „Ganz davon abgesehen, daß Wahnvorstellungen aus Sicht des Kranken eine rein subjektive Angelegenheit sind, weil der Kranke durchaus nicht in der Lage sein könnte, eine Wahnvorstellung als solche zu erkennen, haben Sie recht. Wie ich allerdings schon sagte, fühle ich mich darüber hinaus durchaus gesund. Was haben Sie mit Wilbrecht gemacht?., Dankhart stellte seine Tasse auf dem Boden ab und lehnte sich wieder im Sessel zurück. Er verschränkte die Hände im Nacken und sagte: „Nichts, wie ich schon sagte. Sie werden mir glauben, wenn Sie mir bitte

zuhören wollen. Ich fand seinen Wagen auf der Straße, die vom Wald hier her führt. Offensichtlich hatte er aufgrund der Wetterlage beschlossen, sein Fahrzeug anzuhalten. Wie ich inzwischen festgestellt habe, ist er von einem Wildschwein getötet worden, daß durch die Windschutzscheibe gebrochen war. Ich habe das Tier später tot im Wald gefunden. In seinem Fell fand ich Splitter von der Windschutzscheibe und die Hauer waren noch voller Blut. Es gibt eigentlich keinen Zweifel., Kaden stutzte: „Tot, sagen Sie? Hat es sich bei dem Angriff so schwer verletzt, daß es...“, „Nein,, unterbrach Dankhart ihn. „Das hat damit nichts zu tun. Alle Tiere im Wald und in der Umgebung sind tot. Wegen Nimrod., „Nimrod?“, „Ja, so nennen wir eine Substanz die in Kristallen gefunden wurden, die ein Alter von etwa zwölf Milliarden Jahren aufweisen. Lassen Sie mich aber der Reihe nach erzählen und Sie werden verstehen. Wie Sie schon zurecht bemerkt haben, hat man mich geschickt. Ich bin im Auftrag eines sehr mächtigen Konzerns hier, der bei seiner Arbeit größten Wert auf Diskretion legt. Pal-Gen, so der Name des Unternehmens ist Ihnen sicherlich bekannt., Kaden nickte. Der Pharma-Konzern war weltweit aktiv und hatte sich durch große Investitionen in die Infrastruktur einen Namen speziell in dieser Region gemacht. Kaden, der sich nur am Rande für das tagespolitische Geschehen interessierte, hatte darüber zufällig in einer Zeitung gelesen. Ansonsten wußte er nicht viel über dieses Unternehmen. Dankhart fuhr in seiner Erklärung fort: „Wissenschaftlern von Pal-Gen ist es gelungen, einen Organismus wieder zum Leben zu erwecken, der zwölf Milliarden Jahre in Kristallen eingeschlossen war. Wie diese Kristalle auf die Erde gelangten ist, wie so vieles andere, noch unklar. Fest steht jedenfalls, daß dieser Organismus, wir nennen ihn Nimrod, wieder lebt und...wie soll ich sagen, mehr oder weniger, außer Kontrolle geraten ist., Kaden hob die Augenbrauen: „Mehr oder weniger?“, „Offenbar,, Dankhart mußte sich räuspern, „Offenbar ist Nimrod außerhalb des Hochsicherheitstraktes gelangt und konnte sich ausbreiten. Nimrod, wir wissen immer noch nicht genau, um was es sich dabei handelt, verbreitet sich rasend schnell. Aber wie es aussieht haben wir Glück gehabt. Die Tierpopulation des Waldes ist ausgelöscht. So hat die Schnelligkeit mit der Nimrod sich ausbreitet auch seine Vorteile. Bevor er richtig um sich greifen kann, sind die infizierten Objekte schon tot. Und in toten Körpern ist Nimrod nicht mehr nachzuweisen. Nimrod hat bisher eine hundertprozentige Lethalität. Sie bilden die einzige Ausnahme und erfreuen sich, wie ich sehen kann, bester Gesundheit.,

„Und das,, schloß Kaden und trank den Rest seines Whiskey-Tee-Gemisches aus, „das ist der Grund, warum man Sie zu mir geschickt hat. Sie

sollen mich in ihr sogenanntes Hochsicherheitslabor bringen und dort wird man mich in meine Einzelteile zerlegen, um dem Geheimnis meiner Widerstandsfähigkeit auf die Spur zu kommen. Was verspricht Pal-Gen sich davon? Ein neues Supermedikament,? Oder den Übermenschen? Wollen Sie Götter schaffen oder Gott spielen? Aber was rede ich da. Konzerne wie der für den sie arbeiten, tun das ja ohnehin. Heute sagt man nicht mehr „Gott spielen,.. Global Player hört sich da doch wesentlich kosmopolitischer an.,, Dankhart fuhr ungerührt fort: „Sehen Sie Kaden. Ich bin nur ausführendes Glied einer langen und sehr komplizierten Kette. Was ich Ihnen erzählt habe, ist alles, was ich weiß,, log er und beobachtete dabei Kadens Reaktion ganz genau. Dessen Konzentration galt aber im Augenblick mehr dem Whisky, was Dankhart durchaus recht war. Offenbar hatte Nimrod keinen Einfluß auf Kadens Suchtverhalten. Um so besser. Das machte ihn für Dankhart leichter ausrechenbar. „Es ist zu ihrem Besten, wenn Sie einfach mit mir gehen und sich untersuchen lassen. Ich verspreche Ihnen, daß Ihnen nichts geschehen wird, so lange ich bei Ihnen bin. Und ich habe vor, bis zum Ende bei Ihnen zu bleiben.,, Das hatte Dankhart tatsächlich vor und diesmal hatte er keine Angst, Kaden könnte ihn beim Lügen ertappen. Kaden starrte in seine Tasse, als er antwortete: „Bis zum Ende, ja? Finden Sie nicht, daß das alles reichlich vage und dünn ist, was Sie mir da auftischen? Sicherlich ist das alles furchtbar illegal, was da bei Pal-Gen passiert. Aber ich denke auch, daß das niemanden in Ihrem Konzert furchtbar interessiert, nicht wahr?,, Dankhart verzog keine Miene: „Wissen Sie, Pal-Gen übt Einfluß bis in höchste Regierungskreise aus. Die Tatsache, daß Sie mit mir kommen, ist auch im Interesse dieses Staates. Einige sehr wichtige Mitglieder des Kabinetts haben dafür gesorgt, daß große Summen in dieses Projekt geflossen sind und noch fließen werden. Jedenfalls, wenn nicht weiter gravierende Fehler passieren. Ein solch gravierendes Ereignis ist zum Beispiel die Tatsache, daß Nimrod bis hierher gelangen konnte. Und meine Aufgabe ist es, dafür zu sorgen, daß Nimrods Weg hier endet, Kaden.,,

„Langsam beginne ich an Ihrer Intelligenz zu zweifeln. Ich tue also Gutes für Vater Staat, wenn ich mich Ihnen anschließe, sagen Sie? Sie wollen doch wohl nicht allen Ernstes an meine patriotischen Instinkte appellieren, um mich dazu zu bewegen, Ihnen wie ein Schaf zur Schlachtbank hinter her zu laufen. Wollen Sie mich beleidigen? Ich habe also Nimrod in mir, was? Einen Bazillus aus dem Weltall, ein Virus, ein Was-auch-immer-us? Weil ein Billiardenschwerer Konzern zu dämlich ist, auf ein paar Mikroorganismen aufzupassen. Huch, Tschuldigung. Jemand hat das Fenster offen gelassen. Dankhart, könnten Sie vielleicht mal nachsehen? Weit kann es noch nicht

sein. Und wenn Sie zurück kommen, können Sie auch gleich einen Liter Milch mitbringen.,, Dankhart lächelte, denn er merkte, daß Kadens Empörung gespielt war: „Ihr kabarettistisches Talent in allen Ehren. Aber Kaden, wenn Sie sich genau beobachtet haben und das tun Sie, denn ich habe einiges von Ihnen gelesen, dann wissen Sie, daß es sich hier nicht um einen gewöhnlichen, primitiven Organismus handelt. Nicht um irgend einen Einzeller, den ein paar verrückte Wissenschaftler mit wirr vom Kopf abstehenden Haaren in ein schleimiges vielarmiges Monster verwandeln wollen. Nein, hier geht es um etwas Höheres. Und zwar in vielerlei Hinsicht. Etwas von eher spiritueller Natur, etwas, daß ich schon seit langer Zeit suche und von dem ich hoffe, daß ich es bei Ihnen finde. Weil Sie es nun in sich tragen und schon vorher in sich getragen haben. Was ich Ihnen jetzt sage, können Sie als einmaliges Angebot von mir ansehen, Ihnen das Leben zu retten. Sagen wir, ich schlage Ihnen ein Geschäft vor, obwohl Sie eigentlich nicht in der Situation sind, zu handeln. Das Gesetz des Handelns liegt eigentlich bei mir. Verstehen Sie? Ich werde Ihnen dieses Angebot nur einmal machen!., Kaden ließ die Tasse in seiner Hand sinken. Er spürte, Dankhart sprach die Wahrheit, die ganze Wahrheit. Und zwar aus ureigenstem Interesse. Dankhart war auf der Suche nach ihm, Kaden, gewesen, weil Dankhart auf der Suche nach sich selber war. Und er, das wußte er nun, sollte für Dankhart die Rolle des Katalysators spielen. Als Dankhart sich jetzt leicht nach vorne beugte und Kaden ansah, glomm so etwas wie Leidenschaft in diesen leeren, sonst so ausdruckslosen Augen. Und noch etwas konnte Kaden erkennen, als ihm ein kleiner Einblick in diesen devastierten, verdorbenen Geist gewährt wurde. Hunger, so großer spiritueller Hunger, daß Kaden augenblicklich zurückwich, aus Angst davor, von diesem Vakuum augenblicklich aufgesogen zu werden. Doch so schnell wie Dankharts emotionales Leck sich aufgetan hatte, so schnell schloß es sich auch wieder. Kaden konnte förmlich sehen, wie sich die telepathische Irisblende Dankharts schloß, als er seinen Geist zurückzog, um ihn vor Kadens innerem Auge zu verbergen. Doch Kaden hatte genug gesehen. Genug, um zu wissen, daß Dankhart ihn töten würde, wenn er seiner nicht mehr bedurfte. Dieses Wissen jedoch war eine starke Trumpfkarte in Kadens Hand. Davon, wie er sie ausspielen würde, hing sein Leben ab. Kaden blickte auf den trocknen Boden seiner Tasse und dann sehnsüchtig zu der Whiskyflasche, die im Bücherregal stand. Er beschloß, daß Spiel zu spielen. Wenn er gut genug war, konnte er nach einer Weile seine eigenen Spielregeln aufstellen. Aber nur, wenn er wirklich sehr gut war. „Nun, Dankhart,,, sagte er schließlich, „in gewisser Weise haben Sie recht. Das, was in letzter Zeit mit

mir geschehen ist, hat mir Angst eingejagt, mich aber gleichzeitig auf eine mir unerklärliche Weise angezogen, weil auch ich vielleicht nach etwas auf der Suche bin. Und weil ich glaube, kurz davor zu sein, es gefunden zu haben. Ich werde auf ihr Angebot eingehen. Aber nur unter einer Bedingung.. Dankhart richtete sich auf. In seinen Augen blitzte es kurz triumphierend auf: „Und die wäre?“, fragte er kühl. „Empfehlen Sie meine Bücher weiter..“ Kaden grinste, ging zum Bücherregal und schenkte sich einen kräftigen Schluck nach, während Dankhart ihn düster anstarrte.

80

DER GÖTTERFUNKE

Oktober 2000, das Institut

„Weiß jemand, wo sich Dankhart aufhält?“, fragte Kortner in die Runde und schob dabei nervös seine ständig nach unten rutschende Hornbrille das Nasenbein hoch. Kleine Schweißtröpfchen hatten sich auf seiner Oberlippe gebildet und glänzten ölig im Neonlicht. Watanabe und Cellarius blickten sich ratlos an und zuckten synchron mit den Schultern. Schließlich ergriff Cellarius das Wort: „Er ist uns nicht direkt unterstellt, sondern nur dem Dicken, wie Sie wissen. Einzig Westphal hatte ihm noch Anweisungen zu geben. Aber dieser merkwürdige Kerl macht ohnehin, was er will. Einer der Computer-Spezialisten hat mir neulich erzählt, daß es Dankhart offenbar gelungen ist, das komplette Nimrod-Programm samt aller bisheriger wissenschaftlicher Aufzeichnungen zu entschlüsseln. Er war nur durch einen Zufall darauf gestoßen. Aus Angst vor den Konsequenzen hat er es allerdings nicht gemeldet. Jeder hier fürchtet diesen komischen Kerl und

keiner traut sich irgend etwas gegen ihn zu unternehmen., „Weil wir ihn brauchen.,, fauchte Kortner. „Sie wissen ja, was passiert ist, neulich. Erst dieser Vorfall mit dem Vogel und dann die zweite Kontamination nicht lange danach. Niemand weiß bisher, was aus der Sache mit dem Vogel geworden ist. Westphal wird zwar unterrichtet, darf uns aber nicht über Sicherheitsfrage informieren. Was dabei raus kommt, haben wir ja jetzt gesehen. Offenbar hat Westphal in einer Art Kurzschlußreaktion Dragmir Nimrod verabreicht. Die Frage ist, warum Westphal sich so unter Druck gesetzt fühlt, wenn da oben nicht so einiges aus dem Ruder läuft., Cellarius wollte kleinlaut einwenden: „Aber wir haben doch gewußt, auf was wir uns einlassen. Der Vertrag..., „Vertrag, Vertrag.,, schnitt Kortner ihm das Wort ab. „Stand das jetzt auch im Vertrag. Schließlich sind wir ein Team. Oder nicht? Seit Jahren rätseln wir nun herum, mit was wir es zu tun haben. Westphal hat uns auch nicht weiter gebracht. Gut, er hat das Verfahren zur Isolation Nimrods so billig gemacht, daß uns die Weiterarbeit an dem Projekt ermöglicht wurde. Nichts gegen ihn als Fachmann. Aber auch er macht Fehler, wie wir sehen. Er hat die Nerven verloren. Sonst hätte ausgerechnet er so etwas unüberlegtes nie getan. Nur Westphal weiß Bescheid, wenn überhaupt, was da oben vor sich geht. Bisher haben wir keine Rückmeldung erhalten, ob der Vogel des beseitigten Mitarbeiters infiziert war. Ich brauche Ihnen nicht zu sagen, wie schnell Nimrod sich ausbreitet. Wenn es in dichtbesiedeltes Gebiet gelangen sollte, sind die Folgen unabsehbar. Wir wissen einfach nicht, mit was wir es zu tun haben und lassen es auf die Welt los. Wir haben das nicht nur wegen des Geldes getan. Das wissen wir alle. Wir sind Wissenschaftler. Menschen, die sich in ihrer Art und Weise zu denken über Konventionen hinweg setzen. Und hier hat man uns die Möglichkeiten geboten, Grenzen zu überschreiten, von denen wir oben nicht einmal zu träumen wagten. Wir alle haben unter den Fesseln der uns oktruierten Ethik und Moral gelitten, weil wir so einfach nicht weiterkamen. Kleingeisterei und Engstirnigkeit waren unsere größten Feinde. Und jetzt droht uns wieder das gleiche Schicksal. Wir sollten nicht vergessen, daß man hier auch von unserem Wissen abhängig ist. Ich werde jetzt den Dicken benachrichtigen. Westphal ist im Moment nicht zurechnungsfähig. Wer weiß, ob er es je wieder wird. Seine Haare, haben Sie seine Haare gesehen? Schneeweiß, von heute auf morgen. Wie verfahren wir weiter mit ihm?, Cellarius deutete mit den Händen an, daß er es auch nicht wüßte: „Wir müssen uns erst die Aufzeichnungen ansehen, bevor wir genaueres sagen können. Dr. Kortner, es liegt nun an Ihnen, zu entscheiden, was weiter geschieht.,, Kortner blickte gebannt auf die Schreibtischplatte vor

ihm. Sie hatten sich, nachdem sie Dragmir auf seinem Bett fixiert und den verwirrten Westphal unter starken Beruhigungsmitteln in die Intensivstation gebracht hatten, im Büro des Professors getroffen, um Kriegsrat zu halten. „Westphal hätte uns wenigsten darüber informieren müssen, was er vorhatte. Was mag er sich bloß dabei gedacht haben. Was ist schief gelaufen?“, Cellarius sah beide an: „Ich glaube, ich habe vielleicht eine Antwort. Der Computer-Spezialist hat mir noch etwas anderes anvertraut. Westphal hatte an einem erstaunlich hoch entwickelten Programm gearbeitet, daß unsere Arbeit mit Nimrod theoretisch immer weiter führte und Zukunftsszenarien entwickelte. Sehr ausgefeilt und wirklich professionell gemacht, wie mir gesagt wurde. Offenbar hat Westphal es vor uns geheim gehalten. Auf jeden Fall zeigte das Programm an, daß unser Projekt unweigerlich zum Chaos führen würde. Und zwar zu einem Chaos, von dem die gesamte Menschheit betroffen sein würde. Wer weiß, vielleicht hat ihn das zu der Kurzschlußreaktion veranlaßt, Dragmir mit Nimrod bis an die Halskrause voll zu pumpen.“, Kortner stöhnte auf: „Dafür übernehme ich nicht die Verantwortung. Der Dicke wird toben. Aber vielleicht sollten wir das ganze Projekt erst mal vorübergehend einstellen. Solange bis wir Gewißheit haben, was da draußen geschehen ist. Dieses Abgeschnittensein ist auf Dauer nicht gerade förderlich für das Arbeitsklima. Ich denke, daß uns der Dicke einige Antworten schuldig ist. Ich werde Sie selbstverständlich auf dem Laufenden halten.“, Kortner griff zum Hörer und sah Watanabe und Cellarius an. „Sie beide könnten sich schon einmal die Videoaufzeichnungen aus der Zelle anschauen. Vielleicht erhalten wir dadurch Aufschluß, über das was dort geschehen ist.“, Watanabe und Cellarius erhoben sich und verließen das Büro Westphals, in dem Kortner nun die Regie übernommen hatte. Er schob noch einmal die Brille nach oben, dann drückte er auf einen Knopf an der Tastatur. Es hatte kaum geklingelt, als die wohl vertraute heißere Stimme am anderen Ende zu vernehmen war: „Ja?“, „Kortner hier...“, „Kortner, wieso Sie. Das ist die Notrufleitung. Das heißt doch...“, „Ja, genau. Westphal ist zur Zeit nicht ansprechbar. Es hat so etwas wie einen Unfall gegeben. Nein, Dragmir lebt noch. Lassen Sie mich doch in Ruhe erklären...“, ja, schließlich wollen Sie wissen, was hier geschehen ist.“, In groben Zügen legte Kortner die letzten paar Stunden dar, dann fügte er hastig an: „Wir müssen wissen, was oben geschieht. Sonst läuft hier unten gar nichts mehr, hören Sie?“, Kortner lauschte auf das schwere Atmen. Seine Hand, die den Hörer hielt, war klatschnaß. „Draußen“, antwortete die schwer schnaufende Stimme endlich, „Draußen ist momentan noch alles in Ordnung. Dankhart ist gerade dabei, alle Probleme zu beseitigen. Bisher hat er allerdings noch keine

Verbindung mit mir aufnehmen können. Ich denke, das liegt an dem vielen Schnee., „Schnee?“, entfuhr es Kortner ungläubig. „Ja, es handelt sich um einen ungewöhnlich frühen Wintereinbruch, wie ihn dieses Land noch nicht gesehen hat. Niemand kann sich das erklären. Das ganze Land versinkt im Chaos. Soviel wir wissen, ist das in ganz Europa so. Manche behaupten, sogar auf der ganzen Erde. Noch nie dagewesen. Überall herrscht der Ausnahmezustand. Seien Sie froh, daß sie da unten sind. Hier oben geht nichts mehr. Für uns ist das allerdings in gewisser Weise von Vorteil. So kann Dankhart in aller Ruhe arbeiten. Er beseitigt alle Spuren, die Nimrod hinterlassen haben könnte und wird Ihnen einen sehr interessanten Mann liefern, der ihre Arbeit entscheiden voran bringen könnte. Irgendein verrückter Schriftsteller, ein Sonderling, der sich in ein einsames Haus am Waldrand zurückgezogen hat. Alle Umstände sprechen also für uns. Er wurde mit Nimrod infiziert, ohne daß bei ihm die üblichen Symptome wie Metastasen oder ähnliches aufgetreten wären und erfreut sich bester Gesundheit. Vielleicht ist dieser Mann der Schlüssel zu unserem Problem. Ich kann nur hoffen, daß Dankhart es schafft, sich bald zu melden.,

Kortner horchte auf. Westphal war vorerst außer Gefecht gesetzt. Und es war nicht sicher, ob er jemals wieder in den Vollbesitz seiner geistigen Kräfte gelangen würde. In Wahrheit hatte Kortner damals damit gerechnet, das Projekt übertragen zu bekommen, als man ihm plötzlich Westphal vor die Nase gesetzt hatte. Zwar hatte er es akzeptiert. Denn für Eifersüchteleien dieser Art wurde er zu gut bezahlt. Doch hier bot sich die Chance, das Projekt selber weiterzuführen. Schließlich hatte sich Westphal mehr oder weniger selber aus dem Weg geräumt. Kortner griff sofort zu: „Gut, ich will aber, daß man mir das Projekt überträgt. Es wäre ein zu großes Risiko, jetzt auf die Genesung Westphals zu vertrauen., „Na gut, Kortner. Sie sind lange genug dabei. Viele Möglichkeiten bleiben uns ohnehin nicht. Und Sie wissen auch, was passiert, wenn das da unten schief geht? Niemand wird jemals erfahren, daß es dieses Labor gegeben hat. Von ihnen und ihren Kollegen ganz zu schweigen. Verstanden? Sie wissen, daß alles so arrangiert ist, daß wir das problemlos in die Wege leiten können. Hören Sie? Sehen Sie zu, daß Westphal wieder auf den Damm kommt. Wir brauchen diesen Mann. Wenn ich Nachricht von Dankhart habe, dann lasse ich Sie es wissen. Dieser Mann von dem ich sprach, ein gewisser Kaden, er könnte noch sehr wichtig für uns werden. Dankhart weiß, was er zu tun hat. Er ist ein guter Mann., Kortner dachte an das, was Cellarius ihm noch vor wenigen Augenblicken über den Sicherheitschef gesagt hatte und beschloß es für sich zu behalten. Man sollte nicht gleich alle Asse aus dem Ärmel zaubern. „Also gut, wir arbeiten weiter.

Liefern Sie uns den Mann. Und noch etwas. Können Sie uns Videobänder besorgen, von dem, was da draußen abläuft? Ich meine dieses Wetterphänomen, diesen Wintereinbruch. Aus den Nachrichten, alles, was Sie auftreiben können., „Wozu?“, schnaubte es am anderen Ende mißtrauisch. „Hat keinen bestimmten Grund,“, log Kortner, „Reine Neugier., Als der Dicke aufgelegt hatte, lehnte Kortner sich zurück. Er mußte an das denken, was der andere über das Wetter da oben gesagt hatte. Vor drei Monaten waren sie alle das letzte Mal oben gewesen. Für eine Woche im Juli. Seitdem hatten sie hier unten unablässig an dem Projekt gearbeitet. Hier unten gab es keine Ablenkung außer Nimrod. Dafür hatten sie alle hier mit ihrem Blut unterschrieben. Für Fernsehen oder Radio wäre ohnehin keine Zeit gewesen und davon abgesehen, interessierte es auch niemanden wirklich. Niemand hatte ihnen verboten, sich mit dem zu beschäftigen, was da oben vor sich ging. Aber gerade weil sie mit der Welt da oben nicht mehr viel im Sinn hatten, waren sie bei diesem Projekt dabei. Alle, ausnahmslos. Nach diesen Aspekten hatte man sie auch ausgesucht. Sie waren mehr oder weniger aus eigenem Willen bisher von der Außenwelt komplett abgeschnitten gewesen. Nur so war es ihnen möglich, sich uneingeschränkt und ausschließlich ihrer Aufgabe zu widmen. Und die hieß Nimrod. Kortner stützte seinen Kopf in beide Hände und rieb sich das müde Gesicht. Ihm fiel Watanabes abwegige Theorie vom Götterfunken ein. Dann dachte er an die übereinstimmenden Wahnvorstellungen der Probanden, die mit Nimrod behandelt worden waren. Er wolle gerade Watanabe zu sich rufen, als die Tür aufgerissen wurde. Cellarius und Watanabe stürzten sichtlich aufgelöst herein. Watanabe hielt eine Videokassette in die Höhe. Offensichtlich das Band, auf dem der Vorfall in Dragmirs Zelle aufgezeichnet war. „Das,“, schnaufte Watanabe außer sich vor Aufregung, „Das müssen Sie sich ansehen. Es übertrifft meine kühnsten Erwartungen.,“ Kortner sah ihn erstaunt an: „Was meinen Sie damit, Watanabe?“, Der Japaner blickte ihn triumphierend an: „Nimrod, ich meine Nimrod. Und wir haben damit herum gespielt, als wäre es irgendein...irgendein Bazillus. Mein Gott...,“ Kortner rutschte unruhig auf seinem Stuhl hin und her: „Quatschen Sie nicht in Rätseln, Mann.,“ Statt zu antworten, stürmte Watanabe auf den Videorecorder hinter Kortners Schreibtisch zu und legte die Kassette mit fliegenden Fingern ein. Cellarius hatte derweil in einem Sessel Platz genommen. Er wirkte sichtlich verwirrt und stammelte irgend etwas Unverständliches vor sich hin, während er fortwährend mit einem Taschentuch seine Augen betupfte, so als würde er weinen. „Sehen Sie, Kortner,“, sagte Watanabe, während er den

Videorecorder einschaltete, „das ist die wahre Natur, dessen, was Dragmir im Himalayamassiv gefunden hat., Der Bildschirm erhellte sich.

Gebannt starrte Kortner auf das sich ihm bietende Bild. Man sah Westphal, wie er in Dragmirs Zelle kam und dem Wärter Anweisungen gab, ihn mit dem Russen alleine zu lassen. Obwohl Watanabe ihn mit einem „Aufpassen, jetzt geht's los!,, warnte, fuhr Kortner zusammen, als das Heulen ertönte. Erschrocken beobachtete er, wie Dragmir sich wandelte und schließlich, getroffen von Westphals Injektionsnadel, das Bewußtsein verlor. Watanabe hastete zum Videorecorder und spulte zurück. An der Stelle, wo Dragmirs merkwürdige Metamorphose einsetzte, hielt er das Bild an. Sie starrten jetzt alle in das einäugige, ehrfurchtgebietende Gesicht eines Wesens, das nichts mehr mit dem friedfertigen russischen Gelehrten gemein hatte. „Odin,, entfuhr es Watanabe atemlos und ehrfürchtig. Kortner erstarrte und drehte seinen Sessel ganz langsam zu dem Japaner hin. „Was, bitte?,, „Odin, der Allvater. Der Herr der Welt, oberster Gott der Asen. Oder Wotan, der Wütende. Er war „außer sich,, ein Gott des Rausches und der Ekstase bis hin zur Selbstvergessenheit und Selbstaufgabe, wie sie sich in seiner kriegerischen Gefolgschaft, den blutgierigen Berserkern, äußerte. Doch durchstreifte er auch als einäugiger Wanderer die Erde. Er ist der allwissende Gott, der ein Auge opferte, um magisches Wissen zu erlangen. Odin kommt wohl der allgemeinen Vorstellung vom allmächtigen Gott, wie er in den Weltreligionen vorkommt, am nächsten. Odin war auch der Herr der Schlachten und der Totengott. Mit seinem Speer Gungnir zeichnete er diejenigen, die für den Tod auf dem Schlachtfeld bestimmt waren. Mit diesen „Einheriern „ zog er täglich in den Kampf, um sie für die Verteidigung der Götter in der entscheidenden, letzten Auseinandersetzung, die Ragnarök, vorzubereiten. Odin wird in den Ragnarök vom Fenriswolf getötet.,

Watanabe war nun nicht mehr aufzuhalten. Mit glänzenden Augen dozierte er weiter. „Erinnern Sie sich an die Halluzinationen der mit Nimrod behandelten Probanden? Die Ragnarök werden durch vier große eschatologische Ereignisse gekennzeichnet. Darunter der Weltenbrand, dann eine Art Sintflut, in der die Midgardschlange die Ozeane aufpeitscht; aber auch der Fimbulwinter und die Verdunkelung der Sonne, hervorgerufen durch den Fenriswolf, der sie verschlingt. Die Vernichtung ist jedoch keine endgültige. Gemäß einer zyklischen Weltvorstellung steigt eine neue, gereinigte Welt aus dem Meer.,

Kortner richtete sich in seinem Sessel auf, in den er immer tiefer hinein gesunken war, je länger Watanabes Monolog dauerte. „Und jetzt,, brummte er mißmutig „sagen Sie mir noch, daß jener mystische Zyklus sich über einen

Zeitraum von, sagen wir mal, zwölf Milliarden Jahren erstreckt und ich gebe mir das gleiche, was Westphal vorhin Dragmir verabreicht hat. Die gleiche Dosis!., Er mußte auch an das denken, was der Dicke ihm vorhin über den unnatürlichen Wintereinbruch berichtet hatte: „Fimbulwinter, hm?., murmelte er, während sich in seinem Magen ein großer, heißer Fleck ausbreitete. „Ich habe gerade Nachrichten von oben bekommen. Die Welt erstarrt in einem nie dagewesenen Wintereinbruch. Watanabe, was erzählen Sie uns da um Gotteswillen? Wir versuchen hier exakte Wissenschaften zu betreiben und Sie kommen uns mit diesem Götterzeugs., Watanabe sah ihn mitleidig an: „Sprachen wir nicht von ausgetrampelten Pfaden, mein Lieber? Was haben wir denn bisher herausgefunden? Nimrod weigert sich weiterhin hartnäckig, sich genetisch decodieren zu lassen. Unsere Decriffrier-Maschinen laufen seit Monaten rund um die Uhr. Mit der Rechnerkapazität hätten wir der Genom-Bank schon lange auf die Sprünge helfen können. Wir haben es hier mit etwas zu tun, was unsere Vorstellungskraft sprengt. Die Frage ist doch, wer war zuerst da, Gott oder der Mensch. Was ist Gott? Was ist Leben? Was ist diese Lebensenergie, die selbst dem kleinsten Organismus innewohnt? Was ist Inspiration, was Bewußtsein? Wir stehen doch immer noch ratlos vor dem Phänomen der Lebensenergie. Eben vor diesem Götterfunken. Wir können alles rational erklären und die Materie bis ins letzte, kleinste Teilchen durchleuchten. Dennoch haben wir noch keine schlüssige Antwort, was denn das ist, das wir als Leben bezeichnen. Wenn Nimrod dieser Götterfunke ist, müssen wir uns auch fragen, woher er kam, als er vor zwölf Milliarden Jahren entstand. Und wir sollten uns vor allen Dingen fragen, wer ihn uns geschenkt hat.,

„Ist geschenkt nicht vielleicht der falsche Ausdruck?., antwortete Kortner müde.

„Wie entzückend sind die Freuden der Einbildungskraft! In diesen ergötzlichen Momenten gehört uns die ganze Welt; nicht eine einzige Kreatur widersteht uns, wir verwüsten die Welt, wir bevölkern sie mit neuen Menschen und opfern sie im nächsten Augenblick. Kein Verbrechen ist uns unmöglich und wir zögern nicht, sie zu begehen, um den Schrecken zu ver Hundertfachen.,,

Marquis de Sade (1740-1814)

Kaden hielt dem wütenden Funkeln in Dankharts Augen stand, bis dieser sich zum Kamin umwandte und mit dem Feuerhaken in den glühenden Scheiten stocherte, daß die Funken den Rauchfang hinauf stoben. „Glauben Sie,, sprach Dankhart in die Flammen, „daß dies der geeignete Zeitpunkt für infantile Albernheiten ist?,, Kaden schürzte die Lippen und schmalzte mit der Zunge. „Na gut, meine Bücher verkaufen sich auf ohne Sie ganz gut. Die Frage ist doch nicht wirklich, Dankhart, was will dieser merkwürdige Konzern, sondern was wollen Sie? Ich meine Sie persönlich?,,

Dankhart drehte sich abrupt zu ihm um. Kaden konnte nur ahnen, daß der große Mann ihn anstarrte, da er im Gegenlicht des Kaminfeuers das Gesicht des Anderen nicht erkennen konnte. Er schenkte sich noch einen Whisky in seine Tasse. Diesmal ohne Tee. „Soll ich Ihnen mal was sagen, Dankhart? Was Ihr dort in irgend einem höchst geheimen und wahrscheinlich unverschämt teuren Labor versucht, gelingt mir schon seit Jahren erfolgreich. Und das völlig kostenfrei.,, Dankhart verzog weiter keine Miene, richtete sich aber erwartungsvoll auf. „Ich,, sprach Kaden und tippte sich dabei an die Stirn, „spiele nämlich auch Gott. Ich schaffe ganze Welten, vernichte sie und baue sie wieder auf. Ganz nach Belieben. Was andere, mangels Inspiration und Phantasie, in der Realität tun müssen, um sich ein halbwegs gesundes Ego zu bewahren, gelingt mir in der Phantasie. Thinking

is the best way to travel,, wenn Sie wissen, was ich meine. „Die Moody Blues,, entfuhr es Dankhart fast automatisch. Sein eidetisches Gedächtnis hatte wieder mal bestens funktioniert: „And you can fly, high as a kite if you want to, fast than light if you want to...,, „Ich staune,, bemerkte Kaden; und seine Anerkennung war keineswegs ironisch gemeint. „Dann wissen Sie doch, was ich meine, nicht wahr? Hitler hat Millionen von Menschen in den Tod geschickt. Ich könnte das auch. Allerdings mit etwas weniger Aufwand. Mir nichts dir nichts. Ich bräuchte mich bloß an diesen Bildschirm dort zu setzen und ein Szenario erarbeiten. Das Entsetzen, glauben Sie mir, ist das Gleiche.,

Dankhart stand von seinem Sessel auf und begann vor dem Kamin auf und ab zu gehen. Die Hände hatte er auf den Rücken gefaltet und sein Kinn war auf die Brust gesunken., Sie erwähnen einen Punkt, den ich vorhin schon einmal hatte anklingen lassen, wenn Sie sich erinnern?,, Kaden nickte: „Sie meinen das, wonach Sie auf der Suche sind?,, Dankhart sah ihm direkt in die Augen. „Ich habe Ihr Wesen schon draußen gespürt Dankhart. Ich weiß nicht, was Sie sind. Aber ich weiß, wie Sie sind. Obwohl Sie ein intelligenter Mann von großer Bildung sind, fehlt Ihnen etwas ganz Entscheidendes., Dankhart blieb stehen, setzte sich wieder und starrte Kaden reglos an. „Sie suchen, daß, was ich habe, nicht wahr? Und Ihre Mission, in der Sie für Pal-Gen eigentlich unterwegs sind, ist längst zweitrangig geworden. Unterbrechen Sie mich, wenn ich etwas Falsches sage., Dankhart entgegnete nichts, sondern blickte ihn noch eine Weile nachdenklich an und warf ein neues Scheit in den Kamin. Das Holz knisterte und die Flammen loderten erneut hell auf. Schließlich drehte er sich zu Kaden um und sagte: „Was meine Mission betrifft, so habe ich durchaus nicht vor, sie zu vernachlässigen oder gar ganz aufzugeben. Was den zweiten Punkt anbelangt, stimme ich Ihnen uneingeschränkt zu.,

Er ging zum angrenzenden Fenster, das auf den Wald hinaus zeigte und blickte in die Dunkelheit. Vor der Glasscheibe konnte man den dichten Flockenwirbel noch erkennen, alles dahinter war in undurchdringliches Dunkel getaucht. Dankhart sprach zum Fenster gewandt weiter: „Wie es aussieht, kommen wir hier erst mal nicht weg. Auch mit meinem Wagen nicht. Erst recht nicht im Dunkeln. Die Nacht hat gerade angefangen und sie machen nicht den Eindruck, als wären Sie sehr müde. Wissen Sie, ich habe vorhin eine Ihrer Geschichten gelesen. Oder soll ich besser sagen, einen ihrer Träume? Es ging da um ein Blutmahl, so lautete jedenfalls der Titel Ihrer Aufzeichnungen. Ich muß gestehen, daß mich der Text gleichzeitig beeindruckt aber auch über die Maßen verwirrt hat. Ich verrate Ihnen also

kein Geheimnis, wenn ich Ihnen sage, daß mich das Phänomen der Inspiration und der Intuition schon mein Leben lang beschäftigt. Und irgendwie werde ich das Gefühl nicht los, das alles, Nimrod, Sie und eben meine Suche, auf eine mir noch nicht erklärliche Weise miteinander verflochten sind.,,

82

MARIOS ENTSCHEIDUNG

Mario saß in der Gaststube am Stammtisch und starrte seit Stunden auf den Bildschirm des Fernsehers über Theke, auf dem sonst jeden Samstag abend die Spiele der Fußballbundesliga übertragen wurden. Vor ihm auf dem Tisch stand eine Flasche Wodka und ein halb volles Glas Bier. Ab und zu schenkte er sich einen Schnaps ein, trank ihn, schüttelte sich und kippte einen Schluck Bier hinterher. Der Aschenbecher vor ihm quoll über von zerdrückten Zigarettentummeln. Es war gegen zwei Uhr morgens und seit gestern nachmittag, nachdem Kaden sich von ihm verabschiedet hatte, bekam Mario nur diesen einen Sender rein. Alle anderen Stationen hatten entweder ihren Betrieb eingestellt oder kamen einfach nicht mehr durch. Auch der öffentlich, rechtliche Sender, der als letzter sein Programm ausstrahlte, war nur noch sehr schlecht zu empfangen. In unregelmäßigen Abständen wurde das Bild unterbrochen von etwas, das dem Schneegestöber, das vor einer Stunde eingesetzt hatte, sehr nahe kam. Wenn Mario länger darauf starrte, vermeinte er etwas dunkles zu sehen, daß sich durch die weiße Wand auf den Bildschirm zu bewegte. Etwas Großes. Mario glaubte, darin die Umrisse eines überdimensionalen Hundekopfes zu erkennen. Doch nach einer Weile verschwamm dieser Eindruck, der Bildschirm flackerte kurz und das normale Fernsehbild erschien. Im Moment gab es natürlich nur ein Thema: Das war die anscheinend über ganz Europa

hereingebrochene Klimakatastrophe. In immer mehr Haushalten brach der Strom zusammen, Wasserleitungen waren geborsten und Rettungsdiensten war es inzwischen nur noch mit Hilfe schweren Räumgerätes möglich, zu Verunglückten oder Kranken vorzudringen. Irgendein wagemutiger Reporter, der sich davon eine sensationelle Geschichte versprach, hatte es geschafft, sich zu einer Autobahn durchzuschlagen, auf der sich nach einem Unfall eine viele kilometerlange Schlange gebildet hatte, über die zu allem Unglück das Unwetter hereingebrochen war. Die Kamera fuhr über eine scheinbar endlos lange Schlange eingeschneiter Fahrzeuge, die in der Dunkelheit gefangen waren. Hinter den Windschutzscheiben zeichneten sich die Gesichter der Insassen gespenstisch weiß ab. Hier und da flackerten im dichten Schneegestöber gespenstisch die blauen und orangefarbenen Warnlichter der Bergungs- und Rettungsfahrzeuge auf, die selber große Schwierigkeiten zu haben schienen, in dem Chaos voranzukommen. Die Kamera fing Feuerwehrleute und Sanitäter ein, die mit in Decken eingewickelten Bündeln durch den Schnee stapften. Offenbar versuchte man die Kinder aus den eingeschneiten Fahrzeugen zu retten. Mario dachte bei dem Bild augenblicklich an seine Familie. Seit etwa drei Stunden war auch die Telefonleitung zusammengebrochen. Sein Handy zeigte an, daß zur Zeit kein Empfang möglich war. Ab und an flackerte das Licht in der Gaststube. Ein Zeichen, daß es nur noch eine Frage der Zeit war, bis auch hier die Stromversorgung zusammenbrechen würde. Mario schenkte sich noch einen Wodka ein, trank ihn aus und kippte den Rest des Bieres hinterher. Dann stand er auf und ging zur Gaststubentür. Er ging durch die Küche im rückwärtigen Teil, von wo aus eine weitere Tür zum Keller führte. Die Lampe über der Kellertreppe funktionierte zwar noch, doch schwankte die Lichtintensität beträchtlich, so daß die Treppe mal hell erleuchtet, mal in unruhiges Zwielicht getaucht wurde. Vorsichtshalber nahm Mario eine starke Stablampe mit, die er aus dem Sicherungskasten gleich neben der Kellertür holte. Vorsichtig stieg er die Stufen hinab und öffnete eine metallene Tür mit der Aufschrift „Heizraum,“. Eine nackte Glühbirne warf ihr trübes Licht auf vier Tanks, die bis an den Rand mit Heizöl gefüllt waren. Noch sumnte der Brenner zuverlässig vor sich hin. Doch wenn der Strom ausfiele, wäre auch er nutzlos. Mario war jetzt froh, daß er sich im letzten Sommer den Notstromgenerator gekauft hatte. Seine Frau hatte zwar gehöriges Theater gemacht, weil er sich mal wieder das teuerste und am besten ausgestattete Model gekauft hatte, aber nach ein paar Wochen war die Sache vergessen. Und nachdem er an ihrem gemeinsamen Hochzeitstag ein Schild mit der Aufschrift „Wegen Familienfeier geschlossen,“ angebracht hatte und mit ihr

und den Kindern eine Woche in Ungarn am Plattensee Ferien gemacht hatte, war die Sache mit dem Generator aus der familiären Welt geschafft.

Mario dachte gerade wehmütig an die wenigen sonnendurchfluteten Tagen in dem Bungalow am Seeufer, als die trübe Glühbirne ein paar Mal flackerte, um schließlich ganz ihren Geist aufzugeben. Der Brenner fauchte noch einmal kurz und erstarb mit dem typischen Knacken und Klicken erkaltenden Metalls. Mario schaltete die Taschenlampe ein und zog die Plane von dem Generator, der hinter der Heizanlage stand. Ein paar Handgriffe genügten und er hatte die Heizölzufuhr von der Heizung auf den Generator umgeleitet. Ein Schlauch durch den die Abgase geleitet wurden, führte zu dem Kellerfenster. Mario drehte die Kurbel des Anlassers und der Generator nahm nach mehrmaligem heißerem Husten mit einem gedämpften, gleichmäßigen Knattern seine Arbeit auf. Er vergewisserte sich, daß der Kraftstoffhahn in der richtigen Stellung war und schloß die Tür des Heizungskellers hinter sich. Die sechstausend Liter Heizöl sollten eine Weile genügen. Zumal der Generator nur die Stromversorgung übernahm. Mario machte sich im Geiste eine Notiz, das Wasser aus der Heizanlage abzulassen, damit die Leitungen nicht zufroren und aufplatzten. In der Scheune war noch genügend Kohle, so daß er wenigstens den Berliner Ofen in der Gaststube feuern konnte. Ein Raum würde ihm genügen. Er hatte schon seinen Schlafsack nach oben geholt. Mario schloß die Tür zum Heizungsraum hinter sich und ging ans Ende des Kellerflurs. Dort öffnete er ein Holzgatter und kramte eine Weile unter einem Haufen alter Kartoffelsäcke. Die Taschenlampe hatte er derweil aufrecht mit dem Scheinwerfer nach oben auf den Boden gestellt, so daß der Lichtkegel an die Decke fiel. „Da bist du ja,“, schnaufte er nach einer Weile. Er hielt einen länglichen, in Ölpapier gewickelten Gegenstand in der Hand, den er sich unter den Arm klemmte, wobei er die Taschenlampe mit der anderen Hand wieder aufhob. Er schloß das Gatter wieder sorgfältig und stapfte die Treppe nach oben. In der Gaststube legte er das Paket auf den Stammtisch und genehmigte sich noch einen Wodka. Dann stapfte er zu dem Berliner Ofen, zündete ein Streichholz an und warf es auf den vorbereiteten Haufen aus Holz, Kohle und Anzünder. Die Flamme züngelte erst langsam nach oben und breitete sich dann mit einem leisen dumpfen Knall schnell über das Brennmaterial aus. Mario ließ die Ofentür ein Stück weit offen, damit das Feuer richtig durchziehen konnte. Bevor er an den Tisch zurück ging, zapfte er sich an der Theke ein Pils und dachte mit einem Anflug von schwarzem Humor, daß es doch seine Vorteile hatte, eine eigene Kneipe zu besitzen. Im Fernsehen sah man immer noch Bilder von der Wetterkatastrophe, während

Experten für alles und jedes sich in dem Studio die Türklinke in die Hand gaben, um mehr oder weniger brauchbare Informationen zur gegenwärtigen Situation zu liefern. Mario nahm einen kräftigen Schluck vom frisch gezapften Bier, öffnete eine Schiebetür unter der Theke und holte eine kleine Pappschachtel heraus, in der es metallisch klirrte. Dann ging er, bewaffnet mit Schachtel und Bier, zum Stammtisch zurück. Er setzte sich, rieb sich die Hände wie in freudiger Erwartung und begann das in Ölpapier gewickelte Paket auszuwickeln. In einen Lappen waren die Einzelteile der Waffe sorgfältig eingepackt gewesen. Er prüfte den Lauf und zog an einer Kette einen Reinigungspfropf durch das Rohr. Anschließend setzte er mit ein paar Handgriffen die Waffe sorgfältig zusammen. Insgeheim wunderte Mario sich, daß er nach all den Jahren nicht vergessen hatte, wie man die Waffe zusammenbaut. Aus der Schachtel nahm er die Munition und lud fünfzehn Patronen in das Magazin, das er anschließend mit einem lauten Klacken einrasten ließ.

Matt und ölig schimmerte die Kalaschnikow im Licht der Tischlampe. Mario setzte das Schnellfeuergewehr an die Schulter und visierte einen imaginären Punkt hinter der Theke an.

Kurz nach der Wende hatte er das gute Stück, inklusive einer vollen Munitionskiste, von einem russischen Soldaten bekommen. Der Kerl hatte sich in der Kneipe sinnlos besoffen hatte und anschließend die Zeche nicht bezahlen können. Er hatte Mario nach draußen geführt, wo er seinen Armeejeep geparkt hatte. Unter einer Plane war ein ganzes Waffenarsenal versteckt, daß er offensichtlich verschauern wollte, ehe ihn Mütterchen Rußland in eine ungewissen Zukunft entließ. Das Geschäft war damals schnell über die Bühne gegangen. Der Offizier war anschließend, besoffen wie er war, losgefahren, nicht ohne Mario in die Arme zu schließen und unter Tränen ausgiebig abzuschmatzen.

Mario wog das Gewehr nachdenklich in der Hand, schenkte sich einen Wodka nach und starrte auf den Fernseher. Inzwischen hatte der Bundeskanzler am Tisch des Nachrichtensprechers Platz genommen und las von einem Blatt Papier einen vorbereiteten Text ab. Der Mann sah aus, als hätte er mehrere Nächte schlaflos in einer Straßenbahn verbracht, wobei der teure Maßanzug und das arg zerknitterte Gesicht in merkwürdigem Kontrast zueinander standen. Entweder war sein Zustand derart miserabel, daß es selbst dem besten Maskenbildner nicht gelungen war, seine Visage in einen annähernd akzeptablen Zustand zu bringen, oder, so schloß Mario, in diesem verdammten letzten aufrechten Sender der Republik war kein Maskenbildner mehr aufzutreiben gewesen. Die Ratten hatten das sinkende

Schiff verlassen. Aber wozu brauchte man einen Maskenbildner, wenn es solche Anzüge gab.

Mario kippte den Schnaps runter und stellte mit der Fernbedienung das Gerät lauter. Die Rede des Kanzlers wurde von ständigem Rauschen und Bildausfällen mit dem atmosphärischen Schneegestöber unterbrochen, so daß Mario Probleme hatte, den Worten des Politikers zu folgen: „...mußten wir für den ges....(Rauschen)...desrep...lik.....(Rauschen)....Aus...na...zustand....(Rauschen).. .die Bevölkerung in ihren Häusern...(Rauschen)....bleib...“, Mario drehte die Lautstärke herab und steckte sich eine Marlboro an. Er stand, ging zum Ofen in der Ecke der Gaststube und zog die Feuerklappe auf. Kohlen und Holzscheite waren nun gut durch geglüht und er schloß die Ofentür. Dann ging er zum Fenster und zog die Jalousie ein Stück nach oben. Der Dorfplatz lag jetzt in völliger Dunkelheit. Auch die Straßenlaternen waren erloschen. Vor der Fensterscheibe peitschte der Sturm die Schneeflocken durch die sternenlose Nacht. Mario leuchtete mit der Taschenlampe auf das Thermometer, das er an der Mauer neben dem Fenster angebracht hatte. Die Quecksilbersäule war kaum noch zu erkennen und war bei minus achtzehn Grad Celsius stehen geblieben. Durch die Fensterritzen konnte Mario das Heulen des Sturms vernehmen. Er zog die alte, graue Strickjacke enger um sich und setzte sich wieder an den Tisch. Der Fernseher zeigte nun durchgängig den ätherischen Schneesturm durch den dunkle Gestalten zu huschen schienen, die Mario entfernt an Reiter in schweren Rüstungen erinnerten. Er schüttelte den Kopf. Schnaps und Bier taten anscheinend allmählich ihre Wirkung. Mario gähnte herzhaft und blickte sehnsüchtig auf seinen Schlafsack, den er vor dem inzwischen wohlig warmen Ofen ausgebreitet hatte. Er griff zur Fernbedienung und schaltete den Fernseher aus. Dann nahm er die Kalaschnikow, lud das Gewehr durch und sicherte es. Er löschte die Kerze auf dem Tisch und ging, mit Taschenlampe und Gewehr bewaffnet, zu seinem Schlafsack. Das Gewehr legte er griffbereit neben sich und zog den Reißverschluß des Schlafsackes so weit es ging nach oben. Mario lag noch eine Weile im Schein der Taschenlampe, wobei er das Foto betrachtete, das er aus seiner Brusttasche gezogen hatte. Darauf waren seine Frau, die beiden Kinder und er zu sehen. Im gleißenden Sonnenlicht standen sie lachend am Strand des Plattensees. Eine glückliche Familie in Urlaubsstimmung. Mario drückte einen Kuß darauf und steckte das Foto zurück in die Tasche. Dann knipste er die Taschenlampe aus und legte sie neben das Gewehr. Gleich morgen früh würde er sich zu Kaden auf den Weg machen. Wenn er schon nicht bei seiner Familie sein konnte, so wollte

wenigstens Kaden helfen. Denn der Gedanke ließ ihn nicht los, daß der komische Kerl da oben in seinem Haus Hilfe brauchte. Außerdem ertrug er es nicht länger, alleine hier in seiner Kneipe zu sein. Schon ein paar Sekunden später war er eingeschlafen und träumte, wie er am Strand des Plattensees stand und hilflos mit ansehen mußte, wie seine Frau mit den Kindern in einem tobenden Schneesturm hinaus auf das Wasser getrieben wurden. Sie winkten ihm verzweifelt zu und er sah, daß seine Frau versuchte, die Kinder über Wasser zu halten. Hinter ihnen am Horizont des aufgewühlten Sees erhob sich eine mächtige Welle und rollte behäbig und doch unaufhaltsam auf den Strand zu. Die gischtschäumenden Kronen der Wellen leuchteten hell im Licht eines kränklich weißen Mondes, der immer wieder hinter vom Sturm zerfetzten Wolkenmassen böseartig hervor lugte. Als die Welle seine Frau und die beiden Kinder verschlang, sank Mario schreiend in den nassen Sand und vergrub sein Gesicht in beiden Händen.

Mario wachte von seinem eigenen qualvollen Stöhnen auf. Sein Mund war trocken und die Zunge klebte am Gaumen. Der Ofen war glühend heiß und Mario war schweißgebadet. Seine Sachen klebten ihm am Körper. Hastig riß der den Reißverschluß des Schlafsackes auf und holte befreit Luft. Der Traum hallte in ihm nach wie ein fernes Echo während sein Herz flatterte, als wäre es einem Stromschlag ausgesetzt worden. Draußen rüttelte der Sturm wütend an der Jalousie. Seine Blase drückte schmerzhaft und zwang ihn aufzustehen. Mario verzog das Gesicht, als er daran dachte, daß die Kneipentoilette sich draußen auf dem Hof befand. Er hätte zwar zu den Gästezimmern nach oben gehen können, aber er hatte jetzt keine Lust, nach den Schlüsseln zu suchen. Außerdem würde ihm die kalte Luft gut tun. Der Wodka forderte seinen Tribut und hämmerte unterstützt von dem vielen Bier von innen fordernd an die Schädeldecke. Mario rappelte sich mühsam auf und sah aus dem Fenster. Immer noch wirbelten die Schneeflocken durch die Finsternis, so daß er den Dorfplatz jetzt gar nicht mehr erkennen konnte. Er ging zur Garderobe, zog sich den alten Armeeparka über und schlüpfte in die Gummistiefel. Heftig drückte der Wind gegen die Gaststübentür, als wolle er ihn daran hindern sie zu öffnen.

Der Sturm traf ihn wie ein Faustschlag und augenblicklich betäubte die Kälte sein Gesicht. Mario zog die Kapuze über den Kopf. Seine Taschenlampe schickte einen dünnen in das wirbelnde, weiße Chaos. Die Toilettentür lag etwa acht Meter gegenüber der Kneipentür. Fluchend machte er sich auf den Weg und nahm sich vor, beim nächsten Mal die Fremdenzimmer aufzusuchen. Für den kurzen Weg brauchte er fast drei Minuten. Aufatmend schlug er schließlich die Toilettentür hinter sich ins

Schloß. Der Sturm ließ den kleinen Anbau in seinen Grundfesten erzittern. Mario entfuhr ein erleichtertes Stöhnen, als er in das Urinal pißte. Er schloß gerade seinen Hosenstall, als ihn ein Geräusch, daß er durch das Heulen des Sturms zu hören glaubte, innehalten ließ. Irgendwie hörte es sich an, wie das Trappeln von Pferdehufen. Von großen, schweren Pferden. Und war da nicht ein metallische Klappern wie von Rüstungen und schweren Waffen zu hören? Es dauerte eine Weile, bis er gewahr wurde, daß nun völlige Stille herrschte.

Der Sturm hatte sich von einem Moment auf den anderen gelegt. Mario fühlte sich in dem kleinen Toilettenhäuschen mit einmal nackt und wehrlos. Er wagte kaum, sich zu rühren und zog das letzte Stück des Reißverschlusses seiner Hose ganz vorsichtig nach. Als er das Schnauben eines Pferdes hörte, das von irgendwo auf dem Dorfplatz zu kommen schien, wäre ihm fast die Taschenlampe aus der Hand gefallen. In einem Anfall plötzlicher Panik bemerkte er, daß er sie noch eingeschaltet hatte. Der Strahl war genau auf das Oberlicht der Toilette gerichtet. Mit fliegenden Fingern knipste Mario die Lampe aus, als er auch schon das dumpfe Stampfen schwerer Hufe auf tiefem Schnee hörte. Mario dachte mit leisem Bedauern an die Kalaschnikow, die er in der Kneipe gelassen hatte und merkte, wie sich in seinen Eingeweide etwas verflüssigte. „Verdammt,“ dachte er, „ich schieß mir auf meine alten Tage noch vor Angst in die Hosen.“ Ein leises Knirchen ihn zusammenfahren. Der Wind hatte die Toilettentür ein wenig aufgedrückt.

Durch das Oberlicht bemerkte er verwirrt, daß es auch aufgehört hatte zu schneien und die Sichel des zunehmenden Mondes durch Fetzen von Wolken ein silbrig fahles Licht in das Pissoir warf. Mario nahm all seinen Mut zusammen und näherte sich mit vorsichtigen Schritten der Tür. Leicht nach vorne gebeugt lugte er durch den Spalt und erstarrte. Obwohl er sich gerade erleichtert hatte, merkte er, wie seine Blase sich selbständig machte und etwas warm seine Hosenbeine hinunter lief. Von draußen hörte er ein Geräusch verbunden mit einem metallischen Klappern und einem dumpfen Aufprall in tiefem Schnee. Im kalten Mondlicht konnte er etwas metallisch blitzen sehen. Ein riesiger, breitschultriger Schatten stapfte auf die Gaststätte zu. Auf dem Kopf der Gestalt konnte Mario etwas wie ein ausladendes Geweih erkennen, daß bei jedem Schritt im Mondlicht wippte und ein seltsam anmutendes Eigenleben zu besitzen schien. Hart und schwer schlug etwas gegen die Seite des dunklen Schattens und Mario hätte schwören können, daß es ein Schwert war. Sachte, ganz sachte bewegte sich Mario zurück, bemüht, möglichst kein Geräusch zu machen. Er griff mit

zitternden Händen nach hinten und bekam den Türgriff der ersten Klokabine zu fassen. So lautlos wie möglich glitt er in das enge Kubikulum, lehnte die Tür an das Schloß und stieg auf die Kloschüssel. Als die Schritte sich der äußeren Tür näherten, schloß Mario die Augen. Sein Lippen bewegten sich lautlos. Zum ersten Mal seit vielen betete er wieder.

83

Das Tor war nun klar zu erkennen. Als der Krieger wieder in die Ebene zurück gerissen worden war, hatte er es deutlich am flimmernden Horizont sehen können. Die Rückkehr in seine Welt war ebenso schnell vonstatten gegangen, wie er vorher in jenen merkwürdigen Raum mit den in seltsame weiße Gewänder gekleideten Männern gerissen worden war. Seine Überraschung war nicht gering gewesen, als er merkte, wie jener, der den Götterfunken seinem Versteck entrissen hatte, durch ihn hindurch wanderte und an seiner Statt den Sattel Sleipnirs einnahm. Diese Seelenwanderung war dem, der sich Dragmir nannte, nicht sonderlich gut bekommen. War er schon vorher vom Götterfunken in tiefste Verwirrung gestürzt worden, so mochte es nun endgültig um ihn geschehen sein. Die letzten Barrieren, die seinen Geist vor der endgültigen Vernichtung bewahrt hatten, waren augenscheinlich niedergerissen worden.

Wutenbrannt hatte der Krieger bemerkt, daß man ihn offenbar mit einem nachgiebigen Wams bekleidet hatte, das seine Arme an den Körper fesselte. Es hatte die Geschmeidigkeit von Leder, war jedoch viel widerstandsfähiger. Die vor Schreck starren Gesichter der Männer vor ihm, hatten ihn fast belustigt. Doch im nächsten Moment erkannte er in dem dünnen Mann vor ihm, denjenigen, der seit einiger Zeit dem Rätsel des Götterfunkens auf die Spur zu kommen trachtete und sich dabei derart dilettantisch anstellte, daß er, ohne es zu wissen, die Pläne des Kriegers gefährdete. Wutentbrannt hatte er ihn an den Armen gepackt und wollte ihn zerquetschen, wie eine Laus, als er von dem anderen weißgekleideten Mann abgelenkt wurde, der sich offenbar von seinem Schrecken erholt hatte. Diese Gelegenheit hatte sein abgefeimter Gegner genutzt und ihn, bevor der Krieger ihn töten konnte, wieder in seine Welt geschickt. Der geschwächte

Körper, in den der Krieger gefahren war, hatte aufgegeben und ihn widerstandslos entweichen lassen. Wie dem auch sei. Das Ziel war so oder so nahe. Und außerdem hatte der dünne Mann, den er bei den Armen gepackt hatte, Gelegenheit gehabt, das Auge des Kriegers zu schauen. Genug, um ihn dem Wahnsinn anheim fallen zu lassen.

Die Raben hatten die Rückkehr ihres Herrn sofort bemerkt und beeilten sich, ihm von dem Bericht zu erstatten, was sich in der Zwischenzeit ereignet hatte. Während Hugin wieder mal damit beschäftigt war, sich seine Federn zurecht zu zupfen, konnte es der geschwätzige Munin kaum erwarten und ließ sich auf der Schulter seines Herrn und Meisters nieder. Sleipnir hatte nun, da er das Tor vor Augen hatte, seinen wilden Ritt ein wenig gezügelt und wartete gespannt auf die weiteren Anweisungen des Kriegers. „Sie haben sich getroffen, Herr. Der Träumer und der Sucher. Das Duell hat schon begonnen.“ Der Krieger nickte zufrieden. Er würde nun nicht mehr einschreiten können. Er hatte getan, was möglich war, um dem Träumer zu helfen. Jetzt war er auf sich und seine Schläue angewiesen. Der Rabe fuhr in seiner Berichterstattung pflichtbewußt fort: „Fenrir ist dabei, das Tor zu durchschreiten. Sein eisiger Atem weht nun mit aller Kraft über die Erde und nur Du kannst ihm noch Einhalt gebieten. Denn es wird noch eine Weile dauern, bis der Träumer den Götterfunken in Händen hält und ihn wieder seiner Bestimmung zuführen kann. Wenn die Götter es denn so wollen.“

Der Krieger hörte immer noch schweigend zu. Denn da war noch etwas, was er von seinem treuen Boten wissen wollte. Der kluge Rabe erriet den Blick seines Herren: „Ja, Herr. Deine Einherier sind den eisigen Fluten entstiegen und reiten wieder. Sie warten auf Deine Befehle, o Herr und bereiten sich derweil auf die Ankunft Fenrirs vor. Sie sind kriegshungrig und schießen in ihrem Eifer über das Ziel hinaus.“

Der Einäugige merkte auf: „Was meinst Du?“, „Mit dem Durchschreiten des Tores durch den Fenriswolf beginnen sich die Welten zu vermengen und immer mehr der nicht Eingeweihten nehmen die Zeichen wahr. Je nach Veranlagung unterschiedlich. Manche sind für die Zwischenwelten gar nicht empfänglich. Sie sind abgestumpft und roh. Ihre Sinne sind nicht mehr geschärft, weil sie zu sehr den Äußerlichkeiten, die diese seltsame Welt zu bieten hat, verhaftet sind. Manche jedoch reagieren schon jetzt und erkennen, daß sich etwas nähert. Einer davon ist der Freund des Träumers, der sich nun entschlossen hat, ihm zu Hilfe zu eilen. Ein einfacher Mann, doch sehr empfänglich für die Dinge zwischen den Dingen. Und sehr mutig. Er hat schon Erfahrung mit dem Wald gemacht, Herr.“ „Mit dem Wald? Ach ja, der große dunkle Wald. Magische Orte sind selten geworden da

drüben. Was ist nun mit diesem Kerl? Sprich Munin., „Nun, er hat die Ankunft der Einherier gespürt. Ebenso hat er den Wolf gehört. Du weißt, was das heißt, Herr?., „Was soll ich tun, Munin. Noch bin ich nicht durch das Tor geschritten und kann ihnen nicht befehlen. Du, Munin, mußt sie erreichen. Sie werden nicht unterscheiden, zwischen Gut und Böse, wenn niemand es ihnen sagt. Und die Welt, in die sie geritten sind, ist fremd und absonderlich. O Munin, ich sehne die alte Ordnung herbei. Hätte dieser Narr nur den Götterfunken ruhen lassen.,

„Seid ruhig, Herr. Ich fliege und werde hoffentlich rechtzeitig da sein, um den Einheriern in deinem Namen Einhalt zu gebieten., „Eile Dich, treuer Munin. Sag Ihnen, daß Fenrir dabei ist, das Tor zu durchbrechen. Ihm sollen Sie sich entgegen werfen. Du wirst Sie zu ihm führen. Ich vertraue Dir., Stolz, die Verantwortung für eine solch schwere Bürde tragen zu dürfen, stob der Rabe davon und verlor sich schon bald wieder als kleiner schwarzer Punkt am glühenden Himmel.

DURCHBRUCH

Schneller, immer schneller trugen ihn seine Läufe unaufhaltsam dem Ziel entgegen. Der Moment der Rache war gekommen. Mächtig und dunkel ragte es vor ihm auf, gebaut aus titanischen Quadern, versehen mit den machtvollen Zeichen der alten Rasse, die es einst gebaut hatte. Er hielt in seinem Lauf inne und versuchte, sich zu beruhigen, seinen Herzschlag zu verlangsamen und langsam und gleichmäßig zu atmen. Die gelben Augen glühten verheißungsvoll und die Lippen zogen sich zurück, gaben den Blick frei auf ein furchterregendes, alles zermalmendes Gebiß. Die Rückenhaare sträubten sich in der Erregung der Vorfriede, während seine Muskeln sich spannten wie Stahlfedern, bereit für den Sprung, hinüber auf die andere Seite. Dort, wo der Götterfunke wartete und er die Sonne verschlingen wollte. Als der Krieger hinüber gerissen worden war, war ihm dies nicht verborgen geblieben. Sie waren uralte Feinde und auf Gedeih und Verderb miteinander verbunden. Fenrir wußte, wo sich der Götterfunke jetzt befand. Die schwächlichen Männer in ihren weißen Kitteln sollten ihn nicht aufhalten. Und noch wußten die Einherier, jene Berserker Odins, nicht, wo sie suchen sollten. Die verfluchten Krieger waren den eisigen Fluten der Nordmeere entstiegen, wo sie seit der Ragnarök geschlummert hatten, darauf wartend, wieder an Odins Tafel zu speisen und zu trinken. Der verdammte, geschwätzig Rabe hatte sich zwar schon auf den Weg gemacht. Doch war Fenrir zuerst am Tor angelangt. Diesen Vorteil mußte er nutzen. Der Träumer und der Sucher waren auf sich alleine gestellt und damit beschäftigt, sich gegenseitig in Schach zu halten. Das war gut so und verschaffte ihm hoffentlich genug Zeit, sein endgültiges Rachewerk zu vollenden und zu verhindern, daß eine neue, gereinigte Welt entstehen konnte. Seinem Rachen entwich ein drohendes Knurren: „Nein, Odin, ich werde Dich wieder verschlingen. Und diesmal wird es für immer sein. Nie wirst Du in Asgard Deinen Frieden finden. Niemals. Was mir nicht vergönnt war, soll auch Dich nicht erquicken.“ Der monströse Wolf duckte sich und setzte zum Sprung

an. Das Tor erzitterte in seinen Grundfesten und riesige Steinblöcke stürzten aus finsterster Höhe herab, schlugen dumpf auf dem steinharten, ausgetrockneten Boden auf. Fauchend sprang der Wolf, seinen eisigen Atem in die Welt seiner Heimsuchung zu tragen.

85

MUNINS BOTSCHAFT

Die Tür des Toilettenhäuschens flog explosionsartig auf und knallte mit solcher Wucht an die Wand, daß das Milchglas in der Fassung in winzige Splitter zerstob. Marios Augen weiteten sich ungläubig, als er die kleinen Glasscherben über die Fliesen schlittern sah. Schwere, metallisch hart klingende Schritte näherten sich der ersten Kabine. Etwas in Marios Magen verzog sich, als er hörte, wie die Fliesen unter dem Gewicht des Dings knirschend zerbrachen. Wieder ein Knall, dann folgte das Splintern von Holz und ein Geräusch, als würde eine mit Eisen behandschuhte Faust durch das in die Tür geschlagene Loch zurückgezogen. Mario schlotterte am ganzen Körper und versuchte, sich mit aller Macht zu beherrschen, um dem weichen Gefühl in seinen Beinen nicht nachzugeben und sich einfach zu Boden gleiten zu lassen, damit dieser Schrecken endlich ein schnelles Ende nähme. Er nahm all seinen Mut zusammen, reckte sich ein wenig nach oben und versuchte, wenigstens einen kurzen Blick durch das Oberlicht zu erhaschen, um zu sehen, was um alles in der Welt in dieses Dorf Einzug gehalten hatte.

Die Wolken hatten sich mittlerweile weitgehend aufgelöst und gaben den Blick auf einen von Sternen überfluteten Himmel frei an dem ein Mond stand, der merkwürdig groß und nah wirkte. Der tief verschneite Dorfplatz war von hier recht gut einzusehen und bescherte Mario einen Anblick, den er

sein Leben lang nicht vergessen würde. Im tiefen Schnee konnte er eine Schar geharnischter, finsterner Reiter von ungewöhnlicher Größe erkennen, die auf riesigen Schlachtrossen saßen, deren Augen dunkelrot glühten. Die Rüstungen der Hünen waren anders, als alles was Mario jemals in irgendwelchen Ritter- oder Abenteuerfilmen gesehen hatte. Sie wirkten organisch, so als wären sie ein Teil ihrer Träger. Still standen sie und schwarz, keine Bewegung war zu erkennen. Nur die roten Augen der mächtigen Pferde glommen und aus ihren Nüstern stieg heißer Dampf in die Kälte dieser denkwürdigen Oktobernacht. Und noch etwas fiel Mario auf. Den Mündern und Nasen der dunklen Reiter entwich kein in der kalten Luft kondensierender Atem.

Die nächste Tür zerbarst mit einem ohrenbetäubenden Knall und wieder vernahm Mario ein Geräusch, als zöge jemand seine ins Holz geschlagene Faust zurück. Er hatte noch zwei Kabinen Zeit, bis er sein Lebenslicht aushauchen würde und am Ende nicht einmal wissen, was ihn da in Stücke zu reißen gedachte. Wieder diese enervierend langsamen aber zielstrebigem Stiefelschritte, wieder das Splittern einer Tür. Diesmal direkt neben ihm. Mario dachte noch einmal an die Kalaschnikow, die nur ein paar Meter weiter in der Kneipe lag und strich sie gleich wieder von der Liste. Etwas sagte ihm, daß er ebenso gut hätte versuchen können, mit reifen Pflaumen ein Nashorn zu erschießen.

Er schloß die Augen und wartete darauf, daß die Tür aufflog und eine stählerne Faust ihm den Schädel zermalmete. Die Schritte näherten sich nun seiner Kabine und blieben davor stehen. Mario hielt es nicht länger aus. Mit vor Entsetzen geweiteten Augen starrte er auf den dunklen Schatten vor der Kabinentür, als er von draußen ein heißeres Krächzen hörte. Etwas klirrte metallisch, als ob das Ding vor der Tür mitten in einer Bewegung inne gehalten hätte. Und dann, Mario konnte es nicht glauben, wandte sich der Schatten von der Tür ab und stapfte in Richtung Ausgang. Mario mußte sich auf die Lippen beißen, um nicht vor Erleichterung laut aufzuschreien. Schließlich konnte er seine Neugier nicht länger zügeln und lugte wieder durch das Oberlicht. Im unwirklichen Licht der Sterne und des Mondes, das von den reflektierenden Schneemassen verstärkt wurde, sah er einen riesige, breitschultrige Gestalt in Richtung Dorfplatz stapfen. Er durchpflügte den tiefen, schweren Schnee als handelte es sich um Milchpulver und an seiner Seite baumelte ein langes Schwert, das Mario bis zum Kinn gereicht hätte. Der Riese begab sich zu seinen stumm wartenden Kameraden und starrte nach oben in die Äste der ausladenden Dorflinde. Mario folgte dem Blick des entsetzlichen Kriegers und bemerkte einen dunklen, großen Schatten auf

einem der Äste. Es war ein riesiger, schwarzer Rabe, der da hockte und auf die düstere Reiterschar hinab starrte. Er plusterte sich zum anderthalbfachen seiner Größe auf und begann lautstark mit dem Schnabel zu klappern und zu krächzen. Zu Marios äußersten Erstaunen schienen die gewaltigen Ritter dem Vogel ihre ungeteilte Aufmerksamkeit zu schenken. Die merkwürdige Szene zog sich fast eine Minute hin und nachdem der Rabe seinen grotesken Vortrag beendet hatte, schwang sich der Anführer der dunklen Horde auf sein turmhohes Schlachtross. Das gewaltige Tier stieg auf und drehte sich auf der Stelle. Dann gaben die Reiter ihren Rossen die Sporen und stoben donnernd durch den tiefen Schnee davon. Der Rabe ordnete noch sein Gefieder und folgte der finsternen Schar mit mächtig ausholenden Flügelschlägen, bis er sie überholte und ihnen vorausflog. Mario konnte sich des Eindrucks nicht erwehren, daß ihm der Rabe, bevor er aufgeflogen war, noch einen langen Blick zugeworfen hatte. Genau zu ihm, als könnte er ihn sehen, durch das kleine Oberlicht. Als das Dorf wieder still in der kalten Nacht lag, sank Mario auf den Toilettensitz bemerkte erst jetzt, wie sehr ihn fror. Die vollgepöste Hose war an seinen Oberschenkeln festgeforen und der Schweiß auf seiner Stirn hatte sich in eine dünne Eisschicht verwandelt. Ein wenig Trost schöpfte er daraus, das im Speicher der Heizung noch genug warmes Wasser für eine Dusche sein mußte. Mit Sehnsucht dachte er an den gut geheizten Ofen in der Gaststube und an seinen warmen Schlafsack. Irgendwie war er sich nun ganz sicher, daß er den Rest der Nacht ungestört und traumlos schlafen würde.

Kaden und Dankhart schreckten im selben Augenblick hoch. Dankhart hätte fast seine Tasse fallen lassen, so heftig war seine Reaktion. Der Tee schwappte über den Rand der Tasse und auf seine Hose. Ein leises Zischen entfuhr ihm, als die heiße Flüssigkeit seine Oberschenkel verbrannte.

Kaden, der gerade von seinem Stuhl hinter dem Schreibtisch aufstehen wollte, um sich noch einen Whiskey zu genehmigen, sank wieder in den Sitz zurück, krümmte sich und schlug die Hände über dem Kopf zusammen.

Beide Männer waren auf je unterschiedliche Art und Weise Zeugen ein und desselben Ereignisses geworden. Über Kadens Bewußtsein war eine eisige, schwarze Woge hereingebrochen, wie die Flutwelle eines Ozeans, der seit Jahrmillionen unter einer mächtigen Eisdecke geschlummert hatte, um nun endlich die Mauern seines kalten Gefängnisses zu durchbrechen. Die Woge hatte beim Heranrollen an den Strand die Form eines wuchtigen Hundskopfes mit weit aufgerissenem Rachen angenommen. Mit beängstigender Geschwindigkeit raste die Welle auf das Festland zu. Gewaltige Monolithen wurden mit an den Strand des seit langem gefangenen Ozeans gespült. Träge, geschoben von der Urgewalt des Wassers, wälzten sie sich in den Wogen und schimmerten unheilverkündend im fahlen Licht einer tiefstehenden Sonne, die sich anschickte, in dem befreiten, nun tobenden Weltmeer zu versinken. Kaden erkannte die Steinblöcke wieder als Teile jenes Tores, das sich ihm in seinen früheren Träumen schon gezeigt hatte. Die an den Strand gespülte Woge versickerte nur allmählich in dem schwarzen, feinkörnigen Sand und hinterließ das feuchte, langsam verschwindende Antlitz eines furchterregenden Wolfsrachens. Ein zweite Woge kam durch den Dunst vom Meer her und rollte auf schwarzen Sand zu. Zuerst sah Kaden lediglich zwei glutrote Augen durch den Sand schimmern, bis sich schließlich der ganze Strand aufbäumte, so als reckte ein Gigant seine nach Jahrtausende währendem Schlaf steif gewordenen Glieder. In das Donnern der nächsten Welle mischte sich ein unheimliches Heulen und der Fenriswolf erhob sich in all seiner grausamen Pracht. Er schüttelte seinen eisgrauen Pelz und Tonnen schwarzen Sandes ergossen sich ringsum in Kaskaden. Kaden sank auf die Knie und schlang in vergeblichem Bemühen, dem ohrenbetäubenden Heulen zu entgehen, die Arme um den Kopf. Er blickte auf und sah, wie sich das wuchtige Haupt ihm zuwandte und zwei Augen ihn, glühenden Kohlebecken gleich, haßerfüllt anstarrten. Angst schoß in heißen Strömen durch Kadens Eingeweide, während er gleichzeitig versuchte, diesem verbotenen Blick zu trotzen.

Dankharts Begegnung verlief auf ganz unterschiedliche Art und Weise.

Kaden, dessen Bewußtsein mit ausschweifenden und beängstigenden Phantasien groß geworden und sozusagen durch lebenslanges Training gestählt worden war, sah sich zwar einem überwältigenden Schock ausgesetzt, doch war er gleichzeitig in der Lage, dieses Phänomen richtig einzuordnen. Für ihn waren Realität und Phantasie paritätisch. Beide nahmen in seinem Leben den gleichen Stellenwert ein und für ihn existierte keine strenge Unterscheidung zwischen beiden. So hatte er auch gelernt, mit seinen starken Empfindungen umzugehen, sie zu kontrollieren.

Ganz im Gegensatz zu Dankhart, für den das, was nun geschah, eine gravierende Umwälzung seiner Persönlichkeit darstellte. Die Ankunft Fenrirs spielte sich bei Dankhart auf einem gänzlich verwaisten Terrain ab. Sie traf auf ein Vakuum der Empfindungen, das seit Jahrzehnten brach gelegen hatte, bar jeder intuitiven Anwendung. Und doch war Dankharts Geist gleich einem bestellten Feld. Wie sehr hatte er diesen Augenblick herbeigesehnt. Und wurde doch so unvorbereitet davon getroffen. Der Faustschlag eines geübten Boxers mitten auf den Solar Plexus. Dankhart glaubte für einen Moment, sein Herz würde stehenbleiben. Unwiderstehlich wurde ihm die Luft aus den Lungen gesogen. Einem kurzen Gefühl der Übelkeit folgte eine Welle des Schmerzes, die sich von seiner Magengrube bis in seinen Kopf ausbreitete, wo sie sich als siedende Magma in den leeren Kessel seiner Phantasie ergoß.

Dankhart war das Phänomen des Schmerzes durchaus in vielerlei Hinsicht bekannt. Hatte er Schmerz zugefügt, so nur, wenn es aus seiner Sicht einen vernünftigen Zweck erfüllte. Er wußte, wie man einem Menschen dermaßen Schmerzen bereiten konnte, daß sie ihn dazu brachten, die Wahrheit zu sagen. Er hatte diese Techniken von der Pike auf gelernt aber auch in endlos langen Trainingsstunden mit Meistern ihres Faches gelernt, selber Schmerzen zu ertragen, es darin selbst zu einem Meister gebracht und seine Lehrer bald überflügelt. Doch was nun geschah, war weit entfernt, von dem, was er bisher kennengelernt hatte. Grundlage dieser neuen Empfindung war eine allumfassende Angst, von einer Intensität, die ihm bisher völlig fremd gewesen war. Es war eine elementare Empfindung, die an den Grundfesten seines Wesens rüttelte. Zum ersten Mal in seinem Leben begriff er, was es hieß, sich richtig zu fürchten. Und dann sah er etwas. Etwas, das eigentlich nicht sein durfte. Etwas, das nicht in diese Welt, eigentlich in keine Welt gehörte, weil seine Zeit schon seit Äonen hätte

vorbei sein müssen. Nichtsdestoweniger sah er es. Dankhart sah das titanische Tor und er sah das, was sich anschickte, durch dieses Tor in diese Welt, in Dankharts Welt zu, zu gelangen. Der Teepott in seiner sich verkrampfenden Faust zerbarst mit einem lauten Knall, als wäre er in einen Schraubstock eingespannt gewesen. In einer hohen Fontäne spritzte die heiße Flüssigkeit bis an die Decke. Innerhalb weniger Sekunden war die Temperatur im Zimmer so drastisch gesunken, daß man den heftig ausgestoßenen Atem der beiden Männer sehen konnte. Das Feuer im Kamin erlosch zu einem matten Glimmen, um sogleich wieder aufzuflammen. Dann war es vorbei.

Dankhart saß bleich und zitternd in seinem Stuhl, während der Tee von der Decke platschend auf seinen Kopf tropfte. Die Hand in der er die Tasse gehalten hatte, war noch zur Faust geballt. Blut troff dickflüssig daraus hervor und bildete auf dem Fußboden einen allmählich größer werdenden Fleck.

Kaden kam als erster zu sich. Mit großen Augen sah er den wie versteinert dasitzenden Dankhart einige Sekunden lang an, bis er begriff, daß er das gleiche erlebt haben mußte. Allerdings mit wesentlich gravierenderen Folgen. Einen Augenblick lang schoß Kaden die Idee durch den Kopf, die Hilflosigkeit des anderen auszunutzen, ihn niederzuschlagen und zu fesseln. Nichts wäre im Moment leichter gewesen als das. Doch dann wischte er den Gedanken beiseite. Dankharts Vertrauen darauf, daß Kaden mit ihm zusammenarbeiten würde, wäre im Nachhinein um so größer, wenn er diese Situation jetzt nicht ausnutzte. Es war zwar ein gewisses Vabanquespiel, doch hatte es den größeren Reiz, als die brachiale und weniger elegante Variante, die ihm zuerst in den Sinn gekommen war.

Die eben erlebten Visionen führten immer noch einen wilden Schattentanz vor dem Hintergrund seiner Augen auf und Kaden brauchte eine Weile, bevor er sich an die Lichtverhältnisse gewöhnt hatte. Das Feuer im Kamin flackerte unستet und warf ein düsteres Zwielficht in sein Arbeitszimmer. Kaden stand auf, ging an dem immer noch konsterniert dasitzenden Dankhart vorbei zur Tür und betätigte den Lichtschalter mehrmals vergeblich. Der Strom mußte ausgefallen sein. Er sah, daß Dankharts Hand verletzt war und heftig blutete. Kaden ging in den Flur und öffnete die Schublade einer kleinen Kommode. Ihr entnahm er eine Taschenlampe und begab sich ins Badezimmer. Mit etwas Verbandszeug, Salbe und Desinfektionsmittel kehrte er ins Arbeitszimmer zurück. Bevor er sich daran machte, Dankharts Hand zu versorgen, zündete er den

vierarmigen Kerzenleuchter auf dem Kaminsims an, der ein einigermaßen gleichmäßiges Licht warf. Als er sich kniete, um Dankharts Hand in Augenschein zu nehmen, kam dieser mit einem gequälten Stöhnen zu sich. „Fragen Sie jetzt bloß nicht, wo bin ich,“, knurrte Kaden, während er die tiefen Schnittwunden mit einem in Alkohol getränkten Tupfer reinigte. Dankhart zuckte nicht einmal, als Kaden ein paar tief eingedrungene Keramiksplitter aus dem klaffenden Fleisch zog und die Stellen erneut mit dem Desinfektionsmittel behandelte. Anschließend schmierte er noch etwas Wundsalbe in die Wunden und verband die Hand. Dankhart, der mittlerweile sein Bewußtsein vollständig wiedererlangt hatte, schien sich rein äußerlich erstaunlich schnell von dem gerade Erlebten erholt zu haben. Mit ausdrucksloser Miene verfolgte er, wie Kaden ihn verarztete. „So, fertig,“, murmelte Kaden, „die Fleischwunden müßten allerdings genäht werden, wenn Sie meine laienhafte Meinung dazu hören wollen. Die sind doch ziemlich tief. Ich habe sie zwar desinfiziert, aber man weiß ja nie. Schätze allerdings, daß Sie garantiert gegen Tetanus geimpft sind, bei dem Laden, in dem Sie arbeiten,“. Er sah, daß sich auf Dankharts Stirn ein feuchter Schweißfilm gebildet hatte und obwohl sein Gesicht auf den ersten Blick nichts verriet, hatte in seine grünen, sonst ausdruckslosen Augen ein sonderbarer, kalter Glanz Einzug gehalten, der andeutete, in welchem seelisch aufgewühltem Zustand der große Mann sich befinden mußte. Als Kaden das Verbandszeug wieder im Schrank verstaut hatte, gönnte er sich endlich den Whiskey, den er vorhin schon hatte trinken wollen. Nachdem er den ersten runtergestürzt hatte, schenkte er sich gleich einen zweiten hinterher, den er langsam im Glas schwenkte, um ihn etwas anzuwärmen. Er spürte, wie sich sein Puls auf Normalwerte senkte und lehnte sich, das Glas in der Hand, an seinen Schreibtisch.

Der Schneesturm, der noch vor wenigen Augenblicken wütend um das Haus getobt war, hatte sich gelegt und Kaden konnte durch das große Fenster sehen, wie die Wolkendecke aufriß und den Blick auf einen sternensüßten Himmel freigab, an dem ein zunehmender Mond groß und klar, wie durch ein Vergrößerungsglas zu erkennen war.

Er hatte Dankhart mittlerweile den Rücken zugekehrt und befand sich immer noch in einem gewissen inneren Widerstreit, ob er richtig gehandelt hatte, als er die Entscheidung zugunsten Dankharts gefällt und seine Wunde versorgt hatte, anstatt ihn außer Gefecht zu setzen. Dankhart schien seine Gedanken erraten zu haben: „Warum haben Sie das getan? Sie hätten mich leicht überrumpeln können, während ich außer Gefecht war,“, Kaden drehte sich nicht um, als er antwortete und betrachtete dabei noch immer fasziniert

die bizarre Landschaft, die sich ihm mittlerweile draußen bot. Der Schnee lag mindestens hüfthoch um das Haus herum und glitzerte im Licht der Sterne und des Mondes wie Myriaden von Diamanten. Die Bäume waren nur noch schemenhaft unter Zuckerhüten zu erkennen und alles schien tot und still. „Ich habe eine Weile mit mir gerungen. Das gebe ich unumwunden zu. Möglicherweise weil ich nicht ganz sehe, zu was es gut gewesen wäre, einen hilflosen Mann hier mit zu versorgen. Auf der anderen Seite haben Sie doch gelesen, was ich schreibe, nicht wahr? Ich habe nicht immer so zurück gezogen gelebt, wie jetzt. Keine Ahnung, ob man zum Einzelgänger geboren wird, oder ob man im Laufe seines Lebens dazu wird. Schätze, es ist eine Mischung aus beidem. Je nach den Umständen kann man so werden wie ich, oder aber auch wie Sie, Dankhart. Vielleicht habe ich Sie aber auch nicht überwältigt, weil ich sehr neugierig bin, wie es weitergeht mit unserer Geschichte. Wenn ich eine Geschichte schreiben würde, wäre das, was hier gerade geschieht, für mich unter Umständen ein reizvoller Stoff. Am Ende ist das auch die Geschichte meines Lebens. Und Geschichten sind mein Leben. Ohne sie könnte ich nicht sein.“, Dankhart studierte scheinbar interessiert seine frisch verbundene Hand und antwortete, ohne aufzusehen: „Glauben Sie, daß Sie nachdem dies hier vorbei ist, noch eine Geschichte schreiben werden?“, Kaden trank einen Schluck von dem jetzt angenehm handwarmen Whiskey. Der Schnaps breitete sich warm in ihm aus: „Ich denke nicht, daß dies der Punkt ist, auf den es in unserer Geschichte ankommt. Haben Sie mal einen Blick nach draußen geworfen?“, Dankhart schien nicht sonderlich beeindruckt von dem Schauspiel, das sich mittlerweile draußen bot. „Was hat das mit uns zu tun?“, fragte er. Kaden wandte sich zu ihm um: „Wollen Sie wirklich darüber reden? Es hat etwas mit dem zu tun, weswegen Sie hier sind. Nicht wahr?“, Dankhart wirkte einen winzigen Augenblick lang unsicher, dann antwortete er mit heißerer Stimme: „All das hat mit Nimrod zu tun. Ich weiß zwar nicht wie, doch damit unterscheide ich mich nicht sonderlich von den Herren Wissenschaftlern da unten in ihrem Hochsicherheitslabor. Dieses Nimrod, wie wir es nennen, ruft Halluzinationen bei den Probanden hervor. Merkwürdigerweise stimmten die Inhalte dieser Wahnvorstellungen bei allen überein. Allerdings waren nur Männer davon betroffen. Auf Frauen hat Nimrod keinerlei Wirkung. In allen Fieberträumen der Versuchspersonen spielte die germanische Mythologie eine dominante Rolle. Glauben Sie mir, man ist dort unten sehr verwirrt. Noch verwirrter wurden die, als sie erfuhren, daß es Sie gibt, Kaden. Ich glaube fast, daß Sie wissen, was ich eben gesehen habe. Nicht wahr? Was hat es mit diesem Tor auf sich. Alle Versuchspersonen

sprachen davon bevor sie starben. Und jetzt diese Vision. Mein Leben lang habe ich darauf gewartet, so etwas wie eine Eingebung, eine Inspiration einen Geistesblitz zu haben und nun gleich das. Habe ich mich bei Ihnen....angesteckt?„ Er beantwortete die Frage selber: „Praktisch unmöglich. Aber bisher ist nichts, was wir über Nimrod wissen, gesichert.„

Kaden lächelte in sich hinein: „Habt ihr Euch schon mal Gedanken darüber gemacht, daß ihr vielleicht das schärfste Rauschgift des Universums entdeckt habt. Etwas das kollektive Rauschzustände verursacht. Ist das, was wir da draußen sehen Wirklichkeit? Oder spielt das irgendwann überhaupt keine Rolle mehr? Wissen Sie Dankhart, ich lebe ständig in diesem Zustand. Meine Geschichten habe ich sozusagen erlebt, immer intensiver und jetzt, mit einem Mal, befinde ich mit mitten in einer solchen Geschichte. Dies ist sozusagen die ultimative Geschichte. Alles ist aus den Fugen, oben ist unten, innen ist außen. Vielleicht habt ihr auch irgend einen Teil aus einem schwarzen Loch entdeckt, daß nun die uns bekannten Gesetze der Physik außer Kraft setzt.„

Dankhart schnaubte: „Auch schwarze Löcher verhalten sich gemäß den Gesetzen der Physik.„ Im selben Moment hätte er sich am liebsten auf die Zunge gebissen, als er die Engstirnigkeit und Beschränktheit dessen erkannte, was er gerade gesagt hatte.

Kaden drehte sich um und sah ihm direkt in die Augen: „Dankhart, wissen Sie, was ich glaube?„ Ohne eine Antwort abzuwarten, fuhr Kaden fort: „Sie sind viel zu intelligent, um absolut loyal zu sein. Beides schließt sich aus.„ „Wenn Du wüßtest, wie recht Du hast,„ dachte Dankhart bei sich, antwortete aber: „Ich weiß durchaus zwischen meinen persönlichen Interessen und denen meiner Auftraggeber zu unterscheiden. Ich verstehe es auch, Prioritäten zu setzen. Deshalb werden wir auf den Tagesanbruch warten und uns dann auf den Weg machen. Mit dem Auto werden wir, wie es aussieht, keine Chance haben. Im Dorf finden wir allerdings sicher einen Traktor, der es auch durch diesen tiefen Schnee schafft. Ich habe auf dem Weg hierher sehr große Höfe gesehen, die mit hoher Wahrscheinlichkeit über die entsprechenden Zugmaschinen verfügen. Bis zu einem dieser Höfe schaffen wir es auch zu Fuß. Ich werde Sie mit ins Institut nehmen, Kaden. Wenn es sein muß gegen Ihren Willen.„ Die Entschlossenheit in seiner Stimme überzeugte Kaden, daß es Dankhart Ernst meinte, mit dem, was er sagte. „Das Institut ist eine Sache, Dankhart. Aber wie stellen Sie sich das vor mit mir? Wollen Sie meine Inspiration aus mir heraus saugen wie ein Vampir?„ Dankhart sah ihn unverhohlen an: „Ich will endlich wissen, wie das geht, mit der Intuition, verstehen Sie? Und ich bin sicher, daß ich bei

Ihnen auf der richtigen Spur bin. Das hat mir der Vorfall von vorhin gezeigt. Was immer er auch bedeuten mochte.,,

Kaden erwiderte nachdenklich: „Es bedeutet, daß etwas auf dem Weg in diese Welt ist, Dankhart. Etwas, das eigentlich nicht hierher gehört und die Dinge gehörig auf den Kopf stellen wird. Die Phantasie ist dabei, die Wirklichkeit zu überholen und wird alles übersteigen, was wir uns jemals vorzustellen wagten. Die Dinge sind längst außer Kontrolle, wenn ich dem glauben kann, was ich gesehen habe und was Sie mir erzählt haben. Wobei ich immer davon ausgehe, daß Sie mir nicht die ganze Wahrheit gesagt haben. Und wir sind nur ein paar Figuren auf einem riesigen Schachbrett. Wenn ich mit Ihnen gehe, Dankhart, dann ist das nicht ihr oder mein Zug. Jemand hat uns auf ein weiteres Feld geschoben.,,

Kaden trank den letzten Schluck und merkte, wie die Anstrengungen der vergangenen Stunden ihren Tribut forderten. Sein Körper sehnte sich nach Schlaf. Er öffnete das Fenster, um frische Luft zu atmen, als er innehielt. Er merkte, daß Dankhardt sich fast lautlos von hinten genähert hatte, sich neben ihn stellte und den Kopf aufmerksam geneigt hielt. Also hatte er es auch gehört. Das Geräusch, das nun durch die klare Nacht zu ihnen herauf drang, erinnerte an das Schnauben von Pferden und das Klappern von Zaumzeug. Dazwischen waren heißere, rohe Schreie zu vernehmen, die deutlich über die schweigende kristalline Eislandschaft zu ihnen herüber flogen. Kurze Zeit später war das Stampfen schwerer Hufe zu vernehmen, wie von vielen Pferden. Kaden sah zu Dankhart hinüber, der immer noch wie gebannt in die Nacht hinaus starrte. „Die schwarzen Reiter.,,“ flüsterte Kaden. Dankhart sah ihm verständnislos nach, als er in sein Schlafzimmer ging, um sich für ein paar Stunden hinzulegen.

Oktober 2000, das Institut

Die Tür zum Inneren der Vogelstation, lag im Windschatten der schweren Stürme und nur wenig Schnee hatte sich vor ihr aufgetürmt. Watanabe, Kortner und Cellarius hatten gemeinsam kaum Mühe, sie aufzudrücken. Es war inzwischen vier Uhr morgens und alle drei hatten ergebnislos beraten, bis sie sich nach Watanabes Ausführungen entschlossen hatten, nachzusehen, wie es an der Oberfläche aussah. Bestürzt sahen sie auf das sich ihnen bietende Szenario. Sterne und Mond sorgten in der in fahlem Silber schimmernden Schneewüste für genug Licht. So konnten sie bis zum vereisten und mit tiefem Schnee bedeckten See hinaus sehen. Die Wetterstation war unter einem kegelförmigen Schneehaufen verschwunden und Watanabe, der sich durch den hohen Schnee bis zu ihr durchgearbeitet hatte, versuchte, mit bloßen Händen das Thermometer freizulegen. Zwar hatte Kortner weitergegeben, was man ihm über die momentane Wettersituation berichtet hatte. Doch dies hier überstieg bei weitem das, was die drei sich unter einem Wintereinbruch vorstellten. Sie hatten sich nur dünne Jacken übergezogen und die schneidende Kälte machte sich bereits bemerkbar. „Ob er bei dem Wetter überhaupt kommt?“, brummte Cellarius und suchte den Sternenhimmel ab. Kortner nickte, die Arme bibbernd um den Körper geschlungen: „Verlassen Sie sich drauf. Er hat vor einer Stunde noch mal angerufen. Überraschungsbesuch. Will sich persönlich ein Bild von der Lage machen. So was nenn ich Vertrauen.“

Kaum hatte Kortner den Satz ausgesprochen, als ein helles Knattern durch die klare Nacht zu vernehmen war. Watanabe, der es nun doch geschafft hatte, das Thermometer frei zu kratzen, stapfte frierend zu den beiden zurück: „Minus fünfundzwanzig Grad. Wintereinbruch, nennen Sie so was einen Wintereinbruch? Hier ist etwas anderes am Werk...“

Erst jetzt merkte er, wie die beiden nach oben starrten und verstummte. Jetzt hörte auch er das Knattern einer sich nähernden Maschine. In nördlicher Richtung waren nun die Positionslichter eines schnell näher kommenden Hubschraubers zu erkennen. Innerhalb weniger Sekunden war die Maschine heran. Ein gleißend heller Scheinwerfer flammte auf und tauchte die Wetterstation in einen ovalen Lichtkegel. Der Schnee wurde durch die Rotorblätter aufgewirbelt und zwang die drei Wissenschaftler ins Innere des Gebäudes. Durch das Fenster beobachteten sie, wie der Hubschrauber vor dem Zaun knapp über dem Boden in der Schwebe blieb. Eine dick verummte Gestalt öffnete eine Schiebetür, ließ sich schwerfällig

mit dem Gesäß auf eine der Kufen plumpsen, um anschließend eine weiche Landung im tiefen Schnee hinzulegen. Mühsam rappelte der Dicke sich auf die Knie und gab dem Piloten ein Zeichen. Die Maschine erhob sich mit einem lauter werdenden Knattern und war nur wenige Augenblicke später in der Nacht verschwunden. Die Tür zur Vogelstation flog auf und der schwergewichtige Mann zwängte sich in einer papageienbunten Polarforschermontur durch den Rahmen. Er baute sich vor den drei verdattert drein schauenden Wissenschaftlern auf und klopfte sich umständlich den Schnee vom Anzug. Dann riß er sich eine türkisfarbene Thermomütze mit neongelben Längsstreifen vom Kopf und schnaufte: „Was glotzen Sie so dämlich, haben Sie noch nie einen Menschen gesehen?„

Als Mario aufwachte, fühlte er sich zerschlagen und sein Kopf war bis an die Schädeldecke mit Watte vollgestopft. Draußen hatte eine merkwürdige Dämmerung eingesetzt und obwohl es schon auf acht Uhr zuing und der Himmel wolkenlos war, wollte es einfach nicht richtig hell werden. Er dachte an den furchtbaren Traum, den er gestern gehabt hatte und an... Mario schüttelte den Kopf. Er war sich nicht sicher, ob sein Erlebnis mit den unheimlichen finsternen Reitern nicht doch ein Traum gewesen war. Schnell schlüpfte er in ein paar Filzstiefel, die er vor den Ofen gestellt hatte und in seinen Parka. Draußen gefror ihm sofort der Atem und er merkte, wie ihm die Kälte durch die Kleidung in die Knochen kroch, sich dort festsetzte und ihn mit kleinen, scharfen Zähnen zu beißen begann. Als er die Tür zum Toilettenhäuschen sah, wußte er, daß er nicht geträumt hatte. Sie hing in den

Angeln halb auf dem Hof liegend und die Milchglasscheibe war herausgeschlagen. Mario ging auf das Haus zu und lugte vorsichtig in den Kabinengang. Alle Türen, bis auf die letzte, sahen aus, als wenn eine Dampftramme sie zertrümmert hätte. In den Fußbodenfließen waren die Abdrücke von Stiefeln zu erkennen. „Schuhgröße sechsundfünfzig, mindestens,“ murmelte Mario und rieb sich die Hände. Er folgte den Spuren. Das Ding (Mario weigerte sich, es in irgendeiner Weise zu personifizieren) hatte sich wie ein Schneepflug auf zwei Beinen durch den Schnee geschoben, so daß Mario bequem in der Schneise, die der Riese für ihn gepflügt hatte, vorankam. Er folgte der Spur bis zum Dorfplatz, der von Pferdehufen platt getrampelt war, so daß der Schnee fest und steinhart gefroren war. Als Mario zur großen Linde nach oben sah, wo er den riesigen Raben beobachtet hatte, rutschte er aus und landete mit einem satten Plumps auf dem Hintern. Fluchend und ein paar mal ausgleitend versuchte er, wieder aufzustehen. Seine rechte Hand, mit der er sich nach oben stemmen wollte, glitt aus und etwas fuhr heiß und schneidend durch seinen Handballen. Der hart gefrorene Schnee begann sich sofort tief rot zu färben. „Verdammte Scheiße,“ entfuhr es Mario, „auaaa, auch das noch, was zum Teufel ist...“, Mario fuhr mit den Fingerspitzen vorsichtig über die Stelle, wo er sich geschnitten hatte. Etwas, das jetzt vom Blut verschmiert und dadurch nicht erkennbar war, ragte spitz aus dem Schnee. Mario versorgte erst einmal seine Wunde provisorisch, indem er ein Taschentuch um seine Hand wickelte. Die Wunde war nicht tief, blutete aber heftig. Anschließend kramte er umständlich mit der Linken sein Taschenmesser aus der rechten Gesäßtasche und kniete sich nieder. Mit den Zähnen klappte er die Schneide auf und klaubte einen länglich, metallischen Gegenstand von etwa zwanzig Zentimetern heraus. Mario hielt es staunend ins Licht der jetzt tief im Osten stehenden Sonne. Es war ein kunstvoll verziertes Messer, das durchgehend aus einem stumpf glänzenden, grauen Metall gefertigt war. Die Klinge war mit seltsamen, fremdartig anmutenden Gravuren verziert, die Mario nicht deuten konnte. Das Heft hingegen war mit Basreliefs versehen, die Mario am ehesten an Hufeisen erinnerten aber auch ein Tor darstellen konnten. Die Klinge war auf elegante Weise sichelförmig geschwungen und machte einen sehr scharfen Eindruck. Sie schimmerte matt und gefährlich im karmesinroten Sonnenlicht, das den Dorfplatz jetzt in ein unwirkliches Licht tauchte. „Muß wohl einer der finsternen Burschen verloren haben, als sie heute Nacht aufgebrochen sind,“ murmelte Mario vor sich hin und steckte die Waffe behutsam in seine Parktasche. Er sah auf seine Armbanduhr. Inzwischen war es fast neun und er hatte schon längst unterwegs sein sollen.

Mario fragte sich, ob denn diese verdammte Sonne heute irgendwann noch höher zu steigen gedachte und stapfte, diesmal auf den glatten Untergrund achtgebend, zu seiner Kneipe zurück. In der Gaststube sah er nach dem Feuer im Berliner Ofen und legte noch ein paar Briketts auf die Glut. Hatte er Glück, dann war es noch warm, wenn er und Kaden zurück kehrten. Denn das war der Plan Marios: Er wollte Kaden dazu überreden, mit ihm zu kommen. Ganz davon abgesehen, daß er endgültig die Schnauze davon voll hatte, sich hier alleine zu betrinken und Sorgen zu machen, hatten ihn die Ereignisse in den letzten Tagen sehr zerrüttet und zutiefst verstört. Instinktiv setzte er darauf, daß Kaden für das alles eine Erklärung haben würde. Außerdem war das Wetter jetzt günstig für einen solchen Versuch, auch wenn er den Eindruck hatte, daß die Temperaturen über Nacht noch weiter gesunken waren. Doch wenn er sich beeilte, dann schaffte er es mit Leichtigkeit vor Einbruch der Dunkelheit bis hinauf zu Marios Haus. Bei diesem Gedanken sah er aus dem Fenster. Die Sonne hatte ihren Stand, den sie um etwa neun Uhr erreicht hatte, bisher nicht verändert. Mario beschlich ein mulmiges Gefühl. Wenigstens war es hell genug, um sich unbedenklich auf den Weg zu machen. Im Dunkeln hätte er es alleine nie und nimmer gewagt. Ihm schien, als wäre der Wald, der dunkel über das Dorf ragte, näher gerückt. Aber das bildete er sich sicher nur ein, was angesichts der letzten Ereignisse auch kein Wunder gewesen wäre.

Mario machte sich marschbereit. Über eine dicke Strickstrumpfhose zog er seine alte, wattierte Skihose. Dann streifte er einen Fleecepullover über und zog darüber noch seinen mit Lammfell gefütterten Parka. In die Filzstiefel schlüpfte er nur mit dünnen Strümpfen, damit die Füße nicht zu sehr eingeengt wurden. Er grinste, als er die eingemottete Zobelpelzmütze aus dem Schrank holte. Er hatte sich das Ding noch vor der Wende gekauft und bestimmt seit zwölf Jahren nicht mehr getragen. Der Pott war schreiend häßlich, hielt aber jeder Witterung stand. Beste russische Wertarbeit. Er hatte sie für eine Handvoll Rubel auf einem Schwarzmarkt in Moskau gekauft und sie über die Grenze geschmuggelt. Anschließend stopfte er eine einfache Umhängetasche aus Leder mit Munition für sein AK 47 voll und schlang sich noch einen breiten Armeegürtel um den Mantel. Er holte tief Luft und schaffte es gerade so bis in die erste Öse. Seit seiner Zeit bei der Armee war er nicht gerade schlanker geworden. Das Messer, das er auf dem Dorfplatz gefunden hatte, steckte er in den Gürtel. Mario prüfte noch einmal den Verband um seine rechte Hand und nickte zufrieden. Die Wunde hatte schon auf dem Weg zur Gaststube aufgehört zu bluten und sich nicht als ganz so schlimm herausgestellt, wie es den Anschein gehabt hatte. Dennoch

fühlte Mario sich mit dem Verband sicherer. Er stülpte sich die beiden Zeigefinger-Fäustlinge über und schulterte das Gewehr. Auf dem Tresen hatte er noch eine Thermoskanne mit heißem Tee stehen, die er oben auf die Munition in der Ledertasche legte. Natürlich hatte er nicht vergessen, den Tee mit einer ansehnlichen Portion Wodka zu verfeinern. In einer Seitentasche verstaute er sein Sturmfeuerzeug und zwei Päckchen Marlboro. Dann trat er aus der Gaststube, schloß hinter sich ab und legte den Schlüssel auf den Rahmen über der Tür. Irgendwie gab ihm diese vertraute Zeremonie das beruhigende Gefühl, daß er tatsächlich hierher zurückkehren würde.

Auf dem Treppenabsatz sah er sich noch einmal um. Nirgendwo entdeckte er in dem Fünfzig-Seelen-Dorf ein Zeichen von Leben. Die Jalousien waren überall herunter gelassen worden und alles lag totenstill. Mario drehte sich um und blickte nach oben zum Wald. Bei dem Gedanken daran, daß der Weg, den er nehmen mußte, eine ganze Strecke dort vorbei führen würde, sehnte er sich nach einem Wodka vor dem warmen Ofen zurück. „Drauf geschissen, auf geht’s Lederstrumpf!“, rief er laut ins Dorf hinein, schob sich die Mütze in den Nacken und stapfte los. Als Mario den Weg einschlug, der vom Dorfplatz hinauf zum Wald führte, begann er leise vor sich hin zu pfeifen.

89

„Zu spät, wir kommen zu spät,“ schoß es dem Krieger durch den Kopf, als er das Tor sah. Er zügelte seinen Falben und riß in seiner Wut brutal an den Zügeln. Mit einem beleidigten Schnauben stemmte Sleipnir seine Hufe in die Erde, daß der Staub nur so aufwirbelte und ihn und seinen wütenden Herren in eine undurchdringliche Wolke hüllte. Als sich der Staub gelegt hatte, starrte der Einäugige auf den Durchgang. Viele der titanischen Monolithen waren zu Boden gestürzt und hatten einen Teil des Durchgangs versperrt. Der Krieger stieg zum ersten Mal seit seinem langen Ritt von Sleipnir. Der starke Hengst fühlte sich ungerecht behandelt. Schließlich hatte er seinen Herrn unermüdlich durch die Einöde getragen und zum Ziel geführt. Sleipnir wandte dem Krieger beleidigt sein Hinterteil zu und hoffte, daß er wenigstens bald zu trinken und zu fressen bekäme. Als hätte der

Krieger die Gedanken seines treuen Tieres erraten, wandte er sich zu dem Falben um und tätschelte dessen sehnigen Hals: „Dein Herr schämt sich, Dich so behandelt zu haben, edler Sleipnir. Verzeih mir. Die Wut, Fenrir nicht eingeholt zu haben, bevor er das Tor erreichte, ließ mich ungerecht werden.“ Aus einer ledernen Tasche, die um den Sattelknauf hing, nahm er eine Handvoll goldgelb schimmernder Körner und hielt sie dem Falben hin. Das Tier scharrte mit den Hufen, blähte die Nüstern und fraß schließlich, was ihm sein Herr dargeboten hatte. Anschließend stemmte der Krieger die Hände in die Hüften, drückte seinen Rücken durch, daß die Gelenke lautstark knackten und betrachtete den Übergang nachdenklich. Er kniete nieder, um einen der kleineren Steinblöcke näher in Augenschein zu nehmen. Wenigstens waren die magischen Inschriften unversehrt, so daß ein Übergang immer noch möglich war. Es waren die von Anbeginn bis Ende und Ende bis Anbeginn gültigen Zeichen. Warum nur begriffen sie nicht, daß etwas, das im Sein begriffen war, demnach auch einen Anfang haben mußte. Somit war das Ende bedingt. Und trotzdem beinhaltete gerade dieser Zyklus das Phänomen der Unendlichkeit. Auch der große Krieger wußte letztendlich nicht, woher er gekommen war und wohin er in alle Ewigkeit gehen würde. Was immer das auch war, dieses „in alle Ewigkeit,..“ „Es ist auch nicht meine Aufgabe, mir darüber Gedanken zu machen,“ knurrte er mürrisch. Ihm würde es schon genügen, endlich wieder an seiner festlich bereiteten Tafel sitzen zu dürfen. Nicht der große Weltenkreis war wichtig, sondern der Kreis, in dem er, der Einäugige Krieger etwas bewirken konnte. Welche Rolle spielte dann die Zeit. Sie spielte nur insofern eine Rolle, wenn man in ihr etwas bewirken konnte. Handelte man nicht, bewirkte man auch nichts. Somit spielte auch die Zeit keine Rolle. Der Krieger schüttelte unwirsch sein kantiges Haupt. Diese Gedanken. Alles war außerhalb der Ordnung. Er richtete seine Aufmerksamkeit wieder auf das Tor. Fenrir hatte bei seinem ungestümen Durchbruch viel Schaden angerichtet. Dieses zügellose Monstrum. Wußte er denn nicht, daß er sich zerstören konnte, wenn er das Tor erheblich beschädigte? „Wir hätten Dich töten sollen, als Du noch ein winselnder Welp warst. Schon damals hast Du nach Tyr's Hand geschnappt,“ murmelte der Krieger und sah plötzlich erwartungsvoll auf. Er hatte das Rauschen sich nähernder Schwingen vernommen. Munin war zurückgekehrt. Der große Mann hielt den Arm abgewinkelt nach oben und ließ den Raben auf der Ledermanschette seines rechten Unterarms Platz nehmen. „Herr,“ sprudelte es aus Munin heraus, während er seinem Bruder Hugin, der auf Sleipnirs Sattelknauf Platz genommen hatte und mit dem Kopf unterm Flügel schlief, einen mißbilligenden Blick zuwarf, „Herr, die

Einherier reiten weiter Fenrir entgegen. Ich habe sie rechtzeitig erreichen können. Sie sind ungestüm und tatendurstig. Ihr Anführer, der furchtbare Draugr, war drauf und dran den Freund des Träumers nach Asgard zu befördern. Doch ich konnte ihn im letzten Moment davon abhalten. Auch wenn es mich einige Überredungskunst gekostet hat. Scheint übrigens sein Herz entdeckt zu haben, dieser Mann. Er trägt einen recht merkwürdigen Namen. Mario nennt man ihn in jener Welt. Welcher Dämon mag in seine Eltern gefahren sein, als sie ihn so nannten.,, Munin reckte sich in übermütigem Stolz und genoß es, als sein Herr ihm dankbar das Nackengefieder kraulte. „Danke Munin. Du hast Dir Ruhe verdient. Hugin wird mir nun berichten, wo Fenrir sich jetzt aufhält. Er wird die Einherier dorthin führen, damit sie sich ihm entgegenstellen können. Der wütende Wolf hat das Tor beim Übergang beschädigt.,, Bei der Nennung seines Namens war Hugin erwacht und streckte aufmerksam den Kopf unter seinem Flügel vor. Seine Augen blinzelten listig und als sein Herr ihm den neuen Auftrag ins Ohr flüsterte, krächzte er verstehend und schwang sich auf. Gedankenschnell war er am Himmel verschwunden. Der Krieger wandte sich wieder dem Tor zu. Sein Blick verriet Besorgnis, denn er wußte, daß noch andere, viel ältere Wesen als er es war, darauf warteten, endlich die Grenze zu überschreiten. Und dann würden sie selbst ihn mit ins Verderben reißen. Er mußte das Tor soweit wieder herstellen, daß er selbst es durchschreiten konnte. Der Krieger kniete sich vor den am Boden liegenden Monolithen hin, las die Zeichen und murmelte die magischen Worte.

90

Die Wiese war diesmal hoch mit Schnee bedeckt und nur das Tor erinnerte daran, daß er diesen Ort in seinen Träumen schon einmal betreten hatte. Doch im Gegensatz zu vorher, konnte Kaden es diesmal deutlich sehen. Klar umrissen stand es über ihm. Noch mehr Steine lagen herum und als Kaden auf sie zuing, war ihm, als ginge ein tiefes Summen von ihnen aus. Sein Kopf dröhnte im Gleichklang der steinernen Frequenz und als er sich konzentrierte, erkannte er darin das Donnern und Rauschen der

Brandung eines gewaltigen Ozeans. Es drang offenbar durch die in schwärzester Finsternis liegende Öffnung des Tores. Kaden begriff. Er hatte das Tor beim letzten Mal von der anderen Seite gesehen und war zusammen mit Dankhart Zeuge geworden, wie die Bestie den Übergang vollzogen hatte. Er konnte die salzigen Fluten des dunklen Ozeans auf der anderen Seite riechen. Dann meinte er, etwas durch das Rauschen der Brandung hindurch zu hören. Es kam aber nicht von der anderen Seite. Nein, es war um ihn herum, ohne daß er in der Lage gewesen wäre zu sagen, woher es kam. Es gemahnte entfernt an eine Litanei, ein Gebet oder eine Beschwörungsformel. Gesprochen mit einer tiefen, rauhen Stimme in einer Sprache, die Kaden seltsam primitiv und roh erschien, so als stammte sie aus den Anfängen des Universums. Gesprochen von Etwas, daß über ein seit Äonen vergessenes und verbotenes Wissen verfügte.

Die Stimme schwoll an und übertönte bald das Donnern der jenseitigen Brandung. Kaden merkte, wie die Erde unter ihm zu beben begann und sank unsicher auf die Knie. Einige der monolithischen Riesen erzitterten und bewegten sich, als würden sie von einer gewaltigen, unsichtbaren Kraft angezogen. Die Stimme war nun ein einziger Donnerhall, der sich unter Kadens Schädeldecke ausbreitete wie der Glockenschlag im Gewölbe einer Kathedrale. Kaden schrie vor Schmerzen und wälzte sich im Schnee. Das Letzte was er sah, waren die schwarzen Steine, die sich vom Boden erhoben und befreit von den Gesetzen der Schwerkraft, auf das Tor zu schwebten.

Als er erwachte, war es immer noch dunkel. Durch die halb geöffnete Tür seines Schlafzimmers warf das flackernde Kaminfeuer einen unsteten Schein. Kaden erhob sich stöhnend und sah, daß Dankhart offenbar auf seinem Stuhl vor dem Feuer eingeschlafen war. Er blickte auf seine Armbanduhr. Es war acht Uhr morgens. Lange hatte er also nicht geschlafen. Doch merkte er, wie er sich schnell erholte und der Traum sich von ihm entfernte, wie ein Ball der ein steiles Dach hinunter rollte, um dann über die Dachkante in der Tiefe zu verschwinden. Kaden setzte sich auf und sah aus seinem Fenster. Der Himmel war immer noch klar und nichts deutete darauf hin, daß es bald schneien würde. Bald würden sie sich auf den Weg machen können. Er wußte innerlich, daß er Dankhart folgen mußte, um zum Ziel zu gelangen. Wobei er sich noch nicht ganz sicher war, was dieses Ziel eigentlich darstellte. Er versuchte seine Gedanken zu ordnen. Wenn er Dankhart glauben sollte, so war er mit diesem Nimrod infiziert. Die Wahrscheinlichkeit, daß Dankhart in dieser Hinsicht anlog, war ziemlich gering. Ein Indiz waren die Veränderungen, die mit ihm vorgegangen waren.

Ein anderes befand sich in Dankharts Wagen. Es handelte sich um seine Akte, die Wilbrecht ihm hatte zeigen wollen. Einen kurzen Augenblick überlegte er, ob er in Dankharts Wagen eindringen sollte, um sie zu holen. Er verwarf den Gedanken. Warum hätte Wilbrecht ihn sonst so dringend sprechen wollen, wenn es nicht deswegen gewesen wäre. In jenem geheimnisvollen Institut von Pal-Gen war wohl sicher mehr zu erfahren. Kaden war sich wohl bewußt, daß er ein hohes Risiko einging, wenn er Dankhart dorthin folgte. Doch verließ er sich auf seine neu gewonnen Fähigkeiten, die ihn bisher sehr zuverlässig vor drohenden Gefahren gewarnt hatten. Er hatte inzwischen immer besser gelernt, mit seinen Instinkten umzugehen. Und etwas sagte ihm nun, daß er aufgewacht war, weil Dankhart ebenfalls dabei war, aufzuwachen. Solange sein Gegner tief und fest eingeschlafen war, hatte auch er geschlafen. Bis auf die Traumphase. Kaden begriff, daß er lernen mußte, diesen Instinkten mehr zu vertrauen.

In den erschlafften Mann vor dem Kamin kam Leben. Kaden staunte. Dankhart hatte in dieser unbequemen Haltung die halbe Nacht verbracht und sah dennoch sehr erholt aus. Er reckte sich, stand auf und warf zwei neue Scheite in die Glut. Inzwischen hatte sich die draußen herrschende bittere Kälte auch hier drinnen bemerkbar gemacht. Kadens Arbeitszimmer war nun der einzige Raum, der beheizt war und er sah, wie sein Atem an der Luft gefror. Dankhart drehte sich zu ihm um und starrte ihn an: „Haben Sie auch geträumt?“, Kaden nickte. Er erkannte so etwas wie Zufriedenheit in dem kantigen Gesicht seines Gegenübers. „Ich,“, sagte Dankhart leise, als wolle er den noch in ihm nachhallenden Traum nicht mit seiner lauten Stimme verscheuchen, „ich habe von einem steinernen Tor geträumt, das sich von selbst aufbaut. So etwas ist mir noch nie passiert.“ Das Letzte klang triumphierend; und er fügte hinzu: „Ich wußte es. Gleich als ich mich mit Ihnen zu beschäftigen begann.“ Und dann, völlig zusammenhanglos und kalt, fügte er hinzu: „Ich habe Hunger. Bevor wir bei Tagesanbruch losziehen, müssen wir uns stärken. Der Weg zu dem Gehöft, das ich vorhin erwähnte, ist zwar nicht lang, aber wegen des hohen Schnees sehr anstrengend. Wir sollten also etwas essen, Kaden.“

Kaden war schon aufgestanden. Er hatte eine Kerze angezündet und machte sich auf den Weg zur Küche. Auch er hatte großen Hunger. „Ich

habe noch einen Gaskocher und werde uns ein paar Eier mit Speck machen. Wenn's recht ist. Sie können ja versuchen, über dem Kaminfeuer einen Tee zu machen.,,

Gleichzeitig dachte er über die zurückgekehrt Kälte in Dankharts Stimme nach. Der Mann war tatsächlich so etwas wie ein Gedanken vampir. Er wollte das haben, worüber Kaden so überreichlich verfügte: Phantasie. Wie er das anzustellen gedachte, war Kaden allerdings noch schleierhaft. Wollte er sich einfach nur in seiner Nähe aufhalten, um von seiner Intuition zu profitieren? Sicherlich war es nicht so, daß Kadens Nähe, so inspirierend auf Dankhart wirkte, daß sich dieser mit der bloßen Gesellschaft Kadens begnügte. Dankhart wollte alles, das konnte Kaden deutlich spüren. Er spürte die kalten Augen des anderen förmlich auf seinem Körper. Dankhart fixierte ihn; wie eine Spinne ein Opfer betrachtet, das dabei war, ihr Netz zu berühren. Bewegte sie sich zu früh, so schreckte sie ihr Opfer auf, das sich noch nicht vollständig im Netz verfangen hatte. Kaden hatte durchaus nicht vor, in diesem Netz zu zappeln. Aber es war nicht einfach, ihm zu entgehen. Dankhart rechnete mit seiner Neugier, was Pal-Gen, Nimrod und alles was damit zusammenhing, betraf. Er sah, wie Kaden förmlich davon angezogen wurde.

Kaden fand den Gaskocher unter der Spüle. Die Flasche war noch voll. Er drehte an dem Ventil und hielt ein Feuerzeug an das ausströmende Gas, das mit einem leisen Fauchen bläulich zu züngeln begann. Ein paar Minuten später brutzelten zehn Eier mit einer reichlichen Portion Speck angenehm duftend in der Pfanne. Als er die Pfanne mit ein paar Scheiben Brot ins Arbeitszimmer trug, wo Dankhart gerade einen Kessel dampfenden Tees vom Kaminfeuer nahm, hatte er einen Plan gefaßt.

Der Wolf spitzte die Ohren und reckte den Kopf in Höhe. Er witterte Gefahr von zwei Seiten. Die Reiter hatte er gleich zu Anfang bemerkt, als sie

ihrem kalten Gefängnis entflohen waren. Er wußte, daß der verschlagene Rabe sie auf seine Spur locken würde. Doch da war noch eine andere Bedrohung. Sie ging von diesem Träumer aus. Würde ihm gelingen, was er vorhatte, so konnte das seine, Fenrirs Pläne, durchkreuzen. Der Träumer wollte sich vom Sucher bis zum Götterfunken führen lassen. Zu zweit würden sie leichter durchkommen. Doch dann hatte er vor, sich Dankharts zu entledigen. Der Sucher vertraute zu sehr auf seine eigene Stärke, als daß er dem Träumer vorsichtiger gegenüber getreten wäre. Das war töricht. Sehr töricht. Wütend knurrte er und überlegte, was zu tun blieb. Er wußte nicht, ob der Sucher schon bereit war, Botschaften von ihm empfangen zu können. Gut, wenigstens hatte er erkannt, wie er, Fenrir und später der Krieger, das Tor durchschritten hatten. Aber das waren Ereignisse, die niemandem in beiden Welten verborgen bleiben konnten. Dem Wolf blieb nichts anderes übrig, als darauf zu vertrauen, daß der Sucher in der Lage war, ihn zu hören. Er mußte es einfach! Sein Ruf mußte zu ihm durchdringen.

92

Der Angriff kam so schnell, daß Kaden kaum eine Chance hatte, zu reagieren. Zwar hatte er das Kribbeln in seinem Nacken wahrgenommen, doch nicht mit dem in Verbindung gebracht, was Sekunden später geschehen sollte.

Reflexartig ruckte sein Kopf herum. Er nahm einen sich nähernden Schatten aus den Augenwinkeln wahr und warf sich zu Boden. Doch immer noch traf ihn ein Schlag ihm Nacken. Er hörte etwas in seinem Schädel knirschen, dann platzte eine neonfarbene Glühbirne in seinem Kopf, bevor es um ihn herum dunkel wurde.

Es war wohl das erste Mal in seinem Leben, daß Dankhart auf eine Intuition hin, auf ein Gefühl aus dem Bauch heraus, gehandelt hatte. Kaden war mit einer Pfanne appetitlich riechender Rühreier in das Arbeitszimmer gekommen.

Als Kaden die Pfanne auf dem Kaminsims abstellte und ihm dabei den

Rücken zukehrte, tat Dankhart das, was er in unzähligen Trainingsstunden und in der Praxis schon so oft getan hatte. In einer fließenden Bewegung aus der Hüfte heraus, bei der er gleichzeitig ausatmete, ließ er seine Handkante auf Kadens Genick nieder sausen. Obwohl Dankhart sehr massig war, verfügte er über eine herausragende Schnellkraft. Er war in der Lage, ein zentimeterstarkes Brett, das an einem Seil aufgehängt war, mit der Handkante zu durchschlagen, ohne daß das am Faden noch hängende Stück merklich hin und her schwang. Eine Übung, die nur wenigen Inhabern hoher Dan-Grade vorbehalten war. Deshalb war er für einen Moment auf das äußerste verblüfft, als Kaden, ohne ihn gesehen zu haben, gedankenschnell auswich und sich zu Boden warf. Jetzt zahlte sich Dankharts Erfahrung aus. Sofort setzte er nach und es gelang ihm, Kaden mit einem zweiten Fausthieb am Hinterkopf zu treffen. Der Schlag war jetzt natürlich unkontrollierter und für einen Augenblick befürchtete er, zu hart zugeschlagen und Kaden den Schädel gebrochen zu haben. Doch für solche Überlegungen war es jetzt zu spät. Seine Angst erwies sich jedoch kurze Zeit später als unbegründet. Der Schriftsteller stöhnte auf und drehte sich auf den Rücken. Erstaunlich schnell schien er sich von dem sehr harten Schlag zu erholen. Dankhart beeilte sich, Kaden zu fesseln. Dazu holte er aus einer Beintasche seiner Hose eine kleine Rolle Faserband und hatte den benommen am Boden Liegenden mit ein paar Handgriffen so eingeschnürt, daß er sich unmöglich selbst befreien konnte. Wenige Sekunden später schlug Kaden die Augen auf.

93

MARIOS MARSCH

Mario kam nur sehr langsam voran. Der Schnee war teilweise so hoch, daß er bis an die Hüfte darin einsank. Sicher wäre er mit einem Paar Skiern wesentlich besser und viel schneller vorangekommen. Das hätte allerdings vorausgesetzt, daß er damit auch umgehen konnte. Doch durfte er schon

bald aufatmen. Je näher er dem Wald kam und somit dem Weg, der zu Kadens Haus führte, um so flacher wurde der Schnee. Der Wind war vom Wald her gekommen und im Windschatten der Bäume war nicht so viel Schnee herunter gegangen, wie auf dem ungeschützten Land. Obwohl die Kälte immer schneidender wurde, merkte Mario, daß er schwitzte. Er setzte die Pelzkappe ab und genoß die kalte Luft, die nun seine Stirn kühlte. Aus der Umhängetasche kramte er eine Packung Marlboro sowie das Feuerzeug und steckte sich eine Zigarette an. Er brauchte sich nur ein wenig nach hinten fallen zu lassen, da saß er schon mit dem Hintern im Schnee. Er nahm die Thermosflasche aus seiner Tasche und genehmigte sich einen kräftigen Schluck. Das Gebräu aus schwarzem Tee, viel Zucker und Wodka weckte seine Lebensgeister und stärkte seine Moral, die bei dem schwierigen Fortkommen im hohen Schnee etwas in Mitleidenschaft gezogen worden war. Zwar beschlich ihn angesichts des immer näher kommenden Waldes ein mulmiges Gefühl. Andererseits besserte sich seine Laune aufgrund der Tatsache, daß der Schnee dort drüben, keine zwanzig weiter Meter weg, nicht mehr so tief sein würde. Er schnippte die aufgerauchte Kippe in den Schnee und schraubte den Deckel auf die Thermosflasche, die er in der Tasche verschwinden ließ. Dann stülpte er sich die Mütze auf den Kopf und machte sich auf den Weg. Mario blickte nach hinten zum Dorf, das er in der klaren Luft in allen Einzelheiten erkennen konnte. Er sah den von den Pferden platt getrampelten Dorfplatz und seine Kneipe hinter dem Teich ganz deutlich. Einige Male hatte er mißtrauisch hinter sich gesehen, als er meinte, etwas gehört zu haben, das wie Pferdegetrappel geklungen hatte. Doch schien ihn seine etwas überreizte Phantasie getäuscht zu haben. Das hoffte er jedenfalls.

Als er losgelaufen war, hatte er sich versichert, daß die Pferdespuren aus dem Dorf heraus und nicht zum Wald hinauf führten. Er verspürte nicht die geringste Lust, noch einmal auf jene finsterer Meute zu treffen, wo immer sie auch hergekommen sein mochte. Kaden würde ihm nicht nur deswegen einige Fragen zu beantworten haben. Denn er war sicher, daß der Schriftsteller mit alle dem in Zusammenhang stand. Wenn er auch noch nicht wußte wie.

Mario wollte gerade seinen Weg fortsetzen, als er innehielt. Mit der behandschuhten Hand wischte er sich über die Augen, um sicher zu sein, daß er richtig gesehen hatte. Etwa vierhundert Meter vor ihm, da wo der Weg dem Wald folgend einen Knick machte, hatte er einen dunklen Punkt ausgemacht. Er kniff die Augen zusammen, um besser sehen zu können. Was er sah, verwirrte ihn. Es handelte sich offenbar um einen Mann, der so

etwas wie einen langen Schlitten an einem Geschirr hinter sich herzog. Normalerweise hätte er Mario sehen müssen, doch hielt er sich im Augenblick über den Schlitten gebeugt, so als suche er dort etwas oder als müsse er irgend etwas an dem Schlitten richten. Mario reagierte instinktiv.

So schnell es der tiefe Schnee zuließ, rannte er auf den Wald zu, wobei er im zunehmend flacher werdenden Schnee immer schneller wurde, je näher er den Bäumen kam. Als er den Schutz der ersten Tannen erreicht hatte, spähte er vorsichtig unter den Zweigen hervor. Keine Sekunde zu früh. Er sah, wie die Gestalt am Schlitten sich wieder abwandte und die Hände an die Augen hob. Aus der Geste heraus schloß Mario, daß der andere offenbar ein Fernglas in den Händen hielt. Mario zog sich wieder in den Schutz der Bäume zurück. Vielleicht war das übertrieben, denn bei dem Mann hätte es sich schließlich auch um Kaden handeln können. Doch vom ersten Augenblick an hatte so etwas wie eine dunkle Ahnung von ihm Besitz ergriffen und seit dem Erlebnis mit den schwarzen Reitern, war Mario sehr vorsichtig geworden.

Mario registrierte nun, daß der Andere sich genau auf ihn zu bewegte und früher oder später zwangsläufig auf seine Spuren stoßen mußte, die Mario im Schnee hinterlassen hatte. Im nächsten Moment faßte Mario zwei Entschlüsse. Der erste war, seine Angst gegenüber dem Wald zu unterdrücken, der zweite, einfach loszulaufen, ohne lange zu denken. Mario konnte nicht wissen, daß ihm diese Entscheidung das Leben gerettet hatte. Wer weiß, ob ihn seine Füße sonst so leicht getragen hätten. Er verfiel in einen leichten Trab, wobei er darauf achtete, den Waldrand nie ganz aus dem Blick zu verlieren. In einem großen Bogen lief er so dem anderen entgegen, wobei er, wenn der Unbekannte seine Richtung beibehielt, bald in seinem Rücken wieder auftauchen mußte. Nach etwa fünf Minuten war Mario zwar völlig außer Puste, doch als er sich wieder an den Waldrand wagte, sah er zu seiner äußersten Zufriedenheit, daß er sich nicht verrechnet hatte. Jetzt war der Mann etwa hundert Meter hinter ihm und würde nach etwa dreihundert Metern auf Marios Spuren stoßen, die in den Wald hinein führten. Nun erkannte er auch, daß seine Vorsicht angebracht gewesen war, denn bei dem Mann handelte es sich keineswegs um den verrückten Schriftsteller. Er war größer und wuchtiger als Kaden und verfügte augenscheinlich über gewaltige Körperkräfte. Er zog den offenbar aus klobigen Ästen selbst gebauten, schweren Schlitten durch den tiefen Schnee hinter sich her, als handle es sich dabei um eine leere Plastiktüte. Der Schlitten stellte so etwas wie eine Tragbahre dar. Auf ihr lag, gut verschnürt und warm eingepackt, ein Mensch. Soviel konnte Mario erkennen und wünschte sich seinerseits sehnlichst ein

Fernglas. Mario wußte, daß ihm nur eine begrenzte Zeit zur Verfügung stand, in der zu überlegen war, wie er jetzt am besten vorzugehen hatte, bis der andere auf Marios Spuren im Schnee stoßen würde.

Trotz des Umstandes, daß er nicht erkennen konnte, wer sich auf dem Schlitten befand, stand für ihn fest, daß es sich nur um Kaden handeln konnte. Wer sollte sich um diese Zeit und bei dem Wetter hier draußen sonst herumtreiben? Was die Umstände dieses merkwürdigen Transportes betraf, so war er sich natürlich nicht so sicher. Kaden war vielleicht verletzt und der andere versuchte ihn zu retten, indem er ihn mit diesem selbst gebauten Schlitten zum Dorf brachte. Denn woher hätten die beiden kommen sollen, wenn nicht von Kadens Haus? Kilometerweit war in dieser Richtung nichts anderes, wo sich ein Mensch bei diesen Witterungsverhältnissen hätte aufhalten können. Vielleicht hatte der Mann Kaden auch unterwegs aufgelesen, weil er sich bei seinem Marsch zum Haus verletzt hatte. blieb nur noch die Frage, was um alles in der Welt jemand wie dieser Unbekannte hier draußen zu suchen hatte? Mario beschloß, auf Nummer Sicher zu gehen. Er lud sein Gewehr durch und machte sich daran, auf das seltsame Gespann aufzuschließen.

94

Kaden hatte längst aufgehört, sich Vorwürfe wegen seines unvorsichtigen Verhaltens zu machen. Allerdings, so mußte er sich eingestehen, blieben ihm angesichts seiner derzeitigen Lage, nicht viele Alternativen. Dankhart hatte ihn regelrecht verschnürt. Und zwar mit großer Sachkenntnis wie Kaden zu seinem Verdruß feststellen mußte.

Nachdem es Dankhart gelungen war, ihn außer Gefecht zu setzen, hatte er ihn gefesselt und warm eingepackt. Nach einer Weile war er mit diesem selbst gebastelten Schlitten aufgetaucht. Die Konstruktion erinnerte Kaden vage an Schlitten nordamerikanischer Indianerstämme, die ihre Schlitten von Pferden hatten ziehen lassen. In seinem Fall war Dankhart das Pferd

Seit sie von Kadens Haus aufgebrochen waren, war Dankhart pausenlos

marschiert. Er hatte sich einen Riemen quer über die Schulter gelegt und dann die beiden Griffe geschnappt. Zügig waren sie durch den hohen Schnee vorangekommen, wobei Kaden das Gefühl nicht los wurde, von einer Maschine und nicht von einem Menschen gezogen zu werden. Kaden war zwischendurch von dem Geschaukel übel geworden und hätte sich beinahe übergeben. Auf seinen Einwand hin hatte Dankhart endlich eine Pause eingelegt und ihm aus einer Thermosflasche etwas heißen Tee eingeflößt. Dankhart richtete sich nun auf und setzte das Fernglas an die Augen. Von hier aus konnte auch Kaden erkennen, daß sie sich an der Wegbiegung befanden, die weg vom Wald zum Dorf hinunter führte. Dankhart nahm seinerseits einen Schluck aus der Flasche, zog sich den Schulterriemen über und machte sich wieder auf den Weg.

Mehrmals hatte Kaden versucht, sich aus den Fesseln zu befreien, mit dem Resultat, daß sich eine geschickt mit den Fesseln verbundene Schlinge um seinen Hals enger zog und ihm die Luft abschnitt. Sobald er davon abließ, an den Fesseln zu zerren, lockerte sich auch die Schlinge um seinen Hals wieder. Dankhart verstand sein Handwerk, soviel stand fest. Hinzu kam, daß er offensichtlich etwas geahnt haben mußte, als Kaden seinen Plan gefaßt hatte. Also hatte auch Dankhart dazugelernt. Irgendwie mußte er ja voraus geahnt haben, was Kaden im Schilde führte, um so schnell reagieren zu können. Kaden spürte aufgrund seiner momentanen Hilflosigkeit wieder Zorn in sich aufsteigen, verhielt sich eingedenk des unangenehmen Gefühls der sich zuziehenden Schlinge um seinen Hals aber ganz ruhig und versuchte nicht erneut, an seinen Fesseln zu ziehen. Dankhart indes hatte seinen Marsch fortgesetzt und zog ihn weiter unbeirrt durch den Schnee. Wieder einmal war Kaden erstaunt ob der körperlichen Kräfte, über die Dankhart verfügen mußte. Er lag mit dem Rücken zu Dankhart und sah, wie der Wald links an ihm vorbeizog, als er ein metallisches Geräusch vernahm. Dankhart vor ihm mußte es wohl auch gehört haben. Denn schon im nächsten Moment legte er den Schultergurt ab, um den Schlitten im Schnee abzusetzen. Kaden fühlte sich plötzlich sehr hilflos. Ihm blieb nichts anderes übrig als in den Himmel zu starren. Nur vom neben ihm aufragenden Wald konnte er, wenn er den Kopf zu Seite neigte, noch die Baumwipfel erkennen. Dankhart stapfte an ihm vorbei und blickte mit dem Fernglas in Richtung des Weges, den sie gerade gekommen waren.

Marios Herz machte einen Sprung, als er sah, wie der große Mann plötzlich den Schlitten absetzte, sich umwandte und mit dem Fernglas in seine Richtung blickte. Er ließ sich einfach nach unten fallen und machte sich so flach wie es eben ging. Konnte es sein, daß der große Kerl gehört hatte, wie er seine Kalaschnikow durchgeladen hatte? Unmöglich. Doch nicht auf über einhundert Meter Entfernung.

Als der Rückenwind ihm das leise Geräusch zugetragen hatten, reagierte Dankhart instinktiv. Er duckte sich und blickte sich um. Dann entspannte er sich. Wenn derjenige, der gerade sein Schnellfeuergewehr durchgeladen hatte, auf ihn hätte schießen wollen, wäre Dankhart schon tot gewesen. Er schätzte, daß der andere sich mindestens einhundert Meter von ihm entfernt im Wald befinden mußte. Für einen geübten Schützen wäre diese Entfernung kein Problem gewesen. Der Schnee und der günstige Wind wirkten wie Verstärker auf Dankharts geübtes Ohr. Er öffnete seine Jacke und zog die kurze Waffe aus seiner Jacke. Mit einem leisen Klicken entsicherte er das Schnellfeuergewehr. Im Magazin befanden sich vierzig Schuß eines kleinkalibrigen, Hochgeschwindigkeitsgeschosses, das auch bei weniger schweren Verletzungen schon durch den Schock des Aufpralls tödlich sein konnte. Eigentlich hatte Dankhart diese Munition gewählt, weil

er damit gerechnet hatte, bei seinem Waldspaziergang auf angriffslustiges Wild zu treffen. Auf große Entfernungen war die Waffe jedoch nicht sehr zielsicher. Und wenn der andere die Distanz beibehielt, war er durchaus im Vorteil, zumal er offenbar über eine Waffe verfügte, die eine größere Reichweite hatte. Wenn Dankhart sich vorhin nicht geirrt hatte, so mußte das Geräusch aus dem Wald gekommen sein, da die Landschaft nirgendwo sonst ausreichend Schutz bot. Dankhart blickte zum Dorf hinunter. Behielte er sein Tempo bei, würde er es zweifellos in einer Stunde geschafft haben, zumal der Rest des Weges bergab führte. Andererseits wußte er nicht, wer ihm da offenbar auf den Fersen war. Wieder blickte er durch den Feldstecher hinüber zum Waldrand. Dankhart konnte nichts ausmachen. Er fühlte sich nicht wohl bei dem Gedanken, seinem Verfolger den Rücken zuzukehren, entschloß sich aber dann, seinen Gegner in Sicherheit zu wiegen. Er steckte die Waffe wieder ein, schulterte den Schlitten und machte sich wieder auf den Weg.

97

DAS DUELL

Mario atmete erleichtert auf. Der große Mann hatte, nachdem er eine Weile ausgiebig in seine Richtung gespäht hatte, seinen Weg fortgesetzt. Obwohl er die ganze Zeit sein Gewehr umklammert gehalten hatte, war ihm merkwürdig mulmig zumute gewesen. Von diesem so großen und sich doch so geschmeidig bewegendem Mann ging selbst auf eine solche Entfernung eine kaum zu verleugnende Bedrohung aus. Mario erinnerte dieser Mann mit seinen geschmeidigen Bewegungen an einen Tiger. Er fühlte sich plötzlich sehr hilflos und auf eigentümliche Weise lächerlich, wie er so dalag, mit seiner Kalaschnikow im Anschlag. Mario raffte sich wieder auf, als er sah,

wie der Mann, mit nun beschleunigten, raumgreifenden Schritten, den Schlitten wieder aufgenommen hatte und sich in Richtung Dorf entfernte. Ihm war klar, daß er ihn nicht würde einholen können, wenn der andere tatsächlich in der Lage sein sollte, diese mörderische Geschwindigkeit beizubehalten. Er fragte sich langsam, mit was oder wem er es da schon wieder zu tun hatte. Der Kerl lief mit dem Schlitten im tiefen Schnee schneller als er über den freien Waldboden. Die Alternative, die ihm nun noch übrig blieb, behagte ihm überhaupt nicht. Er wußte, daß er lediglich die Abkürzung quer durch den Wald nehmen mußte, um auf der anderen Seite des Dorfes herauszukommen. Und zwar genau an der Stelle, wo der Feldweg in den Ort mündete. Mario wand sich innerlich bei dem Gedanken, tiefer in diesen Wald eindringen zu müssen, doch die sich immer weiter entfernende Gestalt des Mannes mit seinem Schlitten, war Ansporn genug, seinen Widerwillen zu überwinden. Kurz entschlossen schulterte er sein Gewehr und trabte los. Wenn er diese Geschwindigkeit beibehalten konnte, sollte er es in zehn Minuten geschafft haben. Also knapp vor dem Kerl mit dem Schlitten. Während Mario, den Kopf immer auf den Boden vor sich gesenkt und seine Füße im Auge behaltend, in einen leichten Dauerlauf verfiel, begann er im Geist eine merkwürdige Litanei aufzusagen. Er verfiel in eine Art gebetsmühlenartiges Brabbeln, daß ihm helfen sollte, seine Angst vor dem Wald zu überwinden. Ohne jemals davon gehört zu haben, hatte er sich sein eigenes Mantra geschaffen. „Lieber, lieber Gott....hilf mir hier raus...wenn ich das schaffe, werde ich Katholik...“, Irgendwann murmelte nur noch Unverständliches vor sich hin, wobei er mehr schnaufte, als redete. Und es klappte tatsächlich. Nach einer Weile hatte er die schwarz und drohend um ihn aufragenden Bäume aus seinem Blickfeld verdrängt. Er sah nur noch seine Beine, die sich wie Kolben eines Motors auf und ab bewegten und der monotone Singsang, in den er verfallen war, lenkte ihn von allen eventuellen Geräuschen ab, die dieser verhexte Ort für ihn parat haben mochte. Irgendwann hob Mario den Kopf. Er hatte es fast geschafft! Etwa zwanzig Meter vor ihm wurde es hell. „Heilige Scheiße,, brummte Mario etwas pietätlos, „danke, Herr im Himmel oder wo auch immer, ich danke dir...,,. Etwas unterbrach ihn. Mario hätte schwören können, daß sich eben vor ihm noch leicht verschneiter Waldboden befunden hatte. Im nächsten Moment hörte er ein schmatzendes Geräusch wie von einem sich öffnenden, lehmigen Maul und der Boden unter ihm riß quer auf eine Breite von fünf oder sechs Metern auf. Vor ihm tat sich ein dunkler Schlund auf, an dessen Rändern Astwurzeln wie Tentakel eines unter der Erde hausenden Scheusals herausragten und nach ihm zu greifen schienen. Mario hatte keine Chance zu

reagieren. Nicht einmal die Zeit zu einem Schrei blieb ihm und so fiel er und schloß die Augen.

Ein Ruck durchfuhr ihn und im nächsten Augenblick schnürte ihm etwas die rechte Achselhöhle ein. Als er die Augen öffnete, sah er, daß er über einem scheinbar bodenlosen Abgrund baumelte. Seine Beine strampelten hilflos über dunklem, schwindelerregendem Nichts. Der lederne Tragegurt der Kalaschnikow, die er sich vor seinem Dauerlauf umgehängt hatte, war an einem armdicken Wurzelstück hängen geblieben, daß vom Kraterrand abstand, über den er gerade gestürzt war. Etwas über ihm knirschte und Mario rutschte ein paar Zentimeter nach unten, während schwarze Erdkrumen auf seinen Kopf rieselten. Er erstarrte und hob behutsam den Kopf. Der Gurt war durch seine Pendelbewegung an der glitschigen Wurzel ein wenig nach vorne gerutscht, so daß sich der Wurzelarm durch das Gewicht um ein Geringes nach vorne zu biegen begann. Etwa fünf Zentimeter trennten den Ledergurt vom Wurzelende. Mario atmete so flach wie möglich und überlegte fieberhaft, was ihm in seiner prekären Lage zu tun blieb. Nach unten wollte er gar nicht mehr blicken. Schon bei dem Gedanken an diesen scheinbar bodenlosen Schlund, wurde ihm schwarz vor Augen und Übelkeit überkam ihn in kleinen, wiederkehrenden Wellen. Mario zwang sich wieder zur Sachlichkeit zurück und versuchte, sich einen Überblick zu verschaffen. Der gegenüber liegende Rand des Abgrunds war etwa zwei Armeslängen entfernt. Dort ragten ähnlich dicke Wurzelstränge aus dem Boden wie auf seiner Seite. Mario schätzte, daß vielleicht noch zwanzig Zentimeter fehlen würden, wenn er den linken Arm ganz ausstreckte und sich mit dem rechten Bein so weit abstieß, wie es möglich war, ohne daß der Tragegurt über das rettende Wurzelende rutschte. Zwanzig Zentimeter zuviel. Es sei denn, er...

„Nein, nein, das kann niemand von mir verlangen, ich weigere mich, das ist...“, Wieder ein kleiner Ruck und Mario sah, wie die Wand aus schwarzem Humus vor ihm ein paar Zentimeter höher rutschte. Er hatte vielleicht noch zwei Zentimeter Astwurzel, dann würde er in diesen Schlund da unten fallen. Mario wurde wieder schlecht. Er hatte gar keine Wahl. Ganz vorsichtig holte er tief Atem, um ja nur keine Bewegung zu verursachen und sammelte alle Kraft. Dann konzentrierte er seinen ganzen Willen auf die gegenüberliegende Wurzel. Langsam, ganz langsam hob er den linken Arm und streckte ihn dem Wurzelstrunk entgegen. Gut so, der Riemen hielt noch. Von seinen Fingerspitzen bis ans Wurzelende drüben waren es jetzt noch etwa dreißig Zentimeter. Mario beugte sein rechtes Knie und brachte die Sohle des Stiefels so nah wie möglich an die Wand hinter ihm, ohne daß er sich

abstieß. Mit einem Aufschrei legte er alle Kraft in seinen rechten Oberschenkel und federte sich ab. Der Sprung war gut, sehr gut sogar. Er bekam die Wurzel da zu fassen, wo sie aus der Erde kam. Mario gluckste vor Freude und Anstrengung. Geschafft!

Dann rutschte er an dem glitschigen Wurzelholz gnadenlos ab. Kurz bevor er den Halt verlor, gelang es ihm mit der rechten Hand nachzufassen und einigermaßen Halt zu finden. Kurioserweise mußte er ausgerechnet jetzt an seine keifende Frau denken, die ihm letzte Woche noch Gardinenpredigten gehalten hatte; „Mario, wenn Du so weiter futterst, bringst Du Dich noch ins Grab, mit Deinem Übergewicht.“ Wo sie recht hatte, hatte sie recht. Die fünfzehn Kilo, die er mindestens zuviel hatte, zogen ihn brutal nach unten. Im letzten Moment gelang es ihm, die Stiefelspitze in den weichen Waldboden zu rammen, um das Gewicht nun besser zu verteilen. Er holte noch einmal mit dem Fuß aus und rammte den Stiefel in das krumige Erdreich. Zentimeter für Zentimeter arbeitete er sich so nach oben, bis er sich mit einer Hand über den Rand auf den verschneiten Waldboden tasten konnte. Es gelang ihm, seinen ganzen rechten Arm aufzulegen und anzuwinkeln, um ein paar Sekunden zu verschnaufen. Wieder rammte er die rechte Stiefelspitze in die Erde und schob sich erneut ein Stück weiter nach oben. Jetzt konnte er beide Arme auflegen und sich nach oben bugsieren. Vorsichtig krabbelte er auf allen Vieren noch zwei, drei Meter und blieb schließlich schwer atmend liegen. Mario küßte den verschneiten Waldboden, wie eine Landratte das so sehr vermißte Festland nach einer endlos langen Seereise küssen würde. „Wenn das vorbei ist, zieh ich weg, von diesem Scheißwald...ich zieh weg. Ach Scheiße, ich mach's doch nicht. Hörst Du, Wald?!! Ich habe Dich verdammt noch mal besiegt. Ha!!“, Erst jetzt kam ihm die Idee, daß es vielleicht nicht sonderlich klug war, jetzt so herum zu brüllen. Schließlich konnte der andere inzwischen in einem Hinterhalt auf der Lauer liegen. Er kam auf die Knie und versicherte sich, daß er nun festen Boden unter den Füßen hatten. Mißtrauisch schaute er sich um, konnte jedoch nichts Verdächtiges im Gehölz erkennen oder hören. Die letzten zehn Meter bis zum Waldrand legte er, hinter jedem einzelnen Baumstamm Deckung suchend, zurück. Er war nicht aus diesem Scheißloch gekrochen, nur um sich von dem anderen erwischen zu lassen. Hinter dem letzten Baum vor dem Waldrand, stolperte er jedoch über eine aus dem Boden ragende Wurzel und ohne sich mit den Armen zu schützen, fiel er der Länge nach mit dem Gesicht in den Schnee. Seine Lungen und seine Seite stachen und der viel zu enge Gürtel schnürte ihm den Atem ein. Mario drehte sich auf den Rücken und versuchte, seinen Fuß aus der

Wurzelschlinge zu ziehen. Als er aufblickte, sah er, daß der große Mann mit dem Schlitten den Weg entlang kam, der sich zum Dorf hinab schlängelte. Mario wälzte sich um die eigene Achse, bis er hinter einem Brombeerstrauch Deckung fand.

Der unheimliche Zwischenfall hatte ihn zwar aufgehalten. Aber wie schnell mußte dieser Mann mit dem Schlitten im Schlepptau trotzdem gewesen sein, wenn er fast zur gleichen Zeit am Dorf angelangt war wie Mario, der dank seiner Abkürzung nur etwa ein Fünftel des Weges hatte zurücklegen müssen? Zu seiner Erleichterung erkannte Mario, daß auch der andere offensichtlich eine Atempause benötigte. Der breitschultrige Mann stützte, nach vorne gebeugt, seine Hände auf die Knie und atmete tief durch. Jetzt, auf etwa dreißig Meter Entfernung konnte Mario endlich den auf dem Schlitten fest geschnallten Mann erkennen. Es handelte sich tatsächlich um Kaden. Mario konnte das leicht rundliche Gesicht erkennen, das aus einer Kapuze herausragte. Der große Mann war inzwischen auf die Knie gesunken und atmete immer noch schwer. Mario holte tief Luft und schloß die Augen. „Ok, ok, jetzt oder nie.“ Den Zeigefinger am Abzug, hob er die Kalaschnikow an die Schulter und stapfte voran, während er auf den nach vorne gebeugten Mann zielte.

Dankharts Trick hatte funktioniert. Der andere war blind drauflos gerannt, als er gesehen hatte, wie Dankhart sich nach vorne gebeugt, um vorzutäuschen, daß er nach Luft rang. Dankhart hatte vielmehr ein paar mal

tief durchgeatmet, um eine ruhige Hand beim Schießen zu haben. Als er sich aufrichtete und den Mann mit der seltsamen Pelzmütze auf sich zulaufen sah, hielt er seine Waffe schon in der Hand. Er ließ dem anderen gelassen Zeit, sich ihm zu nähern, damit er noch eine bessere Zielscheibe böte. Ruhig richtete er sich auf und hielt die Waffe auf den Angreifer gerichtet.

Marios Verblüffung war perfekt, als er sah, wie sich der andere, eben noch scheinbar erschöpft, mit einer kaum sichtbaren Bewegung behende aufrichtete und eine Waffe auf ihn gerichtet hielt. Das nächste, was er wahrnahm, als er in ein durch den Schnee verborgenes Loch trat und der Länge nach hinfiel, waren das Mündungsfeuer von Dankharts Waffe und ein dumpfes, unglaublich schnelles Knattern. Etwas zischte heiß und glühend über seinen Scheitel und er merkte mit einer Art respektvollem Staunen, wie ihm die Pelzmütze vom Kopf gerissen wurde.

Dankhart grunzte zufrieden. Mit einem kurzen Zucken seines Fingers hatte er etwa zehn Geschosse aus dem Stummellauf seiner Waffe in Richtung seines Gegners geschickt. Mindestens eines davon mußte ihn in getroffen haben. Der Mann war wie vom Blitz getroffen in den Schnee gestürzt und rührte sich nicht mehr. Der Schnee um den Kopf des Mannes begann sich vom Blut rot zu färben.

Mario wagte nicht, sich zu bewegen. Heiß und klebrig rann ihm Blut über die Stirn. Das Projektil hatte ihm die dicke Pelzmütze vom Kopf gerissen und seine Kopfhaut quer über dem Schädel aufgeritzt. Die Augen krampfhaft geschlossen, hörte er wie sich jemand durch den tiefen Schnee näherte. Einen Arm hatte er nach vorne gestreckt, den anderen nach hinten, so daß seine rechte Hand an seiner Hüfte zu liegen gekommen war. Dort spürte er das spröde Metall des Messers, das er am Morgen im Schnee auf dem Dorfplatz gefunden hatte. Jetzt waren die Schritte ganz dicht vor ihm. Als er hörte, wie der andere durchlud und ihm ein noch heißer Gewehrlauf an die Schläfe gesetzt wurde, griff er zu und riß das Messer nach oben.

Dankhart sah, daß der Mann noch atmete, wenn auch sehr flach. Die

Kalaschnikow, die der Mann getragen hatte, war etwa drei Meter vor ihm in den Schnee geflogen, als ihn die Kugel getroffen hatte. Einen Arm nach vorne, den anderen nach hinten gestreckt, lag er leblos am Boden. Die Waffe im Anschlag ging Dankhart vorsichtig auf ihn zu. Er wollte ganz sicher gehen, beugte sich hinab und setzte den Lauf auf die Schläfe des Mannes. Im nächsten Moment spürte er, wie etwas brennend durch die Achillessehne seines linkens Fußes fuhr. Dankhart verlor den Halt und kippte nach hinten. Ein Feuerstoß löste sich wirkungslos in den fahlblauen Himmel und mit einem dumpfen Laut fiel er rückwärts in den Schnee.

Mario hörte das Knattern der Waffe und schloß die Augen in Erwartung des schnellen Todes. Alles, was er danach hörte, war das Auftreffen eines schweren Körpers im Schnee vor ihm und ein unmittelbar darauf folgendes schmerzhaftes Stöhnen. Er hob den Kopf und öffnete die Augen. Vor ihm lag der große Mann. Er war der Länge nach mit dem Rücken in den Schnee gefallen und hatte sein kurzes Gewehr in den Himmel gerichtet. Mario reagierte blitzschnell. Bevor der andere sich aufrappeln konnte, schlug er noch einmal mit dem sichelförmigen Messer zu. Er hatte keine Zeit gehabt, sich irgendein Ziel auszusuchen und so traf er den anderen genau in die Kniescheibe. Ein weiterer Feuerstoß löste sich aus der Waffe des Mannes und verpuffte wirkungslos. Mario zog sich an dem Messer, das nun fest im Kniegelenk des großen Mannes stak nach oben und bekam seine Kalaschnikow zu fassen, die ihm entglitten war, als er über die Wurzel gestolpert war. Im nächsten Moment hatte er das Gefühl, als würde ihm ein Vorschlaghammer seine Hoden zermalmen. Die Luft wich ihm mit einem hohen Pfeifen aus den Lungen und in seinem Bauch breitete sich so etwas wie ein Teppich aus heißem Blei aus. In einem Reflex zog er die Knie nach oben, kugelte sich zusammen und rollte von dem anderen herunter auf die Seite. Mit ungläubigem Staunen sah er, wie Dankhart seinen Rücken durchdrückte und trotz des tiefen Schnees wie ein Klappmesser nach oben schnellte. In seiner rechten Kniescheibe steckte der Griff des Messers und die Spitze der Sichelschneide ragte aus der Kniekehle. Mario verstand nicht, wieso dieser Mann noch stehen konnte, geschweige denn, daß er sich wie eine Sprungfeder gerade vor ihm aufgerichtet hatte. Schwer atmend richtete der große Mann wieder die kurzläufige Waffe auf ihn. Als Dankhart abdrückte, schloß Mario die Augen. Dem trockenen Klick des Schlagbolzens folgte ein mürrisches Knurren und Mario, der seine Augen wieder geöffnet hatte, sah, wie Dankhart ein langes, gezacktes Messer aus seinem Stiefelschaft zog. Mario griff einfach zu. Der Schrei Dankharts, als Mario den Griff des Messers schnappte, das aus seiner Kniescheibe ragte, herumdrehte

und wieder herauszog, hallte über das Tal hinweg. Dankhart knickte mit dem schwer verletzten Bein nach hinten weg, wie ein gefällter Baum. Mit einem Aufschrei des Ekels und Entsetzens prallte Mario nach hinten und sah, wie sich der große Mann das getroffene Bein hielt, aus dem in rhythmischem Abstand ein dicker Schwall dampfenden Blutes schoß. Mario umklammerte den Griff der Kalaschnikow und schlug zu. Mit einem nassen Klatschen landete der Kolben an Dankharts Schläfe, dessen Körper von einem Moment auf den anderen erschlaffte. Schwer atmend löste Mario den Gürtel von seinem Parka und schlang ihn um den Oberschenkel Dankharts. Er zog so fest er konnte, bis der Blutstrahl nach und nach versiegte. Mario fixierte den Gürtel, stand auf und ging zu dem Schlitten. Er beugte sich über die vermummte Gestalt.

Kaden lächelte ihn erschöpft an. „Na, Mario. Hast wohl den Einzelkämpfer in Dir entdeckt?“, murmelte er. Mario begann Kadens Fesseln mit dem sichelförmigen Messer durchzuschneiden: „Hör zu,“, knurrte er „und mach keine blöden Witze. Ich hab‘ dem Kerl gerade fast ein Bein abgesäbelt. Wenn wir nichts tun, stirbt der uns unter den Händen weg. Du mußt mir helfen, ja?“. Als Kaden sich endlich aus dem Schlitten erheben konnte, sah er mit großem Erstaunen auf das Schlachtfeld, das Mario hinterlassen hatte. Dankharts schwerer Körper lag blutend im Schnee. Mario sprach abgehakt und aufgeregt auf ihn ein: „Wir müssen ihn verarzten. Wir müssen...“, Kaden hob den Zeigefinger an die Lippen und deutete mit der anderen Hand auf den verletzten Dankhart. Mario sah in die Richtung, in die Kaden zeigte und sein Redefluß versiegte. Mit offenem Mund starrte er auf den Verletzten.

100

Die Schmerzen in Dankharts Bein drohten, ihn ohnmächtig werden zu lassen. Das durfte er nicht zulassen. Er hatte noch eine kleine Chance, seinen Fehler wieder gut zu machen. Als Mario zu Kaden gelaufen war, um dessen

Fesseln zu lösen, hatte er diese Gelegenheit genutzt und das Magazin gewechselt. Er hörte, wie beide auf ihn durch den tiefen Schnee zustapften, drehte sich blitzschnell auf den Bauch und etwas explodierte auf seiner Stirn. Kadens Faust traf sein Nasenbein. Dankhart erschlaffte.

Mario war stumm vor Staunen. Eben noch hatte Kaden neben ihm gestanden, als der große Kerl, den er für halb tot gehalten hatte, sich blitzschnell umgedreht hatte, um sie ins Visier zu nehmen, da war Kaden schon bei ihm gewesen und hatte ihn mit einem Faustschlag niedergestreckt. Das war alles so schnell gegangen, daß er nur einen dunklen Schemen wahrgenommen hatte, der über den Schnee gehuscht war. Sein Unterkiefer sackte herab und er war sich bewußt, daß er ein ziemlich dämliches Bild abgeben mußte.

Kaden schaute ihn an: „Na, willst Du Maulaffen feil halten oder mir helfen, den Kerl hier zu fesseln? Weißt Du, der ist nämlich ziemlich zäh.“ Als Mario zu Kaden rüber ging, um ihm zu helfen hörten sie beide das schauerliche Heulen und drehten sich...

...und drehte sein zottiges Haupt in die Richtung aus der er den Schmerzensschrei des Suchers vernommen hatte. Etwas war schiefgelaufen. Nachdem der Sucher den Träumer überwältigt hatte, hatte sich Fenrir in Sicherheit gefühlt und die Witterung aufgenommen, die ihn zum Götterfunken und zur Begegnung mit Odin führen sollte. Hechelnd stoppte er seinen Lauf und richtete die Ohren spitz auf. Der Sucher war verletzt worden und hatte eine neue, noch nicht gekannte Erfahrung machen müssen. Es war die bittere Erkenntnis einer Niederlage. Zugefügt von jemanden, den der Sucher eigentlich im Vorbeigehen hätte erledigen müssen. Fenrir hatte recht gehabt. Der Sucher hatte sich zu sehr auf seine Kraft verlassen und war über die eigene Überheblichkeit gestolpert. Fenrir war wütend. Wütend, weil es seine Aufmerksamkeit von seinem eigentlichen Ziel ablenkte. Doch er brauchte den Sucher noch, dringend. Er wandte sich um und konzentrierte sich auf die ferne Szene, die in seinem Geist aufgeflammt war. Der Sucher war schwer verletzt und, Fenrir konnte es kaum glauben, der Träumer und sein Freund, der fast im magischen Wald umgekommen wäre, verbanden den Verletzten. Fenrir brüllte seine Enttäuschung hinaus. Der Sucher sollte selber sehen, wie er sich aus dieser Lage befreite.

Schließlich war Fenrir nun schon zum Teil bei ihm und er sollte trotz der erlittenen Verletzung genug Energie des Wolfes übernommen haben, um dies durchzustehen und seine Wunden zu heilen. Fenrir hatte Wichtigeres zu tun und konnte es sich nicht leisten, seine Aufmerksamkeit vollständig dem Mann mit Namen Dankhart zu schenken. Der lange Lauf durch die Einöde und der Durchbruch durch das Tor hatten ihn mehr Kraft gekostet, als er bereit war zuzugeben. Er mußte besser mit seinen Kräften haushalten. Große Aufgaben und grausame Gegner warteten auf ihn. Der Krieger war gekommen. Und er mußte vor ihm den Götterfunken erreichen. Er würde ihn demütigen, den Götterfunken verschlingen und der Einäugige würde machtlos zusehen müssen, wie er, Fenrir, die Welt, wie die Götter und die Menschen sie kannten, in einen schwarzen Abgrund stoßen würde aus dem es kein Zurück mehr gäbe.

101

ADVENIAT

Die Ankunft der Götter wurde von den Menschen ganz unterschiedlich wahrgenommen.

Dies hing von vielen, auf den ersten Blick völlig verschiedenen, jedoch

miteinander verflochtenen Umständen ab. Wie bei so vielen Dingen, spielte auch hier die Veranlagung eine Hauptrolle. Doch war sie bei den Menschen von ganz unterschiedlicher Ausprägung und stand keineswegs etwa mit der Intelligenz des Einzelnen in Zusammenhang.

Ein nicht zu unterschätzender, wenn auch auf den ersten Augenschein nicht sogleich erkennbarer und offenbar vernachlässigbarer Faktor, war erstaunlicherweise die Erziehung. Menschen, die als Kinder zu Toleranz und Offenheit erzogen worden waren und denen das Glück widerfahren war, in einem Elternhaus aufgewachsen zu sein, das ihnen viel Verständnis für ihre Interessen entgegenbrachte und sich selbst ihren geheimsten Wünschen und Neigungen gegenüber offen zeigte, um sie darüber hinaus, im günstigsten Fall sogar noch darin zu befördern, waren, die entsprechende Veranlagung vorausgesetzt, besonders empfänglich für das, was sich in der Welt schon seit einiger Zeit zutrug und noch zutragen sollte.

Die von der Natur weniger Begünstigten und durch eine engstirnige Erziehung Verdorbenen somit zur Intoleranz Neigenden, nahmen die Durchschreitung des Tores, sowie die damit verbundene Ankunft und die Aufhebung der Grenzen zwischen zwei Welten nur verschwommen, und wenn überhaupt nur als vage Bedrohung wahr.

Sie schreckten nachts aus ihren Träumen auf, in denen sie von schemenhaften, grauenerregenden Schatten heimgesucht wurden, die in ihnen Ängste weckten, die längst vergessen schienen und eigentlich mit jenen hätten begraben sein sollen, deren sterbliche Überreste seit Äonen versteinert waren und die in Museen als Knochenreste und Schädelfragmente mit Etiketten wie *Australopithecus* oder *Crô Magnon* versehen ihre letzte, von vielen heimgesuchte, und damit zweifelhafte Ruhestätte gefunden hatten.

Dann zogen diese Menschen fröstelnd die Bettdecken über ihre Köpfe und wagten es nicht, den Rest der Nacht noch ein Auge zu schließen, aus Angst, diese Träume, die sie nicht verstanden, könnten zurückkehren.

Und an den darauffolgenden Morgen sahen sich viele, übernachtigte, selbst von Alpträumen heimgesuchte Hausärzte bei Dienstantritt überrascht mit vollen Wartezimmern konfrontiert sowie mit Wünschen nach starken Schlafmitteln und Psychopharmaka. Zu ihrer äußersten Verblüffung obendrein von Patienten, die bisher gemeinhin das gehabt hatten, was man einen gesunden Schlaf zu nennen pflegt.

Denn diese Mittel, die den Geist verschlossen für die Dinge zwischen den Dingen und die Träume blockierten, verschafften ihnen trügerische Linderung vor jenen nicht genannt sein wollenden Nachtmahren, die sich auf äußerst hartnäckige Weise angeschickt hatten, sie heimzusuchen. Die

Medikamente verfehlten ihre zweifelhafte Wirkung keineswegs. Der Schlaf der solchermaßen von Alpträumen geplagten Menschen, war nun bleischwer und traumlos und wenn sie erwachten, waren sie müde, fühlten sich zerschlagen und deprimiert. Denn die Träume warteten nur darauf, die fragilen chemischen Dämme aus Sedativa hinwegzuspülen, um anschließend mit um so vernichtenderer Gewalt über das wehrlos vor ihnen ausgebreitete Bewußtsein herzufallen. Schwere Depressionen lasteten wie nasse Sandsäcke auf ihren Gemütern und nisteten sich in den Köpfen jener Unglücklichen ein, wie graue, fette Spinnen, die düstere Vorahnungen eifrig und kunstfertig zu dichten, klebrigen Netzen der Verzweiflung und der Hoffnungslosigkeit verwoben, durch die kein heiterer Gedanke zu dringen vermochte.

Die Selbstmordrate in vielen Städten stieg dramatisch an und die meisten der sogenannten Experten, die selber die Augen verschlossen hielten vor dem was da geschah und von denen ein nicht geringer Teil selber das einnahm, was sie ihren Patienten jetzt so eifrig verabreichten, schrieben es dem dramatischen Wettergeschehen und der einfach nicht enden wollenden Dämmerung zu. Umstände, denen viele offenbar seelisch nicht gewachsen zu sein schienen. Viele jener Fachmänner, die auf diese Weise neugierigen Journalisten Auskunft über das suizidale Phänomen gegeben hatten, ohne es je erklären zu können, folgten alsbald dem Beispiel ihrer Studienobjekte und wählten den scheinbar so unumgänglichen Freitod.

Dann wiederum gab es Menschen, vor deren inneren Auge sich der Zusammenbruch der scheinbaren Ordnung, ganz klar und sichtbar vollzog. Allerdings brauchten sie eine Weile, bis sie akzeptierten, was ihnen da widerfuhr und was sie da schauen durften. Bei dem einen ging es schneller, so wie bei Kaden, bei anderen brauchte es eine Weile, so wie bei Mario. Dankharts Fall dagegen gestaltete sich wesentlich schwieriger. Bei ihm lagen die Ursachen der Verweigerung, sich jenen wunderbaren Phänomenen zu öffnen, sehr viel tiefer. Dabei wäre er überrascht gewesen, hätte er die Wahrheit gewußt. Obwohl er selbst es wohl am wenigsten vermutet hätte, war Dankhart von der Veranlagung her nachgerade dazu prädestiniert, diese die Weltordnung erschütternden Ereignisse wahrzunehmen. Denn Dankhart trug den sehnlichen Wunsch in sich, zu verstehen und zu sehen, was ihm allerdings durch einen besonderen Umstand vorerst versagt blieb.

Blieben also jene Zeitgenossen, die gegenüber den Ereignissen eine hartnäckige Verweigerungshaltung an den Tag legten und sich verzweifelt an den brüchig gewordenen Strohalm ihrer anerlernten Schulweisheit klammerten, was zur Folge hatte, daß sie im Nachhinein um so erschütterter

und fassungsloser vor den rauchenden Trümmern ihres tönernen Weltgebäudes standen.

Einer, dessen Gebäude nun in Schutt und Asche lag, war Simon Westphal. Sein Bewußtsein hatte sich allmählich, zitternd und zerrüttet von den Geheimnissen, die es im Auge des Kriegers erblickt hatte, in eine dunkle, vergessene Ecke seines Verstandes zurückgezogen. Dort hockte es nun, wie ein autistischer Verweigerer, der in seiner Gummizelle vor sich hin sabberte und, an den Knöcheln seiner eigenen Faust nuckelnd, die Welt um sich herum ausschloß.

Kortner und Cellarius hingegen, unterstützt vom resoluten und ohnehin gegenüber allen außerhalb der Ratio angesiedelten Geschehnissen verschlossenen Neuankömmling, bildeten somit die letzte Phalanx derer, die immer noch darauf hofften, Nimrod so etwas wie eine praktische Seite abzugewinnen.

Watanabe hatte sich somit innerhalb des Institutskreises als ein Außenseiter offenbart, den es abzulehnen galt. Und das um so heftiger, je mehr Watanabe vor dem warnte, was seiner Meinung nach über sie alle noch hereinbrechen würde.

102

WATANABE

„Thrymgjöll – Das Tor zum Totenreich Hel,,

Oktober 2000, das Institut

Doktor Watanabe hatte sich seiner Meinung nach nichts vorzuwerfen und wähnte sich, wenn das unter den vorherrschenden Umständen überhaupt möglich war, als Besitzer eines reinen Gewissens. Obwohl seine Hoffnung, die Fraktion der Zweifler zu überzeugen, angesichts der Ankunft des Dicken auf ein Minimum geschwunden war, hatte er doch sein Bestes gegeben. Geschlagene zwei Stunden lang hatte er mit Engelszungen auf die drei eingeredet, das Projekt Nimrod fallenzulassen und das Institut, soweit das überhaupt noch möglich war, zu räumen. Watanabe erinnerte sich dabei mit Unbehagen an den Stich der Enttäuschung und der Wehmut, der durch seine Eingeweide gefahren war, als der Hubschrauber, der den Dicken abgeliefert hatte, wieder verschwunden war. Watanabe hätte einiges dafür gegeben, wenn er an Bord des Helikopters von der Station hätte wegfliegen können.

Speziell Kortner hatte sich bei der erbittert geführten Diskussion, unterstützt von dem Dicken, als uneinsichtig gegenüber Watanabes Argumenten gezeigt. Schnell hatte Watanabe erkannt, daß Kortner nun die einmalige Chance zu ergreifen gedachte, die sich ihm durch die Kaltstellung Westphals bot. Kortner träumte davon, das Projekt unter seiner Ägide zu einem erfolgreichen Ende zu führen, um danach wie der strahlende Held dazustehen.

Ein klein wenig hatte Watanabe darauf gesetzt, den wankelmütigen und ängstlichen Cellarius für sich gewinnen zu können. Doch hatte der sich schließlich auf die Seite Kortners und des Dicken geschlagen und war dafür eingetreten, die Experimente fortzusetzen. Hoffnung setzten der Dicke und Kortner besonders in die Ankunft Dankharts, der den mit Nimrod infizierten Schriftsteller mitbringen sollte. Watanabe hatte sich nach der für ihn ebenso fruchtlosen wie frustrierenden Diskussion in seine Unterkunft zurück gezogen und in seinen Büchern vergraben.

Wieder und wieder las er in den nordischen Überlieferungen, den Sagas und den Dichtungen und Gesängen der Skalden. Seit jeher hatte die nordische Mythologie eine im wahrsten Sinne des Wortes magische Anziehungskraft auf ihn ausgeübt.

Kortner hatte er vor Jahren einmal auf einem wissenschaftlichen Symposium kennengelernt und ihm bei dieser Gelegenheit sein großes Interesse an der nordischen Mythologie offenbart. Watanabe galt gemeinhin als eine der führenden Kapazitäten auf diesem Gebiet.

Als dann die Probanden nach der Zugabe von Nimrod zu halluzinieren begannen, hatte sich Ratlosigkeit im Institut breit gemacht, bis sich Kortner an die Begegnung mit Watanabe erinnerte und ihn für das Projekt hatte gewinnen können. Watanabe hatte darin seine Chance gesehen, genauso wie Westphal es getan hatte. Das Angebot war so hoch gewesen, daß er sich nach Beendigung des Projektes all seine Träume hätte erfüllen können. Mit dem Geld hatte er ein eigenes Forschungsinstitut für nordische Mythologie gründen wollen, daß einzigartig auf der Welt sein sollte.

Wenn Watanabe allerdings mit dem, was er sich jetzt so nach und nach zusammengereimt hatte, recht behielt, dann war es um seine Pläne und die sehr vieler anderer Menschen, eher schlecht bestellt. Er widmete sich noch einmal dem Buch, das er aus seinem Regal genommen hatte. Es handelte sich um Richard L. Aulds „The Psychological and Mythic Unity of the God Odinn - Die psychologische und mythische Einheit des Gottes Odin,“. Darin hatte er eine Stelle rot angestrichen, in welcher der Autor darauf hinwies, daß Odin mit seinen Einheriern jeden Tag den Kampf übte, um auf die Ragnarök, auf die Kämpfe gegen die Mächte der Endzeit, vorbereitet zu sein.

„Die Einherier!“, schoß es Watanabe durch den Sinn. „Odins schnelle und als besonders grausam verschriene Eingreiftruppe gegen den Fenriswolf. In der Saga blieb der Wolf siegreich. War dies die Neuauflage? Die finsternen Reiter würden also da sein, wo auch der Wolf sich hinbegab.“

Der Götterfunke war, wie auch immer, der Auslöser für das alles gewesen. Der Ursprung, von dem alles ausging. Watanabe fielen die Phantasien der Probanden ein. Das Tor hatte darin eine entscheidende Rolle gespielt. Das Einzige, was er in diesem Zusammenhang finden konnte, war der Begriff Thrymgjöll, was in einer späteren Saga als Tor zu Hel, dem Totenreich der Germanen dargestellt wurde. Watanabe dachte nach. Er erinnerte sich, daß Nimrod unter dem Mikroskop die Form eines Hufeisens gehabt hatte. Oder eines Tores. Aber das war... Die bis zum extremen gesteigerten Sinneswahrnehmungen! Alle hatten sie falsch gedeutet. Und so war Nimrod auch zu seinem eher irreführenden Namen gekommen. Doch verwandelte es nicht zu einem perfekten Jäger, zum Supersoldaten. Sondern

es öffnete einem den Geist für Dinge, die kein normaler Mensch wahrgenommen hätte. Nimrod war das Tor „Thrymgjöll„! Das Tor zur Hölle in uns allen,, flüsterte Watanabe. Und je nach Veranlagung und Bereitschaft wurde man unterschiedlich empfänglich, für das, was auch immer durch dieses Tor kommen mochte. Eine Art Katalysator der Übersinnlichkeit, die Rolltreppe zur Zwischenwelt.

Blieb allerdings noch die Frage, warum Nimrod keinerlei Wirkung bei Frauen zeigte. Die Antwort lag so nahe, daß niemand auf sie gekommen war. „Weil,, Watanabe, klatschte sich mit der flachen Hand an die Stirn, „weil Frauen schon bereit sind, einfach sensibel genug, zu erkennen. Sie waren schon immer offener als Männer, bei ihnen war das Tor von jeher geöffnet. Und durch dieses Tor würden sie nun alle kommen. Fenrir, die Einherier, Odin...der Fimbulwinter und wer weiß, was noch alles in den dunklen Phantasien der Menschen verborgen lag.,

Die Germanen hatten von jeher eine sehr enge Beziehung zur Natur gehabt und sich offensichtlich damals schon diesem Phänomen geöffnet und es einen Teil ihrer Mythologie werden lassen. So, wie viele andere Völker es in ihren Mythologien auf ihre Weise verarbeiteten. Er überlegte, warum es gerade die germanische Mythologie war, die hier vordergründig zutage trat und kam zu dem Schluß, daß es mit der Vergangenheit dieses Kontinents zu tun hatte und damit, daß somit einfach auch ein psychisches Tor zur eigenen phantastischen und mythologischen Kulturgeschichte aufgestoßen wurde. Was letztendlich der Auslöser gewesen war, konnte er unmöglich sagen. Aber das spielte auch keinerlei Rolle. Watanabe war sich sicher, daß es sich dabei um eine gewaltige, nie dagewesene, psychische Beeinflussung handelte, die nichtsdestotrotz auf ihre eigene perfide Weise real war, heraufbeschworen durch die plötzlich frei gesetzten Energien der menschlichen Vorstellungskraft.

Mythologien hatten in der heutigen Welt ihre Macht weitestgehend verloren und waren nüchternem Kalkül und streng wissenschaftlicher Ratio gewichen. Watanabe wagte sich gar nicht vorzustellen, was diese Öffnung in ihrem unvorbereiteten und verkümmerten Bewußtsein auszulösen vermochte. Niemand würde sich gegen diese Vorstellungen wehren können, auch wenn man sich noch so intensiv bewußt zu machen versuchte, daß sich alles nur auf der Ebene der eigenen Vorstellungskraft abspielte. „Wir können nicht einmal die Augen davor verschließen, weil es in unserm Innersten ist,, flüsterte er.

Watanabe dachte wieder sehnsüchtig an den Hubschrauber, der längst

weit fort war. Er schnappte sich seinen Parka und zog sich ein Paar dick gefütterter Stiefel an. Die Unterkünfte lagen in einem Seitentrakt und waren vom Forschungsbereich separat gehalten, damit die Forscher sich in den Ruhestunden vollständig entspannen konnten. In der Station war es ruhig. Die Klimaanlage surrte diskret vor sich hin und nur die Notbeleuchtung brannte über den einzelnen Fluchtwegen. Ein trügerischer Friede lag über dieser Szenerie.

Westphal und der unter Schock stehende Wärter waren von Cellarius mit Beruhigungsmitteln vollgepumpt worden und lagen im Dämmerzustand auf der Krankenstation. Watanabe war der Einzige, der jetzt noch wach war. Es war jetzt gegen acht Uhr morgens und Kortner hatte nach der langen, durchdiskutierten Nacht vorgeschlagen, daß alle sich ein paar Stunden schlafen legten, bevor man sich ausgeruht und mit besseren Nerven, mit aller Kraft wieder in die Arbeit stürzen wollte.

Als Watanabe durch den engen Korridor an den Zimmern der anderen in Richtung Aufzug vorbei schlich, hörte er aus dem Raum, den der Dicke sich ausgesucht hatte, ein tiefes Schnarchen. Bei Kortner hielt Watanabe kurz inne, legte das Ohr an die Tür und lauschte. Hier war nichts zu vernehmen. Doch war Watanabe sicher, daß auch Kortner schlafen mußte. Er hatte sehr müde und erschöpft ausgesehen, als er die Ruhepause vorgeschlagen hatte.

„Timendorum tria, nisi fallor, genera sunt: timentur inopia, timentur morbi, timentur, quae per vim potentioris eveniunt. Ex his omnibus nihil nos magis concutit, quam quod ex aliena potentia impendet: magno enim strepitu et tumultu venit.,,

„Von dem was man zu fürchten hat, gibt es, wenn ich mich nicht täusche, drei Arten: man fürchtet Krankheiten, Not und das, was durch die Gewalt eines Mächtigeren geschieht. Von all diesem erschüttert uns nichts mehr, als was von fremder Macht abhängt: es naht nämlich mit großem Getöse und Lärm heran.,,

Seneca (4 v.C.- 65 n.C.) , epistulae morales 14,4

Oktober 2000, das Institut

Als Watanabe mit dem Aufzug nach oben fuhr, ging ihm noch einmal die Passage des Buches durch den Kopf, die Odins dunkle Reiterhorde, die Einherier zum Thema hatte. „Was,, so dachte Watanabe, „wäre mit mir geschehen, wenn ich mich nicht so intensiv für das Thema interessieren

würde und somit offen dafür bin. Wäre dann alles an mir vorbei gegangen? Der Gedanke entglitt ihm, als der Aufzug mit einem tiefer werdenden Summen andeutete, daß er das oberste Geschoß erreicht hatte. Die Wände glitten zurück und Watanabe stand in der Vogelstation.

Durch die Fenster erblickte er eine merkwürdig anmutende Dämmerung. Die Sonne stand tief im Westen und am Himmel waren die besonders hell leuchtenden Sterne noch zu sehen, da der Schneesturm nachgelassen hatte, um einer leichten, aber schneidend kalten Brise zu weichen. Die Mondsichel hing träge und blaß im Osten.

Watanabe zog den Reißverschluß seiner Jacke bis zum Kinn hoch und stapfte zum Tor der Umzäunung. Dann öffnete er das Tor und ging in Richtung Seeufer. Schweigend lag die Marschlandschaft um ihn herum. Soweit er in dem dämmerigen Zwielficht sehen konnte war alles mit einer hohen Schicht Schnee bedeckt. Ganz entfernt am Horizont konnte er den großen, ausgedehnten Wald in der klaren Luft als einen blau schimmernden Streifen erkennen.

Watanabe blickte über den See, der innerhalb kurzer Zeit offenbar vollständig zugefroren war. Bis auf das leise Säuseln der polaren Brise war kein Laut zu vernehmen. Kein Vogelschrei, kein Flugzeug, daß einsam seine Bahn in der Stratosphäre gezogen hätte. Das Land lag schweigend, eisig und in einem dunklen Glimmen.

Fimbulwinter, fuhr es Watanabe fröstelnd durch den Sinn, als er vom einen Moment auf den anderen erstarrte. Er hatte etwas gehört. Etwas wie metallisches Klirren, gefolgt von einem tief tönenden Stampfen wie von schweren Hufen auf... auf dem Eis eines zugefrorenen Sees! So schnell es der tiefe Schnee zuließ, rannte Watanabe zurück zur Vogelstation. In einem kleinen Wandspind hinter der Tür befanden sich ein paar Feldstecher. Watanabe nahm sich einen davon, lief wieder zum Seeufer zurück und spähte in die Richtung, aus der er das Geräusch zu hören geglaubt hatte. Ganz am anderen Ufer des Sees sah er sie über das Eis reiten. Der Schnee stob in dichten Wolken unter den donnernden Hufen auf. Sie waren noch sehr weit und die Horde nichts als ein wabernder Schemen, aus dem die Spitzen der Lanzen drohend auf und ab tanzten.

Er senkte das Fernglas und blickte sich um. Wohin hätte er fliehen sollen? Viele Kilometer im Umkreis befand sich nichts außer einem kleinen Dorf am gegenüberliegenden Ufer in der Nähe des großen Waldes. blieb nur das Institut. Es lag tief unter der Erde und sollte eigentlich ausreichend

Sicherheit bieten. Wenn Watanabe die Augen schloß und ganz ruhig stand, hörte er das Schnauben der Tiere, das Stampfen ihrer eisenbeschlagenen Hufe... und ihre rohen Schreie. Obwohl sie noch so weit weg waren. „Sie sind in meinem Kopf,“, flüsterte er.

Er drehte sich um und sah zur Vogelstation. Was blieb ihm zu tun? Die anderen warnen, vor etwas, an das sie ohnehin nicht glaubten? Hilflös zuckte er mit den Schultern. In welcher Form es auch zu ihnen kam, sie würden ihr Schicksal nicht erkennen, wenn es sie ereilte. Langsam und bedächtig, wie jemand, der einen Entschluß gefaßt hatte, ging er wieder zur Vogelstation zurück und schloß das Tor hinter sich. Dann ging er zur Wetterstation und öffnete die kleine Tür mit den Meßinstrumenten. Die Anzeige des Thermometers war bei minus neunundzwanzig Grad stehengeblieben. Er schloß die Tür; und im selben Moment, als er zu dem kleinen Windrädchen nach oben sah, begann es sich, angestoßen von einem heftigen eisigen Windhauch, wie rasend zu drehen.

104

Schnell, sie ritten sehr schnell. Odins schwarze Reiter hatte sich von dem Raben führen lassen und befanden sich kurz vor dem Ziel. Er, Fenrir, mußte sich in der neuen Welt orientieren, sich auf seinen Instinkt verlassen. Erst nach einer scheinbaren Ewigkeit war es ihm gelungen, die Fährte aufzunehmen. Immer noch hatte er jedoch genug Vorsprung vor Odin. Nichts würde ihn jetzt noch aufhalten können. Doch mußte er verhindern, daß die Krieger sich vor ihm des Götterfunkens bemächtigten. So würde er einem unnötigen Kampf aus dem Wege gehen. Im Gegensatz zu ihm, hatten sie lange geruht und waren nun tatendurstig. Dennoch, auch sie würden verbrannt werden von Fenrirs Wut. Mit einem kampflustigen Heulen schickte er seinen eisigen Atem über die Welt. Sollte dieser verfluchte Planet im ewigen Eis und in Dunkelheit versinken. Der Fimbulwinter würde auch den Träumer aufhalten, wenn schon der Sucher versagt hatte. Die Reiter hatten das Ufer des Sees erreicht und ritten nun über das Eis dem Götterfunken entgegen. Er, Fenrir, näherte sich seinem Ziel von der anderen Seite. Es galt, sich zu beeilen. Er streckte seinen gewaltigen Körper und brachte Dunkelheit, Angst und Kälte, wo er lief.

105

Schmerzen, seine ganze Welt bestand aus Schmerzen. Dankhart schlug die Augen auf und merkte, daß er gefesselt war. Er lag auf dem Schlitten, den er eigentlich für Kaden gebaut hatte. Sein Bein war abgebunden und ein Schmerz der sich wie eine Sonde bis in seine Schädeldecke bohrte, ging von seinem verletzten Bein aus. Es gelang ihm gerade ein wenig den Kopf zu heben und er sah, wie die beiden vor ihm standen und offenbar auf etwas lauschten. Dann hörte er das wütende Heulen ebenfalls. Als die beiden sich ihm wieder zuwandten, schloß er schnell die Augen und stellte sich bewußtlos. Sein Kopf dröhnte entsetzlich und Wellen von Übelkeit schwappten über ihn hinweg. Er wußte, daß er jetzt keine Chance hatte, irgend etwas zu unternehmen und versuchte erst einmal, sich darauf zu konzentrieren, die Schmerzen zu beherrschen. Die Verletzung am Kopf stellte sich als nicht so schlimm heraus. Eine Gehirnerschütterung vielleicht, aber nicht mehr. Und sein Nasenbein war gebrochen, als Kaden ihn endgültig außer Gefecht gesetzt hatte. Dankhart hatte nicht die Spur einer Chance gehabt, abzdücken, bevor Kaden bei ihm gewesen war. Er wußte um die Wirkung von Nimrod, doch so etwas hatte er nicht erwartet. Seine Nase war dick geschwollen und er mußte durch den Mund Luft holen, was bei der Kälte äußerst unangenehm war. Was ihm wirklich Sorgen bereitete, war sein Bein, das ernsthaft in Mitleidenschaft gezogen worden zu sein schien. Der Schmerz brandete von seinem Fuß bis über das Bein hinauf in seine Hüfte und drohte, ihn jeden Moment wieder ohnmächtig zu machen. Jemand hatte die Wunde provisorisch versorgt und das Messer aus seinem Knie herausgezogen, mit dem Kadens Freund ihn außer Gefecht gesetzt hatte. Wie hatte alles nur so schief gehen können? Es war ihm nicht einmal gelungen, diesen Amateur, der mit seiner Kalaschnikow wie ein Anfänger auf ihn eingestürzt war, auszuschalten. Doch blieb ihm noch eine Chance. Er

wußte, daß auch Kaden das Institut aufsuchen wollte. Bis dorthin war es noch ein weiter Weg und wenn erst mal seine Wunde einigermaßen versorgt war, würde er seine Chance bekommen. Und diesmal würde er keinen Fehler mehr begehen.

Dankhart spürte, wie jemand sich über ihn beugte: „Scheint noch bewußtlos zu sein,“ meinte Mario zu Kaden. „Was machen wir jetzt mit ihm?“, Kaden trat neben ihn und musterte den schweren Mann auf dem Schlitten genau. In diesem Moment merkte Dankhart, wie etwas sich vorsichtig durch sein Wesen tastete, so als würde eine Sonde in sein Gehirn dringen. „Er ist dabei wach zu werden, oder schon bei Bewußtsein, Mario. Dankhart, hören Sie mich?“,

Dankhart schlug die Augen auf. „Wir bringen Sie erstmal ins Dorf, in die Gaststube. Dort werden wir Ihre Wunde versorgen. Dann suchen wir uns wie, Sie freundlicherweise vorzuschlagen beliebten, einen Traktor und fahren ins Institut. Wenn Ihr Bein nicht professionell versorgt wird, werden Sie bald sterben. Ich denke, dort wird es so etwas wie eine Krankenstation geben, wo man Ihnen helfen kann, nicht wahr?“, Dankhart nickte stumm und blickte Kaden dabei in die Augen. Der drehte sich zu seinem Freund um, den er mit Mario angesprochen hatte und gemeinsam nahmen sie den Schlitten auf und zogen ihn in Richtung Dorf. Als Mario und Kaden den Schlitten anhoben, stöhnte Kaden vor Schmerz auf. Kaden hatte recht. Wenn sein Bein nicht bald behandelt würde, hätte er nicht mehr lange zu leben.

Oktober 2000, das Institut

Der Luftzug war so eisig, daß er Watanabe regelrecht ins Gesicht biß. Der plötzlich aufgekommene Wind schob eine dichte Wand von Eiskristallen vor sich her, die seine Haut punktierten, wie hauchdünne Nadeln. Watanabe zog sich die Kapuze tief ins Gesicht und stapfte schnell zur Vogelstation. Bevor er die Tür hinter sich schloß, blickte er noch einmal in die Richtung, von wo der Wind eingesetzt hatte. Fast waagerecht jagten die Eiskristalle ihm entgegen, so daß ihm Wasser in die Augen schoß. Durch den Tränenschleier glaubte er jedoch etwas Dunkles, Großes zu sehen. Etwas das sich gebückt und schnell der Station wie ein heran brausender Zug näherte.

Watanabe glaubte zu wissen, was es war.

Er schloß die Tür hinter sich und fuhr mit dem Aufzug nach unten. Alles war ruhig, die anderen schienen noch zu schlafen. Watanabe ging zu seiner Unterkunft zurück und schloß die Tür hinter sich. Er zog seinen Parka aus, setzte sich an seinen Schreibtisch, wobei er sich nach vorne beugte und die Hände in seinem Gesicht barg. Ein leises Schluchzen war zu hören und seine Schultern zuckten. Als er den Kopf hob, waren seine Augen gerötet und Tränen liefen ihm die Wangen hinunter. „Feige,,“ flüsterte er, „so feige....“ Dann stand er auf und schloß die Tür wieder auf. Er ging den Korridor zurück und bog rechts in die Krankenstation ein. Westphal und der Pfleger lagen in einem Raum, angeschlossen an Monitore und Lebenserhaltungssysteme, die mit der Unterkunft von Cellarius verbunden waren, die sich gleich neben Krankenstation und Labor befand. So wurde er darüber alarmiert, wenn ein Notfall eintreten sollte und hatte den kürzesten Weg. Beide lagen in ruhigem Dämmer Schlaf. Watanabe blickte auf Westphal

hinab, dessen Züge nun abgehärmt und eingefallen waren. Seine Nase ragte spitz aus dem Gesicht heraus und unter den Augen zeichneten sich tiefe, dunkle Ringe ab. Er konnte sehen, wie Westphals Augenbälle sich unter den Lidern heftig bewegten. Sein Brustkorb hob und senkte sich in unregelmäßigen Abständen. Auf seiner Stirn hatte sich ein dünner Schweißfilm gebildet und ab und zu stöhnte er gequält auf. Selbst das Morphium brachte ihm keine Ruhe. Ob er dasselbe sah, was Watanabe gerade gesehen hatte. Sah er sie, wie sie heran ritten, die schwarzen Reiter? Sah er den Wolf? Watanabe hatte auf dem Video beobachtet, wie Westphal bei Dragmirs Verwandlung zusammengebrochen war. Selbst über Video hatten sie es kaum ertragen, dem auf so schreckliche Weise mutierten Dragmir ins Gesicht zu schauen. Westphal, der ihm direkt gegenüber gestanden hatte, mußte das absolute Grauen erblickt haben.

Dragmir lag ebenfalls sediert und angeschnallt in seiner Zelle. Offenbar war er in ein Koma verfallen. Watanabe wandte sich von Westphal ab. Er ging hinüber zu dem Schrank mit den Medikamenten. Die Tür war abgeschlossen. Die Schlüssel trug Cellarius immer bei sich. Watanabe schlug das dünne Glas mit dem Ellbogen ein und holte sich eine Packung Rohypnol heraus. Dann verließ er die Krankenstation und schlug den Weg zum Labor ein. Dort nahm er vor dem Glaskubus Platz, in dem sich immer noch die Kristalle befanden, die in Dragmirs Container gefunden worden waren. Bildete er es sich nur ein, oder hatte das grünliche Flimmern an Intensität zugenommen? Watanabe zuckte mit den. Dann stand er auf, ging zu einem der Labortische und nahm sich ein leeres Becherglas aus dem Regal. Er öffnete das Tablettenröhrchen mit den Schlaftabletten und schüttete sie in den Becher. Er zitterte so stark, daß die Hälfte auf den Boden fiel und in alle Richtungen davon kullerte. Schluchzend sank er auf die Knie und sammelte Tablette für Tablette wieder ein.

Aus demselben Regal nahm er einen Stampfer aus Porzellan und zerrieb die Tabletten in einem Mörser zu einem feinen Pulver, während ihm immer noch Tränen die Wangen hinunter liefen und sich mit dem Pulver vermischten. Dann öffnete er den Wasserhahn über dem Waschbecken und hielt den Mörser unter den Wasserstrahl.

Nachdenklich betrachtete er die zerstampften Tablettenkrümel, die sich nach und nach im Wasser auflösten oder in dem Strudel zu Boden sanken. Er ging zurück zu dem Glaskubus und schaltete das Licht im Labor aus, so daß sich nur noch das grüne Leuchten der Kristalle ausbreitete. Grüne Tränen trafen nun aus seinen Augen, die nasse Spuren auf seinen Wangen hinterließen und aussahen, als wären sie mit einer Art feuchtem Schimmel

bedeckt. Ein Schluchzen schüttelte Watanabe, dann setzte er den Becher an. Schluck für Schluck trank er ihn bis auf den letzten Tropfen aus. Er starrte noch ein paar Minuten reglos in das grüne Leuchten der Kristalle und nach einer Weile sackte sein Kinn auf die Brust. Als nach etwa einer halben Stunde der Becher seiner Hand entglitt und mit einem hellen Klirren auf dem Boden zerschellte, war Watanabe schon in einer anderen Welt angekommen.

107

TOD UND KÄLTE

Der Winter hatte sich mit neu entflammter Wut des Landes bemächtigt, um es unbarmherzig in seinem eisigen Klammergriff zu ersticken. Ein bitter kalter Ostwind, der sich zu einem tobenden Blizzard entwickelte, schickte sich an, mit grimmiger Entschlossenheit alles, was nicht irgendwo einen halbwegs sicheren Unterschlupf gefunden hatte, zu töten. Die Rettungsmannschaften hatten es mittlerweile aufgegeben, nach Verschütteten, Vermißten und in Fahrzeugen Eingeschnitten zu suchen. Wer es bis jetzt nicht geschafft hatte, vor der brüllenden weißen Hölle zu fliehen, war ohnehin verloren.

Selber eingeschnitten und zur Ohnmacht verdammt, bereiteten sich die Rettungsdienste auf ihren eigenen Überlebenskampf vor. In den großen Städten jagte der Sturm Tonnen von Schnee unter triumphierendem Heulen durch die von Wolkenkratzern gesäumten Straßenschluchten, wo er den weißen Tod meterhoch anhäufte. Er fegte durch enge Gassen, tanzte als eisiger Derwisch über wie ausgestorben daliegende Boulevards und feierte eine frostige Orgie, Arm in Arm mit dem Tod, der reiche Ernte hielt. Hier und da konnte man zusammengekrümmte Menschen in Ecken oder Parks entdecken. Obdachlose oder solche, die auf ihrer Flucht vor dem Sturm die Orientierung verloren hatten, mitten im Lauf einfach zusammengebrochen und dann erfroren waren. Der Sturm riß ganze Dächer mit sich, schleuderte schwere Werbetafeln wie leere Pappkartons durch die Luft und machte aus

zertrümmerten Schaufensterscheiben tödliche, rasiermesserscharfe Geschoße, die glitzernd wie die Flügel riesiger Libellen über öffentliche Plätze segelten. Der Wind suchte sich einen Weg noch durch die schmalsten Ritzen, fand die jämmerlich frierenden Schutzsuchenden, ließ kleine Kinder in den Armen ihrer verzweifelt aufschreienden Mütter für immer erstarren und lehrte die Hoffärtigen, die geglaubt hatten, im warmen Schoß dieser hochtechnisierten Welt sicher zu leben, die alte und längst vergessen geglaubte Tugend der Demut.

Und während die Menschen sich in ihren immer kälter werdenden Häusern verkrochen, um das Beten wieder zu lernen, war der Fimbulwinter endgültig über sie hereingebrochen, Fenrir das Feld seiner eisigen Rache zu bestellen.

108

Hugin brachte schlechte Nachrichten. Zwar waren die Einherier unterwegs, dem Wolf entgegen zu reiten, doch hatten sie unterwegs unschuldige Opfer gemacht, die ihren Weg gekreuzt hatten. Zu lange hatten sie geruht, so daß ihr Tatendurst und ihre Kampflust ins Unermeßliche gewachsen war. Sie waren nicht mehr zu zügeln. Die Zeit würde knapp werden. Schon hatte Fenrir den Menschen den Fimbulwinter gebracht und die Welt drohte in ewigem Eis und Dunkelheit zu versinken.

Eine gute Nachricht brachte der Rabe allerdings mit. Der Träumer hatte den Sucher überwältigt, nachdem es vorher so ausgesehen hatte, als wäre schon alles verloren. Noch wußte der Träumer nicht, wie wichtig seine Aufgabe war und, daß nur er den Götterfunken wieder dahin zurückschicken konnte, wo er hergekommen war, um die alte Ordnung wieder herzustellen. Doch hatte er instinktiv den richtigen Plan gefaßt. Sleipnir kämpfte tapfer gegen den eisigen Atem des Fenriswolfes an und brachte seinen Herrn schnell voran.

Die Menschen hatten sich vor dem Eintreffen der Götter verkrochen, spürten auf ihre Weise, daß das Tor weit offen stand. Mit Sorge dachte der Krieger daran. Wenn es nicht gelänge, den Götterfunken zurückzuerobern, bliebe es offen. Und andere Wesen, viel älter und furchtbarer noch als der

Krieger oder der Fenriswolf es waren, älter als das bekannte Universum, warteten schon darauf, ihr Gefängnis zu verlassen, damit sie die Schwelle überschreiten konnten, um die Welt in ein nie dagewesenes, Chaos zu stürzen. Der Krieger stemmte sich in die Steigbügel, wobei er sich nach vorne beugte, um seinen Hengst Eile anzutreiben. Sein fürchterlicher Kriegsruf eilte ihm voraus.

109

Mario hatte einen kräftigen Eintopf aus ein paar Büchsen Erbsensuppe zubereitet, der Kaden köstlicher vorkam, als alles was er jemals gegessen hatte. Nachdem sie Dankhart sicher in einer Ecke der Gaststube abgelegt und ihm fast eine ganze Packung Aspirin eingeblöbt hatten, war der große Mann wieder eingeschlafen. „Diesmal richtig,“ wie Kaden versicherte. „Aber wir müssen ihn bald zu einem Arzt bringen,“ Mario schüttelte den Kopf. „Warum willst Du dieses Arschloch auch noch retten. Erst dreht er Dir fast den Hals um, dann zieht er mir mit seiner Wunderknarre einen blitzsauberen Scheitel, besser als es jeder Starfriseur geschafft hätte und Du spielst Mutter Theresa.“ Dabei betastete er vorsichtig und mit beleidigter Miene den dicken Verband, den er um den Kopf trug.

„Weil er mich zum Institut führen kann und sich dort auskennt. Und weil ich kein Mörder bin,“ entgegnete Kaden trocken. Mario nickte nur mürrisch. Es war seine Art zu zeigen, daß Kadens Entscheidung nicht gerade seinen ungeteilten Beifall fand.

Nachdem Dankhart eingeschlafen war, hatte Mario beiden einen starken Grog gemixt und Kaden erklärte seinem Retter, was sich in der Zwischenzeit in seinem Haus abgespielt hatte.

Alles, von Nimrod über Pal-Gen, bis hin zu den mystischen Erscheinungen und Heimsuchungen.

Mario, der inzwischen seine eigenen Erfahrungen in dieser Hinsicht gemacht hatte, lauschte den Ausführungen Kadens mit offenem Mund. Für ihn war die ganze Sache eine ausgemachte Verschwörung, bei der wieder mal das Großkapital seine Hände im Spiel hatte. Allerdings hatten sich die Kapitalisten diesmal gewaltig die Finger verbrannt und der Schuß schien

ordentlich nach hinten loszugehen.

Kaden mußte bei Marios Ausführungen unwillkürlich lächeln. Nach all dem, was Mario bisher erlebt hatte, suchte er immer noch nach einer rationalen Erklärung für das alles. Obwohl er innerlich begriffen hatte, daß es keine geben konnte. Er löffelte den Rest des Eintopfes aus und trank noch einen Grog: „Danke Mario, auch für Deine Hilfe. Aber ich kann nicht bei Dir bleiben. Ich muß mit ihm zu dem Institut. Dort liegt die Lösung für alles, soviel weiß ich. Du bist hier gut aufgehoben und vor allen Dingen sicher. Wenn jemand auf sich aufpassen kann, dann Du. Einen Gefallen mußt Du mir aber noch tun.,“ Mario beugte sich zu ihm vor: „Schieß los.,“ „Wir brauchen eine schwere Zugmaschine, damit wir bei diesem Wetter und den Temperaturen durchkommen. Dankhart hatte etwas davon gesagt, daß sich das Institut am anderen Ufer des Sees befindet. In der Nähe des Vogelschutzgebietes soll sich eine ornithologische Beobachtungsstation befinden. So was wie ein getarnter Zugang zum Institut.,“ Mario schnaufte: „Direkt vor unserer Nase. Das muß man sich mal vorstellen. Und keiner hat’s gemerkt. Die sind schlimmer als die Kommunisten, sag’ ich Dir.,“ Kaden achtete nicht weiter auf Marios Verschwörungstheorien und erläuterte seinen Plan weiter: „Wenn wir Glück haben, ist der See inzwischen schon so dick zugefroren, daß wir nicht um ihn herumfahren müssen und eine Menge Zeit sparen können. Bleibt nur noch zu klären, wo kriegen wir so einen Traktor her?„

Marios Miene erhellte sich und ohne lange zu überlegen antwortete er: „Die Agrargenossenschaft! Die haben so etwas. Kein Problem. Wir leihen uns einen Massey-Fergusson aus. Ein Monstrum von einem Traktor, besser als ein Panzer so ein Ding, sag’ ich Dir. Die kommen überall durch. Aber nur unter einer Bedingung.,“

Kaden stutzte, obwohl er wußte, was kommen würde. „Und die wäre?„ fragte er mit hochgezogenen Brauen. „Daß ich mitkommen kann, oder glaubst Du, ich habe Lust, hier zu versauern?„ „Und Deine Familie.,“ warf Kaden ein. „Ich weiß.,“ sagte Mario traurig, „aber wenn ich hier alleine bleibe, werde ich wahnsinnig. Erst diese komischen Finsterlinge auf ihren Monsterpferden. Die waren so hoch, da wäre ich nicht mit einer Leiter drauf gekommen, sag’ ich Dir. Und dann....,“ Mario schluckte, als er sich die Erinnerung an seinen Lauf durch den Wald ins Gedächtnis rief. „Weißt Du, ich wollte Dich überreden, hier mit mir auf das Ende dieses furchtbaren Winters zu warten. Ich bin sogar durch den Wald gelaufen, weil ich es hier alleine nicht mehr ausgehalten habe. Durch den Wald, verstehst Du? Und diese miese Holzansammlung von überdimensionalen Zahnstochern hätte

mich fast verschluckt. Einfach aufgefressen. Der Boden hat sich vor mir geöffnet und ich wette, daß dieser Wald einfach vorgehabt hat, zu verhindern, daß ich diesen Kerl, der Dir ja so sehr am Herzen zu liegen scheint, davon abhalte, Dich wie ein Geschenkpaket in dieses Versuchslabor zu schleppen..

Kaden sah ihn nachdenklich an und nickte, während er geräuschvoll an seinem Grog schlürfte. Er stellte die Tasse ab, umfasste sie mit beiden Händen und antwortete: „Der Wald war schon immer was Besonderes. Aber als Bedrohung habe ich ihn bisher noch nie empfunden. Vielleicht sind wir alle in einem gigantischen Alptraum gefangen. Einem kollektiven Wahnsinn..“ Mario sah ihn verständnislos an und schüttelte den Kopf: „Wir alle, meinst Du? Aber wie sollen wir denn zusammen, miteinander, ich meine...“, er hatte sichtlich Probleme damit, zu erklären, was er sagen wollte, „also wie sollen wir gemeinsam träumen. Ich meine einen Traum, in dem wir alle vorkommen, in dem wir alle eine Rolle spielen und miteinander reden, trinken...nein, nein, das glaub’ ich einfach nicht..“ Mario machte den Eindruck eines trotzig kleinen Jungen, der mit den Füßen auf den Boden stampfte. „Egal, ob Wirklichkeit, Traum oder Wahnsinn, ich komme mit Euch..“

„Gut, gut..“ antwortete Kaden beschwichtigend, „vielleicht ist es wirklich besser so. Dankhart ist sehr gefährlich. Auch jetzt noch. Er hat noch lange nicht aufgegeben..“ Als hätte Dankhart im Schlaf gehört, was Kaden gerade gesagt hatte, bewegte er sich plötzlich unruhig auf seiner Pritsche und murmelte im Schlaf vor sich hin.

Oktober 2000, das Institut

Cellarius stemmte sich gegen den eisigen Wind, der ihm die Eiskristalle wie winzige kleine Nadeln tief in die nackte, ungeschützte Haut bohrte. Noch nie hatte Cellarius so gefroren, nie hatte er Kälte so intensiv als solch elementare Bedrohung gefühlt. Er wußte nicht, wie er an die Oberfläche gekommen war, nackt, schutzlos lief er ohne Orientierung durch den hohen Schnee, durch den Sturm und hatte das Gefühl, als fräße ihn die Kälte förmlich auf. Er sah an seinem schwächtigen Körper hinab, der allmählich von den Eiskristallen mit einer schimmernden, weißen Schneesicht bedeckt wurde. Wenn er keinen Schutz fand, würde er in wenigen Minuten erfroren sein. „Oh, diese Kälte, lieber Gott, was ist mit mir passiert?„

Wie hatte das geschehen können? War er im Schlaf gewandelt? Vor ihm im Sturm löste sich etwas aus dem weißen, tosenden Chaos. Cellarius kniff die Augen zusammen, um zu erkennen, was da auf in zukam. Ein dunkler Schatten, sehr hoch, sehr wuchtig. Nach und nach mutierte der Schemen aus dem wirbelnden Schnee vor ihm zu einer konkreten Figur. Cellarius blieb mit offenem Mund stehen. Es war ein riesiges, schwarzes Pferd, das da vor ihm unruhig im Schnee stampfte und weiße Wolken heißen Atems aus seinen geblähten Nüstern schnaubte. Aus glimmenden, roten Augen starrte es ihn feindselig an. Noch mehr aber erschrak Cellarius über das, was da auf diesem Pferd saß. Im ersten Moment hätte man es für einen schwer gerüsteten, breitschultrigen Reiter halten können. Doch dann sah Cellarius, was es wirklich war und er schrie, schrie so laut, daß er sogar den heulenden Sturm übertönte und hörte, wie sein Herz mit einem hellen, gläsernen Klirren zerbarst.

Cellarius fuhr mit einem Winseln schweißgebadet von seinem Bett auf. Sein Bettlaken war klatschnaß und ihn fror erbärmlich. Die Temperatur in der Station mußte rapide gesunken sein. Der entsetzliche Alptraum klebte zäh an ihm wie eine Folie und löste sich nur schwer von seinem Bewußtsein. Er war froh, daß der letzte Teil des Traums, der besonders gräßlich gewesen sein mußte, unter einem undurchdringlichen Schleier lag. Das Einzige, an was er sich erinnerte, war eine monströse Gestalt, die durch den Schneesturm auf ihn zugekommen war und das Bersten von Glas. Er ging zu seinem Waschbecken und rieb sich mit einem Handtuch trocken. Dann zog er sich an und ging zur Krankenstation. Hier war alles ruhig. Westphal schlief zwar noch, wälzte sich jedoch hin und her, als ob auch ihn Alpträume

plagten. Cellarius konnte ihm aber keine weiteren Medikamente geben. Kortner hatte darauf bestanden, daß man Westphal zu Bewußtsein kommen lassen mußte. Vielleicht würde man trotz seines zerrütteten Zustandes etwas Vernünftiges aus ihm heraus bekommen.

Cellarius ging das gläserne Klirren, das er in seinem Traum gehört hatte, nicht aus dem Kopf. Als er in den Korridor trat, fiel ihm auf, daß die Tür zum Labor nicht geschlossen war und einen Spalt breit offenstand. Das grünliche Leuchten kam ihm intensiver als sonst vor. Langsam ging er auf die Tür zu und öffnete sie. Der Japaner saß zusammengesunken auf einem Stuhl vor dem Glaskubus und im ersten Augenblick hatte Cellarius den Eindruck, als sei Watanabe einfach nur eingeschlafen. Dann sah er den zerbrochenen Meßbecher zu Füßen Watanabes und er wußte, was ihn aus seinem Traum geweckt hatte. Als Cellarius den Puls des Japaners fühlen wollte, kippte Watanabe seitlich weg und wäre hart auf dem Boden aufgeschlagen, wenn der Arzt ihn nicht noch festgehalten hätte. So ließ er ihn sanft zu Boden gleiten und stützte den Kopf seines Kollegen mit einer Hand ab. Er hielt ihm die Hand an die Halsschlagader, doch konnte er keinen Puls mehr fühlen. Dann zog er Watanabes Augenlid nach oben und leuchtete ihm mit einer kleinen Stablampe in die Pupille, die starr auf ihn gerichtet blieb und keinerlei Reaktion mehr zeigte. Cellarius richtete sich auf und ging zurück zur Krankenstation. Vorhin war er zu sehr mit den beiden Patienten beschäftigt und in Gedanken gewesen, als daß ihm die eingeschlagene Scheibe des Medikamentenschrankes aufgefallen wäre. Er sah nach unten, als das zerborstene Glas der Tür unter seinen Schuhen knirschte, bückte sich und hob die leere Packung Rohypnol auf. Cellarius runzelte die Stirn.

Drei der unscheinbaren, kleinen Pillen hätten genügt, um einen Erwachsenen vierundzwanzig Stunden in Alices Wunderland zu schicken. Heroinsüchtige benützten es gewöhnlich als Ersatzdroge. Cellarius ging zurück zum Labor, wo er am Waschbecken das leere Tablettenröhrchen fand. Im Becken lag der Stößel, an dem noch Reste der pulverisierten Tabletten klebten. Watanabe hatte offenbar die ganze Packung geschluckt. Cellarius fragte sich, was wohl nach Alices Wunderland kommen würde. Er dachte an seinen eigenen Traum und überlegte, was den Japaner dazu bewegt haben mochte, sich das Leben zu nehmen, als der Boden unter seinen Füßen ganz leicht zu vibrieren begann. Für einige Sekunden hörte er ein melodisches Klirren, das von den Gläsern in den Laborregalen ausging, die leise aneinander schlugen. Cellarius schob nervös seine Brille die Nase hoch und hielt sich am Labortisch fest. Die Knöchel an seinen Händen

traten weiß hervor. „Ein Beben?“, dachte er verstört, „nicht hier, doch nicht in dieser Gegend.“ Er löste seine Hände erleichtert vom Tisch, als das Zittern nachließ. Seine Brille war wieder ein Stück den schweißnassen Nasenrücken hinab gewandert. Cellarius schob sie in einer reflexartigen Handbewegung nach oben, wischte sich die schweißnassen Hände an seinem Kittel ab und sah im nächsten Moment mit tumben Erstaunen, wie seine Brille in einer fein säuberlichen ballistischen Kurve von seiner Nase flog. Der Erdstoß war diesmal so heftig gewesen, daß er sich einen Augenblick später auf dem Boden wiederfand. Ein großer Gegenstand zerbarst mit dem dumpfen, voluminösen Klirren dickwandigen Glases und irgendwo wurde eine Alarmsirene ausgelöst. Dann schwieg die Erde. Etwas floß warm und kupfern über seine Oberlippe. Es dauerte eine Weile bis Cellarius merkte, daß er sich beim Aufprall auf den Boden das Nasenbein gebrochen hatte.

DREI REISENDE

„Jedesmal wenn ich jemanden treffe, der mir etwas in der Art sagt, wie: „Ich lese keine phantastischen Geschichten und sehe mir keine solchen Filme an. Das gibt es doch alles gar nicht...“, verspüre ich Mitleid. Diese Leute können das Gewicht der Phantasie einfach nicht heben. Die Muskeln ihrer Vorstellungskraft sind verkümmert.“

Stephen King

„Wie wär's mit dem hier?“, Mario zeigte stolz auf den riesigen feuerwehrroten Traktor, einen Massey-Fergusson, als wäre er der Ingenieur, der dieses Wunderwerk an Kraft und Technik selbst entworfen und mit seinen eigenen Händen zusammengebaut hatte.

In schwungvollen, goldenen Lettern stand der Firmenname seitlich an der Motorhaube. Die Zugmaschine stand in einer geräumigen Scheune, in der noch andere landwirtschaftliche Geräte untergebracht waren. Zwei Hänger, ein Heuwender, drei riesige Pflüge und zwei Eggen standen fein säuberlich aufgereiht entlang der Scheunenwand. Rechts davon befand sich in einer Art Verschlag eine gut sortierte Werkstatt, an deren Wand Reifen verschiedenster Größe gestapelt werden.

Ganz vorne, direkt neben dem Scheunentor stand die bullige Zugmaschine mit ihren riesigen, walzenförmigen Reifen. Die Maschine strahlte eine Vertrauen erweckende Zuverlässigkeit aus.

Mario stand mit in den Hüften gestemmt Armen davor und grinste zufrieden beim Anblick des Traktors. Er hob den Arm und zeigte auf die Maschine: „Hat sogar eine klimatisierte Fahrerkabine. Ist gut im Sommer aber auch im Winter. Ideal für unsere Zwecke. Bin da selber drauf gefahren im Sommer, als ich bei der Ernte ausgeholfen hab. Der ist so gut wie neu, hat noch keine zehntausend Kilometer auf dem Tacho, sozusagen noch nicht

mal eingefahren.,,

Er legte die flache Hand an die Stirn und machte auf unbewußt perfekte Weise den Eindruck eines Mannes, der angestrengt nachdachte. „Mal sehen,, murmelte er gedankenverloren vor sich hin, „die Schlüssel müßten im Büro der Genossenschaft hängen.,, Mario ging aus der Scheune raus auf den Hof und verschwand nach links irgendwo zwischen zwei flachen Anbauten.

Kaden drehte sich derweil zu Dankhart um, den sie wieder auf den Schlitten geschnallt und bis hierher gezogen hatten. Dankhart hatte inzwischen Fieber bekommen. Er starrte Kaden aus glänzenden Augen an.

„Sind die Schmerzen schlimm?,, fragte Kaden. Dankhart schüttelte mit dem Kopf und antwortete mit belegter Stimme, die verriet, daß er log. „Nein, nicht der Rede wert. Wenn Sie eine einigermaßen vernünftige Landkarte haben, zeige ich Ihnen, wie sie zur Station kommen können.,, Kaden antwortete: „Mario wird eine besorgen. Wir werden über den See fahren, wenn es das Eis zuläßt. Aber inzwischen ist es so kalt geworden, daß die Decke eigentlich halten müßte.,,

Dankhart blickte zweifelnd auf den großen Traktor. Kaden erriet, was er mit seinem Blick ausdrücken wollte: „Sicher ist der Traktor sehr schwer. Wenn wir aber um den See herumfahren wollen, verlieren wir zuviel Zeit. Ich weiß nicht wie lange Sie mit dem Bein noch durchhalten. Außerdem haben Sie viel Blut verloren.,, Dankhart nickte und antwortete mit leiser, papierdünner Stimme: „Wissen Sie was, Kaden?,, Kaden beugte sich zu ihm hinab: „Ich habe angefangen zu träumen. Richtige Träume. Von dunklen Reitern in Rüstungen, einem riesigen Wolf und einem einäugigen Krieger auf einem achtbeinigen Pferd. So etwas ist mir noch nie passiert, noch nie.,,

Er hatte sich bei den letzten beiden Sätzen aufgerichtet und in seine Augen hatte neben dem fiebrigen Glanz so etwas wie Leidenschaft Einzug gehalten. Dann sank er auf die Pritsche zurück und stöhnte gequält auf. Kaden warf einen besorgten Blick auf Dankharts Knie, das mittlerweile auf das anderthalbfache seines normalen Durchmessers angeschwollen war. Der provisorische Verband, den er zusammen mit Mario angelegt hatte, war blutdurchtränkt. Der Fuß, ebenfalls dick umwickelt, schien dagegen in besserem Zustand zu sein.

Plötzlich hörte er ein aufgeregtes, heiseres Rufen hinter sich. Es war Mario, der zur Scheune herein gelaufen kam. In der einen Hand hielt er strahlend einen Schlüssel mit einem gelben Anhänger und in der anderen Hand einen weißen Koffer, auf dem ein rotes Kreuz prangte. Wie Trophäen schwang er die beiden Gegenstände vor Kadens Augen und sein dunkler Schnauzbart zu dem sich mittlerweile ein imposanter, schwarzer Viertagebart

gesellt hatte zuckte vor Aufregung und Freude. „Schlüssel!“, rief er, und hielt den rechten Arm hoch, „Mediziihin!“, diesmal brüllte er und hielt den Koffer hoch: „Den haben die hier immer stehen, weil öfter mal Unfälle vorkommen hier draußen und ein Arzt nicht so schnell zu Stelle ist.“ Er stellte den Koffer auf den Boden und klappte ihn auf. Kaden kam aus dem Staunen nicht heraus. Der Erste-Hilfe-Koffer war so etwas wie eine Mini-Ambulanz. Erleichtert erkannte er Päckchen mit Antibiotika, Ampullen mit schmerzlindernden Mitteln und den nötigen Anleitungen dazu. „Der Chef der Genossenschaft,“ fuhr Mario zufrieden fort, „hat extra einen Lehrgang gemacht, um richtig Spritzen und Medikamente zu verabreichen. War in seinem Schreibtisch eingeschlossen. Wegen dem Morphin und so.“

Kaden nahm eine Ampulle mit Morphin und ein Päckchen Antibiotika heraus. Er las die Anweisungen durch, dann ging er zu Kaden hinüber, der sich ohne Einwand verarzten ließ. Nachdem er ihm eine Spritze und die Antibiotika verabreicht hatte, löste er zuerst den blutigen Verband vom Knie des Verletzten. Kaden zog unwillkürlich die Luft ein, als er die Wunde sah. Dankhart war nur leicht zusammengezuckt, als er die festklebende Gaze vom Knie gezogen hatte. Das Knie war ein einziger geschwollener Fleischklumpen und erinnerte nur noch entfernt, an das, was es einmal dargestellt hatte.

Er reinigte die Wunde so gut es eben ging, desinfizierte sie und brachte eine Wundsalbe auf. Während der ganzen Prozedur, die sehr schmerzhaft sein mußte, verzog Dankhart keine Miene. Wie sehr der Mann leiden mußte, erkannte Kaden allerdings daran, daß sich auf Dankharts Stirn ein schimmernder Schweißfilm gebildet hatte und wie seine Kiefer mahlten, wenn Kaden die Wunde zwangsläufig berühren mußte. Das eine oder andere Mal vermeinte er zu hören, wie Dankhart mit den Zähnen knirschte. Der Fuß sah dagegen vergleichsweise besser aus. Mario hatte mit seinem Messer Dankharts Achillessehne mit einem sauberen Schnitt glatt durchtrennt. Er versorgte die Wunde und verband den Fuß frisch.

Dann bugsierte er Dankhart mit Marios Hilfe in die geräumige Fahrerkabine des großen Treckers. Mario hatte sich in der Zwischenzeit nützlich gemacht und eine Leiter angeschleppt, die er schräg an den Traktor angelehnt hatte. Diese benutzten sie als eine Art Rampe, auf der sie Dankhart nach oben schoben.

Es erwies sich, daß sie zu dritt leidlich bequem Platz fanden und

Dankhart, hinten sitzend, sogar sein verletztes Bein ausstrecken konnte. Der starke Mann machte einen benommenen Eindruck, da die von Kaden verabreichten Medikamente und Spritzen langsam zu wirken begannen. Als Kaden ihm dabei half, es sich in seiner Ecke bequem zu machen, schien ihn das eine oder andere Mal seine Kraft zu verlassen und er sackte in sich zusammen, rappelte sich jedoch immer wieder auf. Seine Augen verdrehten sich, so daß Kaden fürchtete, Dankhart könnte ohnmächtig werden. Nach einigem Hin und Her und dem einen oder anderen schmerzhaften Aufschrei von Dankhart, wenn er in der engen Kabine mit seinem verletzten Bein angeschlagen war, hatten sie es schließlich geschafft, ihn in Position zu bringen. Erschöpft und am Ende seiner Kräfte ließ Dankhart sich sichtlich erleichtert in seiner Ecke nieder. Sein Kinn sackte nach unten und von einem Moment auf den anderen war der große Mann eingeschlafen.

Während Kaden den Erste-Hilfe-Koffer verstaute und Decken in der Kabine verteilte, verzog sich Mario in einen dunklen Winkel der Scheune. Etwas klapperte lautstark und ein schwerer Ölgeruch machte sich breit. Nach einer Weile tauchte Mario aus dem Halbdunkel der Scheune wieder auf. Links und rechts hatte er je einen Kanister in der Hand, die sehr schwer zu sein schienen. Nachdem er so einige Mal hin und her gelaufen war, hatte er eine beträchtliche Menge an Sprit zusammengetragen. Er wischte sich den Schweiß von der Stirn und blickte zu Kaden auf, der noch in der Kabine des Traktors saß: „Die Zapfsäule funktioniert nicht mehr. Der Strom ist ausgefallen. Ich mußte das Zeug mit der Hand aus einem der Tanks pumpen.“ Er ging noch einmal nach hinten und kam nach einer kurzen Weile mit einem etwas kleineren Kanister zurück. Er hielt ihn hoch und erklärte Kaden: „Das ist Superbenzin. Das müssen wir unter den Diesel mischen sonst flockt der bei der Kälte aus und verstopft die Einspritzdüse. Aus und vorbei, dann bleibt er einfach stehen und wir können uns zu Fuß auf den Weg machen.“

Er kippte erst das Benzin in den Tank und dann noch einen Kanister Diesel hinterher. Anschließend kletterte er zu Kaden und Mario in die Kabine und setzte sich hinters Steuer. Er glühte die Zündspule vor und zog dann den Anlasser. Mit einem kraftvollen Brummen sprang der Diesel an und stieß dabei eine dunkle Rauchwolke aus dem Auspuffrohr, die sich wie ein Atompilz bis hinauf zum Scheunendach ausbreitete.

Mario drückte das Gaspedal leicht mit dem Fuß und ließ die Maschine warmlaufen: „240 PS mein Guter, da ist Power dahinter, sag‘ ich Dir,“, brüllte er unter dem Dröhnen des Motors zu Mario hinüber. „Der zieht, garantiert. Mit Differentialsperre und Allradantrieb. Nix kann uns aufhalten, auch dieser

Scheißwinter nicht. Los geht's! Alles klar?„

Er blickte Kaden fragend an, der zum Zeichen, daß er verstanden hatte, den Daumen hob und breit grinste. Mario legte den ersten Gang ein und die bullige Maschine machte einen ungestümen Satz nach vorne, wie ein Stier, der sich nach langem Aufenthalt im Stall, darauf freute, endlich auf die Wiese gelassen zu werden. Dann fuhren sie durch das Scheunentor und hinaus in den tosenden Schneesturm. Das Unwetter stürzte sich auf sie, wie ein hungriger Tiger. Trotz des dröhnenden Dieselmotors konnten sie den Wind um sich herum wütend heulend hören. Ein monotones, deprimierendes Brausen, das an der Kabine der schweren Zugmaschine rüttelte. Mario drehte an ein paar Hebeln und Schaltern: „So,, brummte er, „das war die Klimaanlage. Hoffe, daß die gegen die Kälte ankommt. Aber eigentlich müßte sie es schaffen. Die Karre hab' ich zusammen mit dem Chef der Agrargenossenschaft ausgesucht. Kostet ein Vermögen. Vor der Wende hab' ich hier die LPG-Kantine mit bewirtschaftet und im Sommer immer ausgeholfen. Bevor ich Kneiper wurde, habe ich Landmaschinenmechaniker gelernt.,

„Paßt doch prima zusammen,, meinte Kaden schmunzelnd, während Mario in einen höheren Gang schaltete und die gewaltigen Reifen des Trekkers zuverlässig durch den tiefen Schnee walzten. Die Scheibenwischer kämpften tapfer gegen die heranbrausenden Schneemassen. Zwar wurde es nicht warm in der Kabine, aber die Temperatur war jetzt, wenn man einigermaßen angezogen war, durchaus erträglich. Außerdem hatten sie sich jeder noch zusätzlich mit warmen Decken eingewickelt, so daß es nach einer Weile sogar fast gemütlich zu werden begann. Kaden schaute zu Dankhart, der hinter ihm, immer noch gefesselt und offenbar vom Morphinum betäubt, in eine Art Dämmerzustand übergegangen war. Unter dem frisch gelegten Knieverband hatte sich schon wieder ein häßlicher dunkler Fleck gebildet, doch schien die Schwellung ein wenig zurückgegangen zu sein. Derweil lenkte Mario die große Maschine geschickt die inzwischen nicht mehr sichtbare Landstraße entlang, die bis zum etwa zehn Kilometer entfernten See führte. Nach ein paar Minuten hatten sie die letzten Häuser des Dorfes hinter sich gelassen und fuhren immer am Rande des Waldes entlang, der sich in westlicher Richtung bis zum Ufer des Sees erstreckte und ihnen so eine zuverlässige Landmarke bot. Inzwischen hatten sie den Wind im Rücken, so daß die Sicht besser wurde und Mario die Orientierung ein wenig leichter fiel. Das Brüllen des Sturms vermischte sich mit dem Dröhnen des

Diesels zu einem merkwürdigen Konglomerat natürlicher und mechanischer Geräusche, die zusammen mit dem Geruch des Dieselmotors eine einschläfernden Wirkung auf Kaden ausübte, der sich einige Male dabei ertappte, wie er einnickte. Die Scheinwerfer des Traktors stachen wie gelbe Finger in die sich schlängelnden Fäden aus Schnee, die der Sturm vor sich her peitschte. Starrte man länger in diesen Strom aus Schnee und Eiskristallen, der vor dem Traktor hergetrieben wurde, so verwandelte er sich in eine ständig fließende und einheitlich sich bewegende weiße Masse, die nach einer Weile ein merkwürdiges Eigenleben entwickelte und wie ein selbständiges Wesen, mal hier, mal dorthin glitt. Gleich einer riesigen, weißen Schlange, die blind durch die schwarzen Tiefen eines unauslotbaren, lichtlosen Ozeans dahin schwamm.

Kaden wußte nicht, wie lange er geschlafen hatte, als Mario ihn mit dem Ellbogen anstieß. Er wußte nur, daß er dieser weißen Schlange, in die sich die um ihn herum tobenden Schneemassen verwandelt hatten, eine Weile lang in sein dunkles Reich gefolgt war und schließlich in ein seltsam grün schimmerndes Gewölbe eingetaucht war, bevor Mario ihn so rüde geweckt hatte. Etwas hatte dort in diesem untermeerischen Gewölbe auf ihn gewartet. Mario schüttelte ihn endgültig wach und zeigte nach vorne, wo ein Gebäudekomplex im Schneegestöber auftauchte. Es handelte sich dabei um so etwas wie ein großes Wirtschaftsgebäude und ein kleineres Haus, von dem aus ein Bootssteg hinaus auf eine endlos scheinende Schneewüste führte. „Das Seerestaurant,“ meinte Mario überflüssigerweise, „hoffentlich haben die sich rechtzeitig vor dem Unwetter retten können.“ Marios Hoffnungen wurden durch die Tatsache geschmälert, daß auf der Fläche vor dem Seelokal, offenbar der Parkplatz, viele Schnee buckel von hier noch geparkten Fahrzeugen schließen ließen. Mario fuhr ans Ende des Bootssteiges und verständigte sich mit Kaden durch einen stummen Blick. Er schulterte seine Kalaschnikow und kletterte aus der Kabine. Den Motor ließ er laufen.

***„Sein Gefühl wußte, daß jemand bei ihm war, hinter ihm,
immer hinter ihm....“***

Poritzky, „Gespenstergeschichte,“

Mario war schon ein paar Schritte gegangen, als er innehielt und noch einmal zum Traktor zurückstapfte: „Ich seh’ nur mal nach, ob noch jemand drin ist. Der Wirt ist ein Freund von mir. Er hat auch Familie,“ rief er Kaden durch die offene Kabinentür zu und sah ihn dabei eindringlich an. Kaden wußte, daß es für Mario so etwas wie ein Ersatzhandlung gegenüber seiner weit entfernten Familie war, der er jetzt nicht beistehen konnte. Er nickte Mario nur zu, der sich gleich darauf von ihm abwandte und auf das Haus zuing.

Als Mario vom Bootssteg auf die steinerne Terasse kam, fiel ihm als erstes auf, daß die Eingangstür aus den Angeln gerissen war. Das Emailleschild, das über der Tür gehangen hatte, war von der Kette gerissen worden und lag jetzt verbeult auf dem Dielenboden der Veranda. Mario fragte sich, ob es der Sturm geschafft hatte, das Schild von der Kette zu reißen. Die Emailleschicht war teilweise abgeplatzt, so daß nur noch . „Pens... zum Seebl...“, darauf zu erkennen war. Marios Magen machte einen kleinen Satz bei der Vorstellung, daß es nicht der Sturm gewesen war, der das Schild heruntergerissen hatte. Vielmehr, so schlußfolgerte er mit wachsendem Unbehagen, hätte auch etwas sehr Großes mit dem Kopf dagegen gestoßen sein können, um das Schild anschließend wutentbrannt herunterzureißen und darauf herumzutrampeln. Mit dem Fuß stieß Mario das Blechschild zur Seite und trat mit vorgehaltener Waffe durch die offene Tür.

Der Wind feierte ein wildes, brutales Fest im Gastraum und an der Theke. Stühle, Bänke und Tische waren umgestoßen und lagen verstreut auf dem Boden herum. Eine Zentimeter dicke Schneeschicht hatte mittlerweile alles bedeckt. Der Einladung durch die offene Tür bereitwillig folgend, war der Sturm direkt in Richtung Bar gezogen und hatte die in dem Regal aufgestellten Schnapsflaschen mit einer dünnen weißen Schicht aus Schnee und Eis überzogen. Mario nahm die Kalaschnikow herunter und sah sich erstaunt um. Der Raum war relativ groß, etwa sechzig Quadratmeter. Ein

großes Panormafenster blickte direkt zum See hinaus und wenn wieder eine Bö durch den Saal fegte, hatte Mario den Eindruck, als wölbte sich die große Scheibe unter dem Luftdruck nach außen wie eine Seifenblase. Mario lauschte angestrengt, konnte jedoch außer dem monotonen und deprimierenden Heulen des Sturms, der durch sämtliche Ritzen und Ecken des Hauses drang, nichts hören. Er machte einen Schritt nach vorne und wäre fast über etwas gestolpert. Er bückte sich und scharrte mit dem Fuß darüber. Der Schreck lies ihn zurückprallen und scheppernd landete er mit dem Rücken an der Theke. Wenn er seine Kalaschnikow entsichert hätte, wäre jetzt ein Feuerstoß in die Decke gefahren, weil sein Zeigefinger sich schmerzhaft um den Abzug gekrümmt hatte. Sein Herz raste und für einen winzigen Augenblick lang glaubte er, ohnmächtig zu werden. Was er da mit dem Fuß frei geschaufelt hatte, war der abgetrennte und auf dem Boden festgefrorene Arm eines Erwachsenen. Mario beschlich ein leeres Gefühl, so als würde jegliche Kraft aus ihm weichen. Er riß sich zusammen und zwang sich, den Arm näher zu betrachten. Das Körperteil steckte noch im Ärmel einer rotschwarz karierten Jacke und am Handgelenk konnte Mario durch den Schnee eine Armbanduhr erkennen. Mario überwand sich und wischte den Schnee vom Ziffernblatt. Die Uhr war um eins stehengeblieben und das Uhrglas wies eine Reihe feiner Sprünge auf, die sich wie ein feines Spinnennetz ausbreiteten.

Mario hockte da und schaute sich ängstlich um. Was immer sich hier abgespielt haben mochte, mußte schon eine Weile her sein, wenn der Arm so festgefroren war. Er unterdrückte mit Mühe den Impuls, einfach wieder raus zu rennen, um sich in der warmen Kabine des Traktors zu verschanzen und einfach loszufahren. Und zwar so schnell wie möglich, einfach nur weg, weit weg von hier. Nach ein paar Minuten erlangte er Fassung wieder und ging hinter den Schankraum in Richtung Treppenhaus, das nach oben zu den Fremdenzimmern führte. Er drehte sich noch einmal um, damit er sich von hier hinten einen Überblick über den Gastraum verschaffen konnte. Von seinem Standpunkt aus war die Leiche, die zu dem Arm gehören mußte, nirgends zu entdecken.

Die Tür, die zur Treppe führte, war ebenfalls zerstört. Jemand mußte sie eingetreten haben. Jedenfalls zeugten der herausgebrochene Rahmen und die überall herumliegenden Holzsplitter vom Einfluß roher Gewalt. Und als Mario die monströsen Fußabdrücke im eingedrückten Dielenboden sah, wußte er, was diesen Ort heimgesucht hatte. Er faßte sein Gewehr fester und versuchte sich mit der Vorstellung Mut zu machen, daß er vielleicht noch jemanden finden könnte, der seine Hilfe benötigte. Die Treppenstufen, die

nach oben führten, waren ebenfalls eingedrückt und Mario folgte den Fußstapfen mit seinem Blick. Von unten konnte er sehen, daß das Monstrum einmal mit seinem Fuß durch die Treppenstufen durchgebrochen war. Mario lauschte angestrengt. Überall im Haus hörte man das Tosen des Eissturms wie ein sirrendes Lied des Todes und irgendwo schlug ein Fensterladen rhythmisch klappernd gegen den Rahmen. Etwas klirrte hell. Mario hob wieder seine Waffe, entsicherte sie diesmal und stieg, die eingedrückten Stellen vermeidend, langsam die Treppe nach oben. Die Stufen endeten in einem sich etwa dreißig Meter in Richtung des Sees erstreckenden Flur. Links und rechts führten jeweils drei Türen zu den Fremdenzimmern. Die Spuren führten den Flur entlang, bogen vor jeder Tür ab und in die Zimmer hinein und wieder raus. Jedoch kehrten sie nicht wieder zur Treppe zurück. Vielmehr hörten sie am Ende des Korridors auf, dort wo sich das zum See hinaus blickende Fenster befand.

Dieses Fenster war auch der Grund für die von Mario wahrgenommenen Klappergeräusche. Es stand weit offen und schlug durch die Zugluft immer wieder mit dem Rahmen an die Wand. Dadurch war auch die Fensterscheibe zu Bruch gegangen. Mario machte der Umstand, daß die Spuren nicht wieder zur Treppe zurückkehrten, sehr zu schaffen und sorgte für einige Augenblicke höchster Verzweiflung. Jeden Moment rechnete er damit, daß dieses monströse Etwas aus einem der Zimmer auf ihn zu rasen würde, um ihn in Stücke zu reißen, wie jenen Unglücklichen da unten. Doch Mario bewies eine erstaunliche Zähigkeit. Und Mut. Zögernd bewegte er sich auf das erste Zimmer zu. Er blickte noch einmal sichernd den Korridor hinunter. Alle Türen waren auf die gleiche brutale Art und Weise eingeschlagen worden und lagen entweder auf dem Boden oder hingen schief in den Angeln. Dann trat er mit vorgehaltener Waffe in das erste Zimmer.

Das erste, was Mario auffiel, war, daß auch hier das Fenster offen stand und die Scheibe zerstört war. Das ganze Zimmer war mit einer dünnen Schneeschicht bedeckt, die sich wie Puderzucker über die Möbel und den Teppich gelegt hatte. Einen verwirrenden Augenblick lang machte das alles auf Mario den Eindruck eines modernen Kunstwerkes. Ebenso wie die neben dem Fenster sitzende, von einer weißen Patina überzogene Puppe. Mario schluckte.

Die Puppe war ein Mensch, eine Frau, um genauer zu sein. Das konnte Mario zumindest aus der Flut blondgelockter, Haare schließen, die das eingefrorene, von einer dünnen Eisschicht bedeckte Gesicht, einrahmten. Ihre makellos blauen Augen waren weit aufgerissen und der schmale Mund

hatte sich zu einem staunenden „O„ geformt, das wohl nie die wohlgeformten Lippen verlassen hatte.

Die Frau war mit einer dicken Daunenjacke bekleidet, während über ihren Knien eine bunt karierte Plaiddecke sorgfältig drapiert war. Ihre über den Knien verschränkten Hände, hatte sie zum Schutz vor der Kälte in einem Muff stecken. Bis auf das zerstörte Fenster konnte Mario nirgends ein Zeichen von Gewalt entdecken. Die Frau, offenbar ein Pensionsgast, war tot, daran bestand kein Zweifel. „Ebensowenig an der Todesursache,„ dachte Mario bei sich und war im selben Moment davon überrascht, wie er zu diesem Schluß gekommen war.

Doch dämmerte ihm langsam, daß es nur eine gnädige Fügung gewesen sein konnte, die ihn daran gehindert hatte, bei jener unheimlichen Begegnung vor seiner Kneipe den schwarzen Reitern von Angesicht zu Angesicht gegenüber gestanden zu haben. Die Frau war vor Angst gestorben, daran bestand für Mario kein Zweifel. Vergeblich versuchte er, die eingefrorenen Lider der Toten zuzudrücken und legte ihr schließlich ein Tuch über den Kopf, das er vom Bett nahm. Er schluchzte schwermütig, als er daran dachte, was ihn wohl in den anderen Zimmern erwarten mochte.

Doch schien das Glück zu ihm zurückgekehrt. Zu Marios unendlicher Erleichterung waren die anderen vier Zimmer leer, obwohl der unheimliche Besucher auch hier die Türen eingeschlagen hatte. Und überall bot sich ihm das gleiche bizarre Bild der verschneiten und wie überzuckert wirkenden Zimmer. Mario trat aus dem vorletzten Zimmer und lehnte sich erleichtert aufatmend an die Korridorwand. Bis auf die bedauernswerte Frau von Nummer eins waren anscheinend alle noch rechtzeitig aus der Pension entkommen. Mario überlegte, ob er sich vor dem letzten Zimmer noch eine Entspannungszigarette gönnen sollte, entschloß sich jedoch, die verdiente Kippe für nachher aufzuheben, wenn er auch das hinter sich gebracht hatte. Er gab sich einen Ruck und schritt durch die Tür des letzten Zimmers.

Die entscherte Kalaschnikow fiel ihm vor Schreck aus den Händen und landete mit dem Kolben auf dem Boden. Ein kurzer Feuerstoß ließ den Putz an der Decke förmlich explodieren. Mario spürte gar nicht die Hitze, die von der Salve ausgegangen war, als sie sein Gesicht nur um Zentimeter verfehlt hatte. Er stand mit weit aufgerissenen Augen da, während von der Decke Staub auf seine Fellmütze rieselte.

Sie saßen aufgereiht wie eine Puppenfamilie. Vater, Mutter und die beiden Kinder. Ein Mädchen und ein Junge. Mario kannte sie alle. Es war die Familie des mit ihm befreundeten Gastwirts, der selber ganz links auf der Couch saß und...

Mario gab einen leisen, verzweifelten Seufzer von sich. Ihm war allerdings als hätte er so laut aufgeschrien, daß er sogar das Heulen des Sturms übertönt hatte. Der linke Arm des Mannes fehlte. Den rechten hatte er in einer beschützenden Geste um seine Frau gelegt, die sich an ihn schmiegte, während die Kinder wiederum Schutz bei ihrer Mutter zu suchen schienen. Tränen rannen kalt über Marios Wangen und gefroren im Nu im Gewirr seines Bartes. Die vier waren mit derselben eisigen Patina überzogen, wie die Frau im ersten Zimmer. Auch sie starrten mit weit aufgerissenen Augen in Richtung Tür und ihre Münder waren zu einem Schrei des Entsetzens geöffnet. Mario war überzeugt, daß auch dieser Schrei nie seinen Weg über ihre Lippen gefunden hatte. Sie hatten sich offenbar in diese Mausefalle zurückgezogen um Schutz vor ihrem unheimlichen Verfolger zu suchen. Wie hatte es sein Freund mit dem abgerissenen Arm bis hier nach oben geschafft? Hatte ihm die Sorge um seine Familie solch unmenschliche Kraft verliehen? Mario wußte es nicht und wollte auch nicht länger darüber nachdenken. Nie in seinem Leben hatte er sich so hilflos gefühlt und nie war der Haß, der gleichzeitig in ihm aufstieg, nutzloser gewesen, da er nicht wußte, gegen wen er ihn richten sollte. Er fuhr entsetzt herum, als er auf dem Korridor Schritte hörte.

Vor ihm stand Kaden und sah ihn besorgt an. „Was ist mit Dir, Mario? Ich habe die Schüsse gehört und mir Sorgen gemacht.“ Mario machte einen Schritt zur Seite und wies hinter sich, während er haltlos zu weinen begann. Durch einen Tränenschleier sah er Kaden verständnisloses Gesicht und hörte ihn wie durch Watte sprechen: „Mario, das war nur ein Traum, vertrau mir, sieh Dich um. Realität und Phantasie beginnen, sich zu vermischen. Das ist eine Auswirkung dessen, was ich Dir schon geschildert habe.“

Mario verstand nicht. Er drehte sich um und wischte sich die Tränen aus den brennenden Augen. Vor ihm war nichts als das übliche leere Zimmer, verschneit, das Fenster offen, die Scheibe zerstört. Aber keine tote Familie, kein Freund, der mit abgerissenem Arm und vor Entsetzen verzerrtem Mund auf diesem Sofa saß, auf dem jetzt nichts als Schnee lag. Mario hatte das Gefühl, als würde sich sein Magen mit heißem Wasser füllen. Er starrte erst auf Kaden und dann auf den Fußboden. Keine Spuren. Mit einem Schnauben stieß er Kaden beiseite und rannte den Korridor zurück zum ersten Zimmer. Nichts, das Zimmer war so leer, wie das, welches er eben verlassen hatte. Er drehte sich um und stand wieder Kaden gegenüber, der ihm inzwischen gefolgt war. „Bitte, sag mir, daß ich nicht verrückt werde.“, flüsterte Mario ihm zitternd zu. Kaden ging auf ihn zu und nahm ihn in die Arme. So standen sie eine Weile lang und Mario ließ sich wie ein kleines

Kind von Kaden hin und her wiegen. „Du bist nicht verrückt, Mario,,“ sagte Kaden schließlich. „Niemand ist verrückt, bloß weil er eine blühende Phantasie hat. Niemand in der heutigen Welt erwartet mehr von Dir, daß Du über eine solche Vorstellungskraft verfügst, weil Du dann all die Dinge, wie Fernsehen, Computer und was weiß ich alles, nicht mehr brauchen würdest. Du könntest alles in Deinem Kopf entstehen lassen. Verstehst Du mich? So wie es früher geschah. Nimrod weckt in uns nur das, was dort seit langer Zeit verkümmert war und lediglich darauf wartete, von einem mächtigen Funken entzündet zu werden. Du hast das erlebt, wovor Du Dich in Deinem Innersten am meisten gefürchtet hast. Deine schlimmste Vorstellung. Du mußt lernen, mit Deiner lebhaften Phantasie umzugehen, sonst bringt sie Dich um. So, wie uns die Phantasielosigkeit uns seit langem zu lebenden Toten gemacht hat.“

Zusammen gingen sie die Treppe nach unten in den Gastraum, wo Mario noch einmal einen mißtrauischen Blick auf den Boden warf. Doch außer den umgekippten Möbeln und dem allgegenwärtigen Schnee, war alles normal. Kein abgetrennter Arm, kein abgerissenes Emailleschild. Es schaukelte quietschend im Sturm vor sich hin.

Als sie zum Traktor zurückkehrten lag Dankhart betäubt von den Medikamenten, schlafend in seiner Ecke.

„Die schwarzen Reiter sind hier vorbeigekommen,,“ sagte Kaden zu Mario gewandt. „Ich spüre ihre Gegenwart noch jetzt. Ich weiß leider auch nicht, was aus Deinen Freunden geworden ist. Vielleicht haben sie sich vor dem Sturm in die Stadt zurückgezogen, um dort Unterschlupf zu finden.,“ Mario sah ihn mit einem Blick an, der Kaden verriet, daß er ihm nicht glaubte. Kaden zuckte hilflos mit den Schultern: „Wie soll ich es Dir besser erklären, wenn ich selber noch nach einer Erklärung suche. Die Reiter gehören nicht in diese Welt, genausowenig wie all die anderen Dinge, von denen ich geträumt habe oder die wir erlebt haben, Mario. Es gibt nichts, was diese Reiter mit uns gemeinsam haben könnten außer dem, was uns trennt. Ich glaube nicht, daß sie zwischen Gut und Böse unterscheiden. Das spielt für sie keine Rolle. Ich bin auch nicht sicher, ob sie real sind. Aber auch das ist nicht relevant. Wichtig ist daß, was wir fühlen und das, was sich daraus für uns ergibt. Alles, was hier geschieht, ist eine Frage der Imaginationskraft. Glaube mir, sie hätten Dich getötet, wenn der Rabe nicht rechtzeitig eingetroffen wäre. Ich habe sie gesehen, schon viel früher als Du. In meinen Träumen. Sie sind dazu geschaffen worden, zu töten. Nichts anderes haben sie jemals gelernt. Sie tun das, wofür sie erschaffen

worden sind. Ethik, Moral, Mitgefühl, Verständnis oder Liebe existieren für sie nicht. Sie bewegen sich gleichzeitig innerhalb und außerhalb unserer Vorstellungswelt und haben sich bis vor kurzem auch noch jenseits unserer scheinbar so realen Welt bewegt. Jetzt ist alles anders. Im Übrigen,, fügte er trocken hinzu und ein leichtes Lächeln spielte kaum merklich um seine Mundwinkel, „im Übrigen kann das plötzliche Auftauchen des Gerichtsvollziehers vor Deiner Tür ähnliche Gefühle der Bestürzung und Verwirrung hervorrufen, ganz zu schweigen davon, daß auf diese Weise ebenso eine Welt für dich einstürzen kann. Mit dem winzigen jedoch entscheidenden Unterschied, daß der Dich nur moralisch in Stücke haut. Die schwarzen Reiter sind vor uns, Mario. Ihr Ziel ist auch unseres.,

Mario verstand: „Dann haben auch sie den Weg über den See genommen., Mario legte den Gang ein und fuhr vorsichtig ans Ufer heran. Kurz bevor er auf das Eis fuhr, hielt er noch mal an, kletterte aus dem Fahrerhaus und ging nach hinten zum Trecker. Aus einer Metallkiste nahm er eine langstielige Feueraxt und ging etwa dreißig Meter hinaus auf den See, wo er auf das Eis einzuhacken begann. Nach ein paar Minuten kehrte er zurück, verstaute die Axt wieder und stieg zu Kaden in das Fahrerhaus: „Sieht aus, als würde es uns tragen. Ich bin nicht durchgekommen. Ich weiß aber nicht, ob das für die ganze Fläche des Sees auch gilt. Sollte aber, was?., Mario sah Kaden fragend an, der abwesend hinaus auf die glatte, weiße Fläche starrte und mit den Schultern zuckte. „Laß es uns versuchen. Das Eis wird schon halten.,

„Na denn,, grummelte Mario in seinen Bart und legte den ersten Gang ein. Noch einmal blickte er den Schriftsteller an, der versunken hinaus auf die zugefrorene Fläche des Sees starrte, dann ließ er die Kupplung kommen. Die Zugmaschine brummte wütend auf und rollte auf den Strand zu. Mario und Kaden blickten gespannt nach vorne, als der schwere Trecker auf das Eis fuhr. Die Decke hielt. Als sie etwa fünfzig Meter weit draußen waren, atmete Mario erleichtert auf: „Sieht aus, als schaffen wir es, was? Aber ich sag‘ Dir mal eins. Es ist ein Scheißgefühl. So, als würde man auf Eiern fahren. Man kriegt sie einfach nicht los, die Angst, daß die Kiste irgendwann mal einbricht. Weißt Du?,

Kaden nickte nur. Seit sie auf das Eis gefahren waren, wollte es ihm einfach nicht gelingen, sich ein wenig zu entspannen. Er wagte es nicht, sich eine Vorstellung davon machen, wie es sein würde, durch das Eis zu brechen und in die eiskalten Fluten zu tauchen. Aber alleine die Möglichkeit jagte ihm eine Gänsehaut den Rücken runter und rief dunkle Erinnerungen in ihm wach. Doch Mario hatte inzwischen hochgeschaltet und sie fuhren mit etwa

zehn Stundenkilometern über die verschneite Eisdecke des Sees. Nach einer Weile waren sie mitten in einer Hölle aus stiebendem Schnee und wütendem Eissturm, der über sie hinweg brauste und an der Verkleidung der Kabine zerrte und riß. Mario blickte immer mal wieder rüber zu Kaden und sah ihn fragend an. Doch Kaden nickte nur und brummte ab und zu zwischendurch: „Fahr einfach weiter, die Richtung stimmt. Frag mich nicht, woher ich das weiß. Sie stimmt. Wir brauchen weder Karte noch Kompaß. Hauptsache wir sind bald von diesem See runter. Irgendwie macht er mir mehr Angst, als alles bisher.“ Mario nickte und antwortete: „Weißt Du, was mir aufgefallen ist?“, Kaden schüttelte den Kopf. „Die Boote“, sagte Mario nachdenklich, „Die Boote an den Stegen sind weg. Sonst liegen da immer mindestens zehn oder zwölf kleine Segeljachten von den Gästen, die im Seelokal übernachteten. Wo sind die hin? Ob sie sich losgerissen haben, als der Sturm losbrach?“, Kaden überlegte eine Weile, dann fiel ihm eine Variante ein, die in ihm ein unangenehmes Gefühl weckte. „Vielleicht“, sagte er über das Brummen des Diesel hinweg, „Vielleicht waren sie draußen, als der Eissturm losbrach.“ Mario sah ihn unbehaglich an. „Scheiße“, flüsterte er nur und nahm unwillkürlich den Fuß vom Gas. Er blickte auf den Tachometer und fühlte sich ein wenig besser: „Fünfzehn Kilometer haben wir hinter uns. Nur noch etwa zwanzig Kilometer, dann haben wir’s geschafft. Gott sei Dank, Baby, ich liebe Dich“, schrie er über das Brummen der Maschine hinweg und tätschelte das Lenkrad des Treckers, der sich zuverlässig durch das weiße, gestaltlose Nichts pflügte. Während Mario angestrengt durch die Windschutzscheibe starrte, schien ihm etwas einzufallen. Ein leichtes Grinsen verzog seinen schwarzen Schnauzbart. Er drehte sich zu Kaden um: „Hab’ gar nicht gewußt, daß der Gerichtsvollzieher bei Dir war. Kommt der auch zu Schriftstellers raus?“, Kaden mußte grinsen: „Gerade zu denen. Gar nicht so lange her. Hab’ nicht immer den erfolgreichen Schriftsteller abgegeben, weißt Du.“ Mario nickte verständnisvoll und beide verfielen in Schweigen. Nach einer Weile hatten sie jegliches Gefühl für Zeit und Bewegung verloren. Die Sicht nach vorne war durch das dichte Schneetreiben auf ein Minimum reduziert und die starken Scheinwerfer machten das Gefühl der Isolation nur noch intensiver, da man den Eindruck hatte, innerhalb des begrenzten Lichtkegels eingeschlossen zu sein. Kaden dachte unwillkürlich an diese kitschigen, mit Wasser gefüllten Glaskugeln, die man schütteln mußte, um den Eindruck dichten Schneefalls zu erwecken. So mußte es wohl aussehen, wenn man in solch einem Ding lebte. Es sah nicht nur so aus, dachte Kaden, es fühlte sich auch genauso an, genauso klaustrophobisch. Er stellte sich vor, wie ein Riese sie in der Hand hielt und

auf die Schneefläche starrte, die der zugefrorene See war. Dort war ein winziger, roter Traktor zu sehen, der sich Millimeter für Millimeter voran arbeitete. Dann grinste der Riese und entblößte dabei sein unregelmäßig gelbes Gebiß. Er schloß die gläserne Halbkugel mit einem mürrischen Knurren in seine Faust und schüttelte sie, wobei die Flocken in dichten Wolken aufstoben und den kleinen Traktor einhüllten. Dann verschwand das gemeine Grinsen auf dem Gesicht des Riesen und wich einer ungehaltenen, wütenden Grimasse. Er war des Spiels überdrüssig geworden. Die Adern an seinen mächtigen Unterarmen traten hervor, als er sich daran macht die Glaskugel zu zerquetschen. Ein entsetzliches Knirschen dröhnte durch Kadens Kopf, das ihm die Haare zu Berge stehen ließ. Seine Augen weiteten sich vor Entsetzen: „Halt an, bremsen, Mariooooo, brems...“, Kadens Schrei ging in einem nervenzerreißenden Splittern und Krachen unter, daß sein ganzes Bewußtsein auszufüllen schien. Etwas bohrte sich schmerzhaft in seinen linken Oberschenkel.

Mario hatte das Segelboot nur den Bruchteil einer Sekunde später gesehen als Kaden. Wie ein Eisberg hatte es aus dem See geragt und war, da die Aufbauten schon komplett eingeschneit waren, so gut wie unsichtbar gewesen. Mario hatte sich, eingelullt von der Eintönigkeit und Gleichförmigkeit der Umgebung, auf eine Geschwindigkeit von etwa fünfzehn Stundenkilometern eingependelt und keine Chance mehr gehabt, rechtzeitig zu reagieren. Der schwere Schlepper neigte sich nur ein ganz klein wenig nach vorne, als Mario das Bremspedal durchtrat und rutschte dann mit dem Gleichmut eines Ozeanriesen auf sein Hindernis zu. Eigentlich wäre der kleine Einmaster, der da halb aus dem Eis ragte auch kein ernstzunehmendes Hindernis für den tonnenschweren Schlepper gewesen, wenn das Boot ihm sozusagen seine Breitseite offeriert hätte. Aber Mario hatte das Pech gehabt, direkt auf den Bug des Hindernisses zuzusteuern, so daß der Trecker vom Boot regelrecht aufgespießt wurde. Der Bugspriet des vom Eis leicht nach oben gehobenen und teilweise zerdrückten Bootes bohrte sich durch die Mitte des Führerhauses genau zwischen Mario und Kaden hindurch. Eine der Verstrebungen der Kabine wurde dabei so zur Seite gedrückt, daß sie Kadens linken Oberschenkel traf und die dicke Hose wie ein Rasiermesser aufschlitzte. Dann bohrte das Metallstück sich in den Muskel. Mario wurde zur Seite geschleudert und prallte mit dem Kopf gegen die Scheibe. Hinten wurde Dankhart ordentlich durchgeschüttelt und blieb dann kopfüber liegen. Die Wucht des Aufpralls hatte die Vorderachse des Trekkers abgerissen und rutschte ein paar Meter rechts von dem Boot durch den Schnee an ihnen vorbei. Dann senkte sich der vordere Teil der Zugmaschine nach vorne,

durchschlug das Deck und krachte in die Bootswandung. Eine Fontäne eisigen Wassers ergoß sich über die Motorhaube des Traktors und durch die zerschlagene Windschutzscheibe in das Führerhaus der Maschine, die mit einem häßlichen knirschenden Geräusch endlich zum Stillstand kam.

113

Oktober 2000, das Institut

Als Kortner von dem Erdstoß aus dem Schlaf gerissen wurde, war er zwar besorgt, andererseits aber auch froh, diesem auf gräßliche Weise realen Traum, entflohen zu sein. Das kurze Beben hatte ihn aus dem Bett geschleudert und mit einem kurzen seismischen Rülpsen das Bücherregal auf ihn entleert. Als er sich aufrichtete, schnitt er sich den Handballen an den Resten seines Zahnputzglases auf, das auf dem Boden zerschellt war. Kortner preßte sich fluchend ein Taschentuch auf die Wunde und stellte erleichtert fest, daß der Schnitt zwar heftig blutete, aber nicht besonders tief war. Er zog sich an dem Waschbecken hoch und lies kaltes Wasser über die Wunde laufen. Dann nahm er Verbandszeug aus dem Toilettenschränkchen und versorgte den Schnitt provisorisch. Schließlich ließ er sich auf die Knie nieder und tastete auf dem Boden nach seiner Brille, die er vor dem Schlafengehen auf das Regal gelegt hatte. Unter einem Stapel Bücher fand er schließlich das arg mitgenommene Gestell. Er bog die Bügel notdürftig zurecht und setzte die Brille auf, die nun reichlich schief auf seiner Nase saß. Von irgendwo konnte er das Heulen einer Sirene hören. Jemand fluchte lautstark und eine Tür wurde zugeschlagen. Kurz darauf näherten sich seinem Zimmer schwere Schritte. „Das kann nur der Dicke sein,, murmelte

Kortner schwermütig, als die Tür zu seiner Unterkunft im nämlichen Moment aufgerissen wurde und mit einem Knallen an die Wand flog: „Was zum Teufel ist hier los,„ schnaubte er, kleine Speicheltröpfchen wie silberne Torpedos auf Kortner schleudernd. Kortner, noch in Unterwäsche dastehend, mit seiner lädierten Brille auf der Nase, kam sich vor wie ein vom Direktor beim Onanieren erwischter Pennäler. Er schloß die Augen, sammelte sich einen Augenblick, wobei er versuchte wenigstens einen Teil seiner Würde herzustellen, was ihm zu seiner eigenen Überraschung sogar halbwegs gelang: „Ich denke nicht, daß Hysterie dazu beitragen wird, die Situation aufzuklären. Offenbar ein Erdstoß, auch wenn mich das sehr überrascht. Lassen Sie uns doch einfach nachsehen, welche Schäden entstanden sind. Der Alarm für den Sicherheitsbereich ist ausgelöst worden. Das kann nur bedeuten, daß der Glaskubus mit den Kristallen Schaden genommen hat. Ich denke, wir gehen zuerst ins Labor. Ich ziehe mir nur schnell etwas über, wenn es Ihnen nichts ausmacht.,“ Erst jetzt merkte Kortner, daß der andere ihn nicht aus überzogener Autoritätssucht heraus angebrüllt hatte. Dem Dicken stand trotz der auffälligen Kälte der Schweiß in dicken Tropfen auf der Stirn und er atmete flach und hastig. „Die Träume,„ dachte Kortner, „der Mann hat auch geträumt und genau wie ich die Hosen voll gehabt.,“ „Was glotzen Sie mich so an?,“ blaffte der Dicke ihn an. Kortner ließ sich davon nicht beeindrucken: „Sie haben es auch geträumt, nicht wahr?,“ Sein schwergewichtiges Gegenüber blinzelte ihn mißtrauisch an: „Was geträumt? Wovon reden Sie?,“ kam es diesmal etwas leiser und unsicher. Kortner winkte ab: „Machen wir uns nichts vor. Dieses Zeug macht irgendwas mit uns, irgendwas mit unseren Träumen, mit unserem Bewußtsein. Erst die Probanden, jetzt wir. Alle träumen wir das Gleiche.,“ „Aber,„ protestierte der Dicke, „aber was reden Sie da, wir wurden doch nicht von dem Zeug...,“

Kortner unterbrach ihn: „Ich glaube langsam, daß das keinerlei Rolle spielt, vielleicht so was wie eine Massenhysterie... Lassen Sie uns später darüber reden. Wir müssen nachsehen, ob jemand verletzt ist oder ob es schwerwiegendere Schäden gegeben hat.,“ Er schob den Dicken beiseite, der immer noch mit dem beschäftigt war, was Kortner gerade gesagt hatte und machte sich auf den Weg zum Labor. Er hörte, wie der Dicke schnaufend hinter ihm her hastete. Durch die Labortür, die einen Spalt breit offen stand, flackerte der rote Schimmer der Warnleuchte begleitet vom monotonen Heulen der Sirene. Kortner stieß die Tür auf und blieb abrupt stehen, so daß der Dicke auf ihn auflief und ihn fast zu Boden gerissen hätte. Vor ihnen auf dem Boden lagen Watanabe und Cellarius. Letzterer versuchte gerade

stöhnend sich aufzurichten. Auf dem Boden vor ihm hatte sich eine große Blutlache gebildet hatte. Cellarius hielt sich den Kopf, während er langsam auf die Knie kam. Der Glaskubus mit den Kristallen war auseinander geborsten wie ein Goldfischglas, das vom Tisch gestoßen worden war und die Gesteinsbrocken lagen auf dem Boden verstreut herum. Kortner eilte zu Cellarius und half ihm auf: „Wie geht es ihnen? Sind sie schwer verletzt, was ist mit Watanabe?“, rief er ihm atemlos durch das Heulen der Sirene zu. Cellarius hielt sich immer noch den Kopf und aus seiner Nase quoll ein zähflüssiger Blutstrom. „Es geht, habe mir offenbar das Nasenbein gebrochen. Watanabe, tot, Selbstmord,“, nuschelte Cellarius. Während Kortner zu Watanabe hinüber ging, sah er, wie der Dicke nach irgend etwas suchte und ein paar Sekunden später war das enervierende Heulen der Sirene verstummt. Nur das rote Flackern der Rundumleuchte huschte noch gespenstisch durch das plötzlich hereingebrochene Schweigen über den Boden des Labors. Kortner überzeugte sich davon, daß Watanabe wirklich tot war. Dann hörte er Schritte vom Korridor her. Die beiden Computertechniker, Wilke und Siebrecht, die normalerweise nur zu Wartungsarbeiten aus dem Stockwerk darüber nach unten kamen, waren durch den Erdstoß und den Alarm aufgeschreckt nach unten gekommen. Mit großen Augen standen sie in der Tür und blickten auf das sich ihnen bietende Bild. Cellarius hatte sich mittlerweile zum Krankbereich begeben, um sich selbst zu versorgen und nach dem Pfleger und Westphal zu sehen. Der Strom war durch den Erdstoß nicht unterbrochen worden und alle Maschinen arbeiteten noch einwandfrei. Im Labor machten sich die beiden Techniker zusammen mit Kortner und dem Dicken daran, die Schäden wo möglich zu beheben, als der Boden wieder zu zittern begann. Die Beleuchtung flackerte leicht, dann war es vorbei. Alle hatten innegehalten und gespannt an die Decke geschaut. Kortner drehte sich zu dem Dicken um und sagte: „Nichts weiter, alles ok, wie es scheint. Vielleicht nur so was wie ein Nachbeben, obwohl ich mich immer noch frage, wie es in dieser Region zu einem Beben kommen kann. Wenn wir hier alles einigermaßen wieder in Ordnung gebracht haben, treffen wir uns bei mir im Büro. Wir müssen uns besprechen. Sie beide kommen auch,“, dabei deutete auf die beiden Techniker die ihn nur nickend und ratlos ansahen.

Der Zusammenstoß zwischen den schwarzen Reitern und Fenrir war fürchterlich gewesen. Hätte es einen unbeteiligten Zuschauer bei diesem denkwürdigen Schauspiel gegeben, so würde er es wohl für ein seltenes Wintergewitter gehalten haben, das sich dort über der Vogelstation mit aller Gewalt entlud. Der erste Aufprall fegte drei der dunklen Ritter fast bis an das Ufer des Sees zurück. Fenrir hatte all seine Wut in den Angriff gelegt. Noch kurz bevor er an sein Ziel gekommen war, hatte er die Gegenwart eines Menschen gespürt, der sich draußen aufgehalten hatte und offenbar begriffen hatte, was da auf ihn zukam. Nicht lange danach, war das Bewußtsein des Menschleins aus Fenrirs Witterung verschwunden. Offensichtlich hatte er es vorgezogen, diesen beiden Welten den Rücken zu kehren. Eine weise Entscheidung, angesichts der Wahl, die er zwischen Fenrir und den fürchterlichen schwarzen Reitern gehabt hatte. Aber auch Fenrir war aus der entsetzlichen ersten Attacke nicht unbeschadet davon gekommen. Die Reiter kannten keine Furcht und hatten ihm schlimme Wunden beigelegt, die ihn zwangen, sich fürs erste zurückzuziehen, um im Umkreis des Götterfunken zu warten. Geschützt von den tobenden Naturgewalten, die er entfesselt hatte, rollte Fenrir sich im Schnee zusammen und leckte seine Wunden. Die Reiter waren erstarkt in der langen Zeit der Ruhe. Stärker waren sie als bei ihrer letzten Begegnung in grauer Vorzeit, als es diesen verdammten Planeten noch nicht gegeben hatte. Fenrir nahm das bestürzt zur Kenntnis und heulte wütend auf. Doch er würde kämpfen, seine Rachsucht würde ihm die Kraft zum Sieg über den Einäugigen, die Reiter und den Träumer geben. Mit einem befriedigten Grollen stellte der Fenriswolf fest, daß sich der Träumer und sein Freund in großer Gefahr auf dem See befanden. Der Sucher sollte jetzt die Gelegenheit zur Wiedergutmachung bekommen. Auch wenn er durch die Verletzungen geschwächt war, die ihm der Freund des Träumers zugefügt hatte, war er noch ein gefährliches Werkzeug. Fenrir stieß sein Heulen in den wirbelnden Sturm und schickte seine Botschaft an den Mann mit Namen Dankhart.

Fenrirs Botschaft an Dankhart

„Homo Homini Lupus,, „Der Mensch ist dem Menschen ein Wolf,,

Thomas Hobbes (1588-1679)

Einem Stromschlag gleich durchfuhr Dankhart die Vision, ließ seinen Körper wie unter vielen hundert Volt spastisch zucken. Winselnd griff er sich mit den gefesselten Händen an den Kopf und wand sich unter den Schmerzen. Klar und deutlich sah er den riesigen Wolfsschädel, der ihn aus glühenden Augen anstarrte. Dankhart fühlte, wie etwas heiß und zäh durch seine Adern floß, sein Herz erreichte, das sekundenlang flatterte und für einen Moment ganz aussetzte. Träge kroch der Strom in seinen Schädel, füllte ihn aus mit den teerschwarten Gedanken Fenrirs. Dankharts Brüllen übertönte sogar den tosenden Sturm, dann erschlaffte der große Mann. Als er die Augen öffnete, sah er vor sich Kaden, der benommen stöhnte und den bewußtlosen Mario in der Kabine des Traktors. Dankhart beugte sich nach vorne, das Gesicht in Erwartung des stechenden Schmerzes, der gleich sein verletztes Knie und seine Ferse durchfluten würde, angestrengt verzogen. Doch als er sich aufrichtete, fühlte er nicht mehr als ein dumpfes Pochen. Er konnte aufstehen und das Knie ließ sich ohne Probleme bewegen. Ebenso

konnte er seinen vorher völlig unbrauchbaren Fuß wieder benutzen. Er sah, daß Kaden zu sich kam und hob seine gebundenen Hände hinter ihm.

116

Der Sturm jagte stechend kalte Nadeln aus Eiskristallen durch die zerstörte Windschutzscheibe der Zugmaschine, die wie ein Flugzeug nach einer Bruchlandung mit der Schnauze im Deck des Segelbootes steckte. Kaden wurde von den Schmerzen in seinem Oberschenkel und einem fernen Brüllen geweckt. Der abgerissene Dachholm hatte seine Hose aufgeschlitzt, den Muskel durchstoßen und eine kleine, aber stark blutende Wunde geschaffen. Stöhnend drückte Kaden mit beiden Händen fest um den Wundrand, um die Blutung ein wenig zu stoppen. Doch er merkte schnell, wie sinnlos sein Unterfangen war. Er sah nach Mario, der offenbar ohne Bewußtsein neben ihm saß, den Kopf gegen das von einem feinen Spinnennetz aus gebrochenem Glas durchzogene Seitenfenster gelehnt.

Er langte nach seinem Beifahrer und schüttelte ihn: „Mario, hörst Du mich. Wach auf!“, Aus Marios Mund drang nur ein leises Stöhnen. Im Zwielficht des Sturms versuchte Kaden die Lage zu sondieren, als er eine schwere Hand auf seiner Schulter spürte. „Wir müssen hier raus!“, hörte er Dankharts Stimme hinter sich. Er hatte ihm mit seinen gefesselten Händen auf die Schulter geklopft und hielt sie ihm auffordernd vor das Gesicht: „Machen Sie schon, schneiden Sie sie endlich durch. Sie brauchen mich, wenn Sie hier lebend rauskommen wollen!“, Mario zog sein Messer heraus und durchtrennte das Klebeband zwischen Dankharts Handgelenken. Dann kletterte Dankhart, der von seiner alten Verletzung mal abgesehen, den Unfall anscheinend unbeschadet überstanden hatte, über Mario und an dem wie eine Lanze in das Fahrerhaus gedrungenen Bugspriet hinweg. Er zog sein verletztes Bein ein wenig hinter sich her und Kaden bewunderte unfreiwillig die Selbstbeherrschung des Mannes, der trotz der verabreichten

Schmerzmittel immer noch sehr leiden mußte. Er fragte sich, wie er es überhaupt schaffte, sich mit durchtrennter Achillessehne aufrecht zu halten. Der Wurm des Mißtrauens begann heftig in seinem Inneren zu nagen und er machte sich in Betracht auf Dankhart auf Schlimmeres gefaßt.

Dankhart zeigte indes stumm auf das Boot vor ihnen, daß sich durch den Aufprall des schweren Traktors immer schneller mit Wasser zu füllen begann und sein Sinken durch ein unheimliches Knirschen ankündigte. Als der Bootsrumpf durch das eindringende Wasser an den Eisschollen entlang tiefer rutschte, begriff Kaden. Bei der Geschwindigkeit, mit der das Wasser stieg, verstärkt durch das Gewicht der Zugmaschine, würden sie binnen wenigen Minuten in die Tiefe gerissen werden. Mit einem häßlichen Reißen, gab das ohnehin schon arg lädierte Bootsdeck weiter nach und der Trecker rutschte mit einem Ruck tiefer, den sprudelnden schwarzen Eisfluten entgegen. Da, wo die Schnauze in das Boot eingedrungen war, hatte sich eine Fontäne gebildet, die immer mächtiger wurde. Dankhart zwängte sich am Bugsprit vorbei und faßte Kaden an der Schulter. „Seine Augen,,“ dachte Kaden für den kurzen Augenblick, in dem er Dankhart ins Gesicht sehen konnte, „seine Augen haben sich verändert.,“ Dann riß Dankhart ihn mit sich. Zusammen schafften sie es, nach Backbord auf den äußersten Teil des Decks. „Auf das Eis, wir müssen raus auf das Eis, vom Boot weg. Sonst werden wir mit nach unten gerissen,,“ brüllte Dankhart gegen den Sturm an, woraufhin er an Kadens Jacke zerrte, doch wehrte dieser sich. „Was ist mit Mario? Wir müssen ihn mitnehmen!,,“ Sekundenlang starrten die beiden Männer sich in die Augen. Jetzt sah Kaden, was mit ihnen geschehen war. Sie waren nicht mehr von dem ausdruckslosen Grün, sondern staubrot. So, als wäre Dankhart stundenlang mit offenen Augen in stark gechlortem Wasser geschwommen. Und unter dieser trüben Schicht glomm etwas. Es war ein tiefer, abgründiger Haß, der Kaden schier den Atem zu nehmen drohte. Dann, von einen auf den anderen Moment, war es vorbei und Kaden erkannte hinter den grünen Augen wieder Dankhart.

Der wiederum begriff, daß Kaden nicht ohne Mario mitkommen würde. Daraufhin kletterte er provozierend langsam zurück in die Fahrerkabine. Wieder rutschte der Traktor knirschend ein Stück nach unten, so daß die Fahrerkabine nur noch Zentimeter über die Wasseroberfläche ragte. Das Wasser gurgelte jetzt gierig, als freue es sich darauf, sein nächstes Opfer zu verschlingen. Gebannt beobachtete Kaden, wie Dankhart vorsichtig durch die Windschutzscheibe langte. Dann faßte er Mario umständlich am Kragenaufschlag seines Parkas und zog ihn wie einen Sack Mehl heraus. Als er auf einer sicher scheinenden Planke stand, bückte er sich, hob Mario auf

und schulterte den Bewußtlosen. Vorsichtig humpelte er mit seiner Last zu Kaden hinüber, der den besinnungslosen Freund in Empfang nahm. Überrascht sah Kaden, wie Dankhart sich noch einmal auf den gefährvollen Weg zurück begab und im Fahrerhaus verschwand. Als er wieder auftauchte, hielt er in der linken Hand den Verbandskoffer, in der anderen Hand seine kurzläufige Maschinenpistole, die Dankhart neben der Kalaschnikow Marios verstaut hatte. Dankhart warf den Koffer in hohem Bogen über die Reling hinaus auf den verschneiten See und kletterte an dem Führerhaus entlang wieder aufs Boot.

Durch das Tosen des Sturms hörte Kaden plötzlich ein volltönendes, dumpfes Knacken, wie es typisch für brechendes Eis auf einem tiefen Gewässer ist. Bei dem Geräusch stellten sich seine Nackenhaare auf.

117

„Gesichter sah ich dann, wohl mehr als tausend, vor Kälte dunkelblau; drum graut mir jetzt noch und wird es ewig – vor gefrorenen Wässern.,“

Dante Alighieri, „Göttliche Komödie.,“

Es erinnerte Kaden an seine Kindheit. Nicht all zu weit von seinem Elternhaus erstreckte sich eine weitläufige Flußaue, die auf ihn eine unwiderstehliche Anziehungskraft ausübte und zum Spielen hinaus gelockt hatte. Im Sommer hatte er fast jeden Tag dort verbracht und kam meist erst zurück, wenn es schon lange dunkel war und zu Hause mächtig Ärger auf ihn wartete. In den warmen Monaten war er gerne im Fluß, der sich vor einem hölzernen Wehr staute, schwimmen gegangen und hatte Rotfedern

geangelt und Flußkrebse gefangen, die er sich dann über einem Lagerfeuer röstete. Im Winter hatte er sich auf dem zugefrorenen Gewässer mit seinen Freunden mit selbst gebastelten Eishockeyschlägern harte Duelle geliefert, die meist mit blauen Flecken, Schrammen und Beulen endeten. Eines Tages, es war Anfang März, war er mit Dieter alleine draußen auf dem Eis gewesen. Die ersten längeren Sonnentage hatten sie nach einem bitterkalten Februar nach draußen gelockt. Sie waren alleine auf dem Eis und Dieter war weit raus bis zum Wehr gefahren. Eine Ecke, die Kaden noch nie gemocht hatte, weil das Wasser dort besonders schwarz und tief war. Er mied die Stelle auch im Sommer seit er bei einem seiner Tauchversuche dort auf etwas kaltes, schleimiges gestoßen war, daß sich saugend um seine nackten Füße gelegt hatte, um ihn nach unten zu ziehen. Er wußte nicht, ob das Schlick oder Schlingpflanzen gewesen waren, in denen sich sein Fuß verfangen hatte und er hatte auch nie die Absicht gehabt, das herauszufinden. Er wußte nur, daß er vor Angst fast ertrunken war.

Kaden erinnerte sich noch genau, wie Dieter rasante Kurven drehend, genau an eben dieser Stelle des Flusses zum Stehen kam und Kaden übermütig zuwinkte, den ein mulmiges Gefühl beschlich, als er seinen Freund dort stehen sah. Dann, es mußte wohl an den langen Sonnentagen gelegen haben, die das Eis hatten brüchig und unsicher werden lassen, sah er, wie Dieter in einer grotesken Bewegung, die an ein kieloben sinkendes Schiff erinnerte, von der Oberfläche des Eises verschwand. Sekunden später sah er nur noch Dieters Pudelmütze auf dem Wasser treiben und zwei behandschuhte Arme, die vergeblich Halt am Rand des Eises zu finden suchten. Er hörte, wie Dieter nach ihm um Hilfe rief und glitt sehr langsam mit seinen Schlittschuhen auf die Stelle zu. Als er etwa noch fünf Meter von dem Loch entfernt war, ließ er sich auf die Knie sinken und nach und nach auf alle Viere. Auf dem Bauch robbte er schließlich Zentimeter für Zentimeter auf Dieter zu, der ihn inzwischen stumm vor Kälte aus großen Augen flehend ansah. Als er etwa noch einen Meter von Dieter entfernt war, der sich tapfer hielt, warf er ihm seinen Schal zu und Dieter klammerte sich mit beiden Händen daran fest. Graues Entsetzen ergriff Kaden, als er merkte, daß Dieter ihn in seiner Panik zu sich hin zog. Und dann knackte etwas dumpf und bedrohlich unter ihm. Mit vor Schreck geweiteten Augen sah er, wie sich vor ihm im Eis ein Riß bildete. Dabei erscholl ein alptraumhaft dröhnendes Knacken, das in Kadens Ohren klang wie ein Lockruf des tiefen, schwarzen Wassers unter ihm. Im Zick-Zack, wie ein Blitz, raste der Riß auf ihn zu, um schließlich genau unter seinem Körper zu enden. Wieder ein Knacken und der gezackte Riß füllte sich unter ihm mit

Wasser. Kaden spürte, wie die feuchte Kälte durch seinen Anorak kroch. Erstarrt wagte er es nicht, auch nur ein Glied zu regen. Dann tat er das, was er sein Leben lang nicht vergessen würde und was ihn immer wieder in seinen Träumen verfolgen sollte. Er ließ den Schal los. Finger für Finger öffnete sich, jeder ein Stück von Dieters Leben preisgebend. Vor sich sah er nur noch die flehenden, ungläubigen Augen seines Freundes, dem die Kälte mittlerweile immer mehr Kraft geraubt hatte. Das Schlimmste aber war, daß Dieter nicht einmal mehr schrie, sondern ihn nur stumm, mit ungläubigen Augen ansah, während er immer weiter in die Tiefe rutschte, bis auch sein roter Schal wie Schlange hinter ihm her ins Wasser glitt. Mit einem satten Schmatzen schloß sich das schwarze Wasser über Dieter, der seinen Kopf nach hinten geworfen hatte und den Mund weit geöffnet hielt, so als wollte das Wasser atmen.

Wenige Sekunden später deutete nichts mehr darauf hin, daß dort gerade ein achtjähriger Junge verzweifelt um sein Leben gekämpft hatte. Die Kraft hatte Kaden nun vollständig verlassen und er weinte heiße Tränen der Trauer, Wut und Enttäuschung über sich selbst. So lag er noch eine Stunde, unfähig, sich zu bewegen, bis ein Feuerwehrmann, der sich auf einer Leiter an ihn heran getastet hatte, ihn wieder ans Festland zog. Dieter fanden sie erst zwei Wochen später, als die Frühjahrsschmelze eingesetzt hatte. Unter dem Eis hatte ihn die Strömung weit davon getragen. Der Fluß hatte ihn mitgenommen, auf eine Reise durch seine dunkle, nasse Welt, bis er des Spiels überdrüssig wurde und den Leichnam im Wurzelwerk eines Baumes am Uferrand zurückließ, wie ein Kind ein leid gewordenes Spielzeug...

...das Knacken wiederholte sich. Diesmal aber so laut, wie ein Kanonenschuß. Eine Eisscholle direkt neben Kaden war, offensichtlich unter hoher Spannung stehend, explosionsartig auseinandergebrochen und riß ihn in die tosende Wirklichkeit zurück.

Ein Schauer aus Eiskristallen prasselte auf ihn nieder und er sah staunend, wie der große Traktor mit einem häßlichen Ratschen noch ein ganzes Stück weiter nach unten tauchte und nur noch mit den riesigen Hinterrädern über das Boot ragte, das sich jetzt der Maschine anschloß und noch etwas tiefer in sein kaltes Gefängnis glitt.

„Rüber jetzt, verdammt!“, brüllte Dankhart und setzte mit einem Sprung über ihn hinweg auf den vereisten See, wo er liegen blieb, seine Waffe entsicherte und auf Kaden richtete. Kaden spürte plötzlich einen Ruck durch seinen ganzen Körper und hörte ein weiteres dröhnendes Knacken. Das

Boot war mittlerweile bis an den Rand des Decks im Eis verschwunden und nur die Aufbauten ragten noch darüber hinaus. Als Kaden sich umdrehte, sah er, daß er mit dem Eis auf einer Ebene war. Er brauchte nur noch vom Boot auf das Eis zu robben. In Mario, der neben ihm lag, kam etwas Bewegung. Offenbar war er dabei, das Bewußtsein wiederzuerlangen, als es erneut knackte, diesmal mit einem elementaren Dröhnen, das Kaden durch Mark und Bein ging. Der Riß im Eis schoß direkt auf ihn zu

Boot und Zugmaschine hatten nun den letzten Halt durch den natürlichen Schraubstock aus Eis verloren und begannen, immer schneller werdend, unter unheimlichem Donnern und lautem Blubbern, nach unten zu sacken. Kaden rollte sich vom Boot auf das Eis und sah, wie Mario aufwachte und ihn von der anderen Seite ratlos anstarrte, offensichtlich noch zu benommen, um zu begreifen, was da um ihn herum geschah.

Mario sah ihn Hilfe suchend an. Er streckte flehentlich den Arm nach Kaden aus und sackte im selben Moment mit dem Boot nach hinten. Der Sturm schien triumphierend dazu zu brüllen und Kaden sah dem versinkenden Mario wie gelähmt zu, während er auf dem Bauch lag und nicht wagte, sich zu bewegen, aus Angst, das Eis könnte wieder... „NEIN!!! NEIN!!! NIE WIEDER!!!“, schrie etwas in ihm. Er raffte sich auf, krabbelte auf allen Vieren nach vorne und umklammerte Marios Handgelenk, während er sich im nächsten Moment nach hinten warf und Mario, der mit den Beinen schon im Wasser lag, auf seine Seite zog. Dann spürte er, wie ihm jemand von hinten unter die Arme griff und ihm half, Mario in Sicherheit zu bringen. Es war Dankhart und Kaden begriff, daß er das nur getan hatte, weil er befürchtet hatte, Kaden könnte mit ins Wasser gezogen werden. Im selben Moment erscholl ein saugendes, schmatzendes Geräusch und Boot samt Trekker wurden von den schwarzen, gurgelnden Fluten verschlungen. Dankhart, Kaden und Mario starrten auf das Loch im Eis, in dem das Wasser noch brodelte, als würde es über einer unterirdischen Flamme am Kochen gehalten.

Sleipnir flog förmlich über den zugefrorenen See, angeführt von den beiden Raben, denen der tosende Gegenwind nichts auszumachen schien. Im Gegenteil; hatten sie doch Spaß am Spiel mit den Naturgewalten und schossen mal nach oben, mal nach unten, wobei ihre schwarz gefiederten Bäuche das Eis fast berührten. Hohl klang ihr Krächzen durch das Brausen des Sturms und donnernd war der Ritt des Falben, der seinen Krieger dem Götterfunken und der großen Konfrontation näher brachte.

„Hat mir das Schlafen oder das Wachen die Wahrheit gebracht?„

Mme. Helene Petrovna Blavatsky (1831-1891)

Oktober 2000, das Institut

„Nichts gerät außer Kontrolle, verstehen Sie? Gar nichts!! Und wenn Sie sich nicht an meine Anweisungen halten, werden Sie noch heute hier raus marschieren, habe ich mich klar genug ausgedrückt? Von mir aus können Sie gerne dort draußen campieren..“

Nachdem der Dicke den ersten Eindruck seines Traumes überwunden hatte und die Angst nur mehr als ein dunkles, fernes Echo in seinem Bewußtsein widerhallte, das ihn in einer Sicherheit wiegte, der er sich nur zu bereitwillig hingab, war er zu der Taktik übergegangen, die ihm am vertrautesten war und die ihn Schritt für Schritt dahin führte, wohin er seiner Meinung nach verdammt noch mal gehörte. Nämlich auf den guten alten Boden der, wenn auch beschissenen aber wenigstens faßbaren, Tatsachen.

Er plusterte sich auf wie ein Truthahn und fuhr, mit diesmal gefährlich leiser Stimme, fort: „Für die Sicherheit dieser Mißgeburt von Pal-Gen bin leider immer noch ich verantwortlich. Und die Vorschriften besagen eindeutig, daß im Notfall die Leitung dieser Abteilung von Westphal an mich übergeht. In diesem Falle also von Ihnen, Dr. Kortner, an mich..“ Kortner ließ den Schwall an autoritären Floskeln denn auch recht gelassen über sich ergehen und wartete ab, bis der Dicke sich ausgetobt hatte.

Cellarius saß am äußersten Ende der Leder couch in Westphals Büro.

Seine Augenränder waren blau unterlaufen und die Nase ähnelte in Form und Farbe immer mehr einer überdimensionalen Pflaume. Gespannt verfolgte er den Disput zwischen Kortner und dem Dicken, den er noch nie so außer sich gesehen hatte. Mit dem Auge des Mediziners erkannte er, daß der übergewichtige Mann am Rande eines Nervenzusammenbruchs, wenn nicht gar eines Schlaganfalles war. Auch Cellarius wußte jetzt, genau wie Kortner, was ihn so aus der Bahn geworfen hatte. Er selbst fühlte sich im übrigen nicht ein Jota besser und wünschte sich nichts so sehnlich, als endlich hier raus zu kommen. Wilke und Siebrecht, die beiden Techniker saßen ihm gegenüber und sahen sich ratlos an, wobei sie mit ihren blauen Overalls wie ein unglückliches Zwillingsspaar aussahen. In ihren Augen konnte Cellarius dumpfe Angst erkennen und laut ihren Aussagen hatten auch sie kurz vor dem Erdbeben geträumt. Alle ihre Träume wiesen große Parallelen auf. Als Kortner auf diesen Umstand hingewiesen hatte, war der Dicke buchstäblich in die Luft gegangen, als hätte man ihn persönlich angegriffen. Die Erdstöße hatten sich in der Zwischenzeit zwar nicht wiederholt, doch hatte Wilke darauf hingewiesen, daß etwas mit den Generatoren nicht stimmte und sie große Mühe hatten, die Stromzufuhr aufrecht zu erhalten. Wie um seine Aussage zu bestätigen, flackerten kurz darauf die Lampen, erloschen für einige Sekunden und brannten dann zur Erleichterung aller wieder normal.

Kortner versuchte noch einmal, auf den Dicken einzureden: „Jetzt hören Sie mir doch einmal zu, um Himmels Willen. Ganz davon abgesehen, daß wir hier mit Watanabe und Westphal zwei schwerwiegende Ausfälle unserer wissenschaftlichen Kapazität zu verkraften haben, sollten wir uns vielleicht auch einmal über die, zugegebenermaßen nicht exaktwissenschaftlichen, aber dennoch von unleugbaren Phänomene Gedanken machen, die uns in letzter Zeit heimgesucht haben. Diese Substanz, die wir Nimrod getauft haben, weil sie auf den ersten Augenschein Männer in perfekte Jäger verwandelte, stellt sich nun als immer rätselhafter heraus. Nicht genug, daß sie sich völlig unlogisch, ähm...also völlig unwissenschaftlich verhält und sich einfach nicht bestimmen läßt, scheint sie zu allem Überfluß bei uns allen halluzinogene Effekte auszulösen, ohne daß wir mit ihr oder mit einer Person, die mir ihr infiziert wurde, in Berührung gekommen wären. Dies widerspricht, wie gesagt, aller wissenschaftlichen Logik. Einzig und allein über das Alter von Nimrod sind wir uns einig. Die beiden, die uns vielleicht so etwas wie eine Antwort auf die uns bekannten Phänomene hätten geben können, sind Watanabe und Westphal. Watanabe ist tot, Westphal nicht bei Verstand und liegt in einer Art Koma. Warum hat sich Watanabe umgebracht? Was hat er

gesehen? Laut Computer hat er als letzter den Aufzug heute morgen nach oben benutzt. Etwa eine Stunde nachdem er wieder unten angekommen war, hat er sich das Leben genommen. Vielleicht hat es etwas mit dem zu tun, was er oben gesehen oder erlebt hat? Siebrecht, Sie kommen nachher mit mir nach oben. Wir werden gemeinsam nachsehen. Ich halte das für sicherer. Dr. Cellarius,, er wandte sich an den Arzt, „wie geht es Ihnen, fühlen Sie sich in der Lage, uns konstruktiv,, dabei blickte er auf den Dicken, „ zu unterstützen?,, Cellarius nickte und antwortete mit verschnupfter Stimme: „Geht schon. Habe mir starke Schmerzmittel verpaßt., Kortner schien zufrieden: „Gut, ich danke Ihnen, Joachim. Bitte kümmern Sie sich um Westphal. Er wird jetzt bald aufwachen. Vielleicht ist er ja ansprechbar und kann uns helfen. Wir brauchen jetzt wirklich jeden hier. Wilke, Sie kümmern sich bitte um die Kristalle. Sorgen Sie dafür, daß sie wieder hermetisch verriegelt werden. Wie, ist mir egal., Jetzt richtete er sein Wort an den Dicken, der ihn feindselig anstarrte, weil er merkte, wie Kortner langsam aber sicher das Ruder an sich riß: „Wenn Dankhart bis morgen früh, sagen wir um zehn Uhr, nicht hier aufgetaucht ist, halte ich es für unwahrscheinlich, daß er überhaupt noch kommt. Sie haben selber gesehen, was für ein Wetter herrscht. Wie sollte er es bis hierher schaffen? Von diesem Kaden, von dem Sie uns berichtet haben, ganz zu schweigen. Wie gesagt, bis morgen früh um zehn Uhr. Keine Stunde länger. Es sei denn, hier ändert sich noch einiges und wir haben Erfolg, was Nimrod betrifft, wovon ich allerdings in der derzeitigen Situation schlichtweg nicht ausgehe. Wir müssen hier klare Verhältnisse schaffen. Wenn irgend jemand erfährt, welche Versuche wir hier unten mit Menschen angestellt haben, sind wir geliefert und zwar ausnahmslos alle. Das ist Ihnen doch klar. Schließlich haben wir hier bisher nicht im Auftrag von „Brot für die Welt,, geforscht. Es muß uns unter allen Umständen gelingen, das Projekt weiterhin geheim zu halten.,

Der Dicke lief wieder rot an: „Was bringt Sie auf den absurden Gedanken, das hier unten könnte plötzlich publik werden?,, Kortner sah ihn lange an: „Weil ich den Gedanken nicht los werde, daß hier bald eine Menge los sein könnte, was trotz des Wetters Neugier wecken wird. Und selbst wenn die Witterung momentan die Behörden davon abhalten sollte, hier aufzutauchen, irgendwann wird auch das vorbei sein und dann...,, Der Dicke winkte verächtlich ab. „Sie haben keine Ahnung, was da draußen los ist. Die Hölle. Alles lahmgelegt, nirgendwo Strom. Sie können froh sein, daß Sie nicht vom öffentlichen Netz abhängig sind.,

„Vielleicht haben Sie recht,, entgegnete Wilke, der sich jetzt ins Gespräch einmischte. „Aber die Windkraftträder, über die wir unsere Energie

normalerweise beziehen, sind durch den Sturm offenbar beschädigt worden. Momentan laufen die Dieselgeneratoren. Allerdings ist die Geschichte sehr begrenzt. Niemand konnte ernsthaft mit so etwas rechnen und deshalb sind die Tanks nicht gerade dafür ausgelegt, daß wir hier den Winter verbringen, der kalendarisch noch nicht einmal angefangen hat., „Wie lange reicht der Kraftstoff also noch?„ Der Dicke sah ihn ungeduldig an. Siebrecht holte einen Taschenrechner aus seiner Brusttasche und tippte schnell ein paar Zahlen ein: „Achtundzwanzig Stunden. Wie gesagt, die Generatoren waren nur für den absoluten Notfall gedacht und die Station frißt eine Menge Energie, glauben Sie mir...„

Kortner hob beschwichtigend die Hand: „Schon gut, schon gut. Deshalb lassen Sie uns nach oben gehen und nachsehen. Kann man die Windkraftanlagen eventuell reparieren?„ Siebrecht und Wilke schauten ihn aus großen Augen an „Die Dinger,„ Wilbrecht mußte schlucken, „die Dinger sind fünfundsiebzig Meter hoch. Richtige Monster. Wenn mal etwas an denen zu reparieren war, hatten wir extra eine Firma kommen lassen. Ist wirklich nur was für Spezialisten. Wenn der Sturm zu stark wird, dann schalten die sich auch automatisch ab, damit sie nicht in Fetzen fliegen. Aber meinetwegen können wir einen Blick riskieren. Ich war schon seit drei Monaten nicht mehr oben. Das macht einen ganz krank hier unten, glauben Sie mir, psychologischer Eignungstest hin oder her. Vielleicht kommen unsere Träume auch daher, ich meine von dieser Isolation. Vielleicht hat uns alle nur der Lagerkoller erwischt?„ Kortner sah ihn nachdenklich an: „Gar nicht mal so dumm, die Idee. Auf der anderen Seite sind wir alle vorher mehr als gründlich auf unsere psychische Stabilität getestet worden. Aber darüber zu diskutieren ist ohnehin müßig. Also los jetzt. Wir wissen nun alle, daß wir nicht mehr viel Zeit haben. Ohne Strom möchte ich nicht hier unten bleiben, glauben Sie mir das.,

Der Dicke hatte diesmal keinen Einwand. Kortner stand auf und nickte Siebrecht zu: „Kommen Sie und ziehen Sie sich warm an. Wir schauen uns mal oben um., Dann wandte er sich an den Dicken: „Sind Sie soweit mit meinen Vorschlägen einverstanden?„ und ohne eine Antwort abzuwarten, fuhr er fort: „Versuchen Sie doch mal Pal-Gen zu erreichen, ob die uns im Falle gar nichts mehr geht, einen Hubschrauber schicken können.,

Obwohl man ihm ansah, daß er sich in der Rolle desjenigen, der Anweisungen empfing, nicht so wohl fühlte, nickte der Dicke, stand ohne ein Wort zu sagen auf und ging.

Kortner sah ihm stirnrunzelnd und etwas mißtrauisch ob des plötzlichen Sinneswandels nach, dann winkte er Siebrecht zu und ging seinerseits mit

ihm zum Aufzug.

120

Die schwarzen Reiter empfingen ihren Herrn mit triumphalen Kriegsgeheul, als sie ihn über den See heran preschen sahen. Hugin und Munin trieben wie Windspiele vor ihm her, jagten und neckten einander ausgelassen, als gäbe es nichts schöneres, wie in diesem schreienden Unwetter mit ihren Flugkünsten zu prahlen. Düsteren Schatten gleich trabten die Reiter ungeduldig auf ihren monströsen Huftieren am Ufer auf und ab und erwarteten Odin, den Kriegsgott. Als Sleipnir seine Hufe in den Boden stemmte, barst das Eis in Ufernähe und eine Fontäne aus Wasser, Eisbrocken und Schnee gischtete über die Einherier, die jetzt völlig reglos und mit vor Erwartung glühenden Augen in Reih und Glied Aufstellung genommen hatten, um ihrem Herrn entgegenzusehen. Der Einäugige hatte die Hände über dem Sattelknauf gefaltet und musterte die finsternen Wesen. Seelenlose Kampfmaschinen waren sie, durch Bestimmung ihm ergeben. Selbst er fürchtete in manchen Momenten ihre archaische Wildheit, den ungezügelten Zorn dieser Berserker, die ein Teil der Urgewalt des bestehenden, gewesenen und kommenden Kosmos waren.

Er, der Einäugige hatte sie aus einem Teil des Äonen alten Götterfunken geschaffen, damit sie die Götter verteidigten. Und der Krieger wußte, daß er eines niemals tun durfte. In keinem Fall durfte er sie seine Furcht spüren lassen. Denn Furcht zog sie magisch an, weil es dem Wesen ihrer negativen Energie entsprach.

Er richtete sich gebieterisch im Sattel auf und blickte fest sie aus seinem flammenden Auge an. „Einherier,“ flüsterte er durch das Tosen des Windes in ihr dunkles Bewußtsein: „Berserker, ergebene Krieger der Götter. Wie ich sehe, ist es Euch gelungen, dem Fenriswolf Einhalt zu gebieten. Doch leckt unser grauer Widersacher nur seine Wunden, damit er um so furchtbarer zuschlagen kann. Bald werden der Träumer und der Sucher hier ankommen. Beide werden, nach unserem Gutdünken, ihrer Bestimmung zugeführt. Fenrir wird das vereiteln wollen. Seid auf der Hut, laßt ihn Eure abgrundtiefe Wut fühlen, laßt ihn erkennen, daß ihr die Söhne des schwarzen Chaos,

Ursprung aller Angst seid., Der Einäugige hob Gungnir und der erzene Speer schickte einen blauen Lichtstrahl in den dräuenden Himmel.

Dann senkte der große Krieger den Speer und zeichnete seine Krieger; und ein Wutgeheul und Kriegsgeschrei stieg auf, das sogar dem Tosen des Windes für einen Augenblick Einhalt gebot. Das Auge des Kriegers flammte auf, als er den riesigen, grauen Schatten durch das vom Schnee durchflutete Zwielflicht nahen sah. „Fenrir hat Euren Ruf vernommen.,, flüsterte er und gab Sleipnir die Sporen.

121

***„Lodernd saß Hyperion noch auf seinem Feuerball
Und atmete den Weihrauch ein, der von den Menschen
aufstieg zum Sonnengott; doch nicht sicher war er.,***

John Keats (1795-1821), „Hyperion.,

Während der Dicke versuchte, eine Verbindung zu Pal-Gen herzustellen und dabei ob seiner erfolglosen Bemühungen immer nervöser wurde, standen Kortner und Siebrecht im Aufzug, der sie an die Oberfläche bringen sollte. Beiden hatten sich dick angezogen und schauten sich nervös an. „Denken Sie, wir können etwas ausrichten?“, fragte Kortner den Techniker. Der zuckte mit den Schultern: „Kommt drauf an. Wie gesagt, normalerweise werden die Windkraftanlagen von einer Privatfirma gewartet. Vielleicht kann ich sie wieder in Betrieb setzen, aber versprechen will ich nichts. Übrigens haben wir schon seit einer Weile keine Verbindung mehr zur Außenwelt. Wir hatten es bis kurz vor dem Erdbeben versucht. Keine Chance

durchzukommen, weder per Funk noch via Telefon., Kortner nickte: „Ich weiß. Nachdem der Dicke mit dem Hubschrauber gekommen war, ging gar nichts mehr. Wie verhext., Siebrecht schaute ihn erstaunt an: „Aber Sie haben ihn doch gebeten, Kontakt mit Pal-Gen..., „Ich weiß.,, unterbrach Kortner ihn: „Der Mann stört uns hier nur. So ist er wenigstens eine Weile abgelenkt und kann keinen Unsinn verzapfen.,, Siebrecht, ein hochaufgeschossener Mittdreißiger mit dem Gesicht eines Abiturienten, grinste verständnisvoll, als ihm im nächsten Moment das Lächeln im Gesicht gefror. Der Aufzug wurde wie von der Hand eines Riesen durchgeschüttelt, während Kortner brutal gegen Siebrecht geschleudert wurde, der mit dem Kopf gegen die Aufzugwand schlug und besinnungslos zu Boden rutschte. Kortner dessen Aufprall durch Siebrechts Körper gemildert wurde, rollte auf dem Kabinenboden hin und her. Dann hörten die Erschütterungen auf, die Kabine stand still und Kortner hörte nur noch ein entsetzliches gutturales Brüllen, das von oben zu ihm durchdrang. Der Aufzug war kurz vor der zu ebener Erde liegenden Bodenstation hängengeblieben. Von irgendwo in der Kabine kam ein starkes, hohes Summen und Kortner konnte den penetranten, stechenden Geruch von verbrannten Kabeln wahrnehmen, als das Licht erst flackerte (Kortner schickte ein von Panik erfülltes Stoßgebet zum von ihm sonst recht vernachlässigten Himmel, daß dieser doch bitte, bitte nicht den Strom ausfallen lassen möge) um dann schließlich ganz zu erlöschen. Das Summen hatte aufgehört, doch von oben drang immer noch dieses Brüllen, das Kortner die Haare zu Bergen stehen ließ. Vorsichtig tastete er seine Umgebung ab, während immer wieder ein leises Vibrieren die Kabine erschütterte, als würde irgendwo da oben ein Güterzug über die vereiste Erde donnern. Kortner tastete sich über Siebrechts Parka zu dessen Halsschlagader vor. Der Puls des Technikers ging schwach, aber regelmäßig. Dann, einer spontanen Idee folgend, öffnete er Siebrechts Jacke und durchsuchte seinen Overall. Sein Herz machte einen Freudensprung, als er den runden Zylinder einer Taschenlampe zu fassen bekam und ihn aus einer der zahlreichen Taschen Siebrechts zog. Es war zwar nur eine kleine Stablampe, aber ihr punktgenauer Strahl war sehr hell. Zitternd vor Angst suchte Kortner das Innere der Kabine ab. Er kam auf die Knie und zog sich am Handlauf nach oben. Ebenso wütend wie ergebnislos hieb er immer wieder auf den Notruf-Knopf. Offenbar war in der gesamten Anlage der Strom ausgefallen. Er langte nach oben und versuchte, die Aufzugtür mit bloßen Händen auseinanderzuziehen. Als er sich die Fingernägel abzubrechen begann, ließ er von seinem sinnlosen Tun ab. Ratlos ließ Kortner sich mit dem Rücken zur Wand auf den Boden sacken und

schluchzte hemmungslos. Das Brüllen, dieses monströse Brüllen, das wie nichts sonst an seinen Nerven zehrte, wollte einfach kein Ende nehmen und auch die Erschütterungen nahmen jetzt wieder zu. Mit beiden Händen stützte Kortner sich am Boden ab, um nicht umzukippen. Die Taschenlampe hatte er in seinen Schoß gelegt und ihr bleistiftdünnem Strahl spendete ihm etwas Trost in der absoluten Dunkelheit der Kabine. Kortner merkte, daß die Panik sich in seinen Eingeweiden wie ein graues, kaltes Gespinst auszubreiten begann. Mit dem Stromausfall hatte auch die Belüftung ihren Geist aufgeben und er überlegte, wie lange der Sauerstoff in der relativ kleinen Kabine für zwei Personen langhin mochte. Für einen ebenso kurzen wie finsternen Augenblick nahm der Gedanke in ihm Gestalt an, daß er doppelt so lange überleben könnte, wenn Siebrecht nicht nur bewußtlos, sondern... im Schacht über ihm ertönte ein Krachen und Splintern und ließ ihn zusammenfahren. Die Stablampe entglitt seiner Hand, rollte zu Boden und blieb direkt vor Siebrechts Gesicht liegen, das von dem Lichtstrahl in eine gespenstische Fratze verwandelt wurde. Das Brüllen hatte mittlerweile aufgehört und ab und zu konnte man den Sturm durch den Fahrstuhlschacht heulen hören. Dann ging ein Ruck durch die Kabine und der Fahrstuhl rutschte ein ganzes Stück weit nach oben. Im ersten Moment glomm in Kortner die verrückte Hoffnung auf, daß der Strom eingesetzt hätte und der Aufzug wieder funktionierte. Sein Herz schlug für den Bruchteil einer Sekunde höher, machte sich in fast hysterischer Gier nach einem guten Ausgang dieser Geschichte daran, eine Legende zurecht zu bauen. Und, ach wie eifrig und gut die Phantasie plötzlich ihr eingerostetes Räderwerk in Gang setzte, als es daran ging, zu sterben... dann ein neuer Ruck, wieder ein paar Zentimeter aufwärts. „Aber wenn der Strom tatsächlich zurück gekommen wäre, dann hätte doch auch das Licht angehen....“, meldete sich die unerbittliche Logik mit einem häßlichen und gemeinen Grinsen zurück und ein weiterer Ruck sowie ein schleifendes Geräusch rissen Kortner in die Wirklichkeit. Etwas floß in sein Bewußtsein und breitete sich dort aus wie Tinte in klarem Wasser: Jemand oder etwas zog die Kabine nach oben. So, als hielte dieses Etwas die Kabel der Führungstrommel in der Hand, um sie Stück für Stück nach oben zu ziehen. Kortner sah Siebrechts Gesicht, das immer noch von der Taschenlampe angeleuchtet wurde und beneidete ihn aufrichtig um seine Bewußtlosigkeit. Ein ironisches Grinsen schien sich auf Siebrechts Lippen breit zu machen.

122

Logik und Angst

***„Dahinter zeigen die Geheimnisse der grauen Tiefe sich;
Ein finst'res Meer, unmeßbar, unergründlich, uferlos, Wo***

Länge, Breite, Höhe, Zeit und Raum verschwunden, Wo die Nacht, das Älteste, und Chaos, die Urahnen der Natur, grenzenlos herrschen unter ew'gem Lärm, und durch des Streits Verwirrung sich behaupten.

John Milton (1608-1674), „Paradise Lost,,

Über dem See tobten die Naturgewalten und jemand mit verkümmerter Phantasie und daraus resultierender mangelnder Bereitschaft, sein Bewußtsein aus den seit Jahren befahrenen Schienen des Gewohnheitsdenkens herauszuheben, würde gesagt haben, daß sich hier so etwas wie ein Blizzard ereignete. Nichts, was über die bisher aus der Meteorologie bekannten Phänomene hinaus gehen würde. Sicher, Gewitter, Blitze und das eine oder andere Wetterleuchten. Und, na ja, diese Erdbeben. Zugegeben, ungewöhnlich für diese Region, aber nicht ganz unwahrscheinlich. Wozu haben wir denn die Natur, nicht wahr? Bei ihr ist wirklich nichts auszuschließen, also auch alles möglich. Alles im Bereich der Natur vorkommende war somit der Logik zufolge natürlich. Etwas Unnatürliches kam daher erst gar nicht in Frage. Niemand käme auf den Gedanken darin etwas zu sehen, was nicht, sagen wir mal, abseits von dem wäre, was nicht schon bekannt ist. Die Realität ist unser ständiger Begleiter, unser scheinbar verlässliches Fundament, auf dem unsere Ratio, errichtet ist. Und auf diesem Fundament ruht die Bastion mit ihren fest gefügten Mauern in deren Schutz wir den Alltag mehr oder weniger gut bewältigen. Und nur ab und zu wagen wir einen Blick hinaus über die Zinnen und schauen mit einem gewissen Schauern die Weite der Lande dahinter. Nur um schnell die Augen zu schließen vor Zwischenwelten, Jenseits, fremden Kosmen, Paralleluniversen, Metaebenen, Zeitschleifen, Wurmlöchern oder fünften Dimensionen. Sie alle haben in einer von der scheinbaren Vernunft und Sachzwängen bestimmten Welt wenig Platz, und im Übrigen in dieser Herrschaft der Ichbezogenheit auch nichts verloren. Dafür schufen die Menschen sich innerhalb dieser Bastion phantastische, virtuelle Welten, wobei sie keinen noch so großen technischen Aufwand scheuten. Gigantische Rechnerkapazitäten von nie gekannten Ausmaßen waren möglich geworden, um Scheinwelten zu kreieren, die von der wirklichen

Welt nicht zu unterscheiden waren. Und immer, bitte schön, mit dem Knopf zum Abschalten versehen, damit dies alles nicht etwa außer Kontrolle geriete. Kontrolle, geliebtes Lexem der Ultima Ratio. Doch bei all der Euphorie, sich eine maßgeschneiderte virtuelle Realität zu schaffen, übersahen sie die mächtigste und zugleich wahrhaftigste Quelle, die es ihnen ermöglicht hätte, ohne jeglichen technischen Firlefanzen dieselben Effekte zu erzielen. Und das war ihre eigene Phantasie.

Und kaum waren diese technischen Wunderwerke an Erfindungsreichtum geschaffen, hatte man nichts Besseres zu tun, als die Wirklichkeit, den Alltag nachzustellen. Nichts Aufregenderes gab es offenbar, als das eigene tägliche Einerlei genauso nachzubilden und nachzuspielen, so wie es sich tagtäglich in der eigenen kleinen, fest abgesteckten Welt, in kleinem, fest abgesteckten Rahmen abspielte. Die Faszination erwuchs aus dem Grauen vor dem eigenen monotonen Dasein. Die Magie der Langeweile feierte ihren Triumphzug und wurde, auf diese Weise geschickt getarnt, als Götze verehrt, angebetet als die Revolution der modernen Lebensweise.

Solchermaßen unvorbereitet und vom ewigen Gleichstrom glatt gewaschen und gleich gemacht wie Flußkieselsteine, wurden die Menschen vom Einbruch dieser anderen Welt in die ihre um so härter getroffen. Und das Einzige, was ihnen blieb, war ihre altvertraute und älteste Gefühlsregung, die niemals aufgehört hatte ihre Bedeutung zu verlieren: Die Angst.

123

Etwa zehn Kilometer entfernt, auf dem Eis des Sees, befanden sich drei eher wider Willen Verbündete, die sehr wohl wußten, daß es sich bei den Erscheinungen am Rande des Sees um das Aufeinanderprallen zweier Dimensionen handelte. Dies setzte allerdings voraus, daß man sich den Einflüssen, die auf einen einstürzten, widerstandslos und vorurteilsfrei aussetzte, anstatt jene Phänomene außerhalb der Natürlichkeit zu positionieren. Denn letztendlich ist auch die Phantasie, die Kraft der

Einbildung, nichts als ein Kind der Natur, das es aufzunehmen gilt. Von solch philosophischen Gedankengängen waren Dankhart, Mario und Kaden jedoch weit entfernt und primär damit beschäftigt, um ihr Überleben zu kämpfen.

Dabei hatte allerdings besonders Dankhart eine bemerkenswerte Wandlung erfahren. Seit dem Unfall schien sich seine körperlich Verfassung mit erstaunlicher Geschwindigkeit gebessert zu haben und von seinem anfänglichen Humpeln nach dem Unfall auf dem Eis war nur noch ein leichtes Nachziehen des verletzten Beines geblieben. Dabei hätte die Wirkung der Spritze und der Medikamente, die Kaden ihm vor dem Aufbruch verabreicht hatte, schon längst abgeklungen sein müssen. Nichtsdestotrotz war die Schwellung in Dankharts Knie fast vollständig zurück gegangen und er erfreute sich davon abgesehen, offenbar bester Gesundheit. Auch seine durchtrennte Achillesferse schien ihn nicht mehr zu stören als ein verstauchter Knöchel und so stand Dankhart hochaufgerichtet und von neuer Kraft beseelt im Schneesturm, mit seiner Maschinenpistole im Anschlag, die er auf Kaden und Mario gerichtet hielt. Mit dem Lauf der Waffe wies er auf den Medikamentenkoffer und dann auf Mario: „Los, versorge seine Wunde. Und diesmal keine Tricks. Auch wenn Kaden Deine Lebensversicherung ist. Fühle Dich nicht zu sicher. Wenn ich merke, daß Du etwas im Schilde führst, schicke ich Dich in den See zurück, lebend. Das verspreche ich Dir.,“

Mario, immer noch etwas benommen von den Folgen des Unfalles, machte sich daran, den Koffer zu öffnen, um Kadens Wunde zu verbinden. Mit einer Schere schnitt er Kadens Hose so weit auf, daß er bequem an die Verletzung reichen konnte, säuberte und desinfizierte sie und verband sie anschließend, wobei er den Verband um das Hosenbein herum wickelte. Dankhart wedelte derweil ungeduldig mit der Waffe, um Mario zur Eile anzutreiben. Kaden schluckte noch ein paar Schmerztabletten, dann fühlte er sich am Kragen gepackt und hochgezogen. Dankhart hob ihn mit einem Arm hoch, als wäre er aus Stroh und stellte ihn auf die Füße. Mario, der den Inhalt des Koffers wieder ordnen wollte, stieß er den Lauf der Waffe in die Rippen und bedeutete ihm aufzustehen: „Vorwärts!“, brüllte er gegen den Wind und wies in die Richtung, in die sie gefahren waren. In seinen blauen Augen glomm nun das leidenschaftliche Feuer des Fanatikers: „Der Wolf bedarf meiner Hilfe. Und Du,“, sagte er und blickte Kaden dabei fast verliebt an: „Du wirst dabei sein, wenn er Rache nimmt und mich träumen läßt, wenn Deine Gedanken meine werden. Du hast das von Anfang an gewußt, viel eher als ich. Warum hast Du mich nicht getötet? Hast Du geglaubt, Du

seist stärker als ich? Jetzt werde ich Dich töten und ich kenne im Gegensatz zu Dir kein Mitleid. Das weißt Du doch, nicht wahr?„ Kaden nickte: „Das wußte ich, natürlich. Doch bin ich aber, genauso wie Du, dazu bestimmt dorthin zu gehen, wo Du uns hin führen wirst. Die Entscheidung steht noch lange nicht fest, das wiederum weiß ich, mein Lieber. Und Mitleid ist nicht Schwäche, vergiß das nie. In mancher Hinsicht, bist Du leider sehr unterentwickelt und das wird Dein Tod sein.„ Dankharts Faust kam so schnell, daß Kaden ihr fast nicht hätte ausweichen können. Er spürte noch die Knöchel über seinen Schädel wischen und ein leises Brennen auf der Kopfhaut. Dann sah er wieder nach oben in das Gesicht eines verblüfften und wütenden Dankhart, der offenbar auf die plötzlich auf ihn einstürzenden Gefühlswallungen nicht vorbereitet gewesen war und nicht gegen diesen plötzlichen Ansturm von Gewalt in sich hatte ankämpfen können. Würde der Faustschlag getroffen haben, so hätte er Kadens Schädel zertrümmert. Die Bestürzung in Dankharts Augen über seine Unbeherrschtheit, war förmlich zu spüren. Er starrte auf seine Faust wie auf einen Fremdkörper und dann wieder auf Kaden. Seine Nüstern blähten sich als er Kaden anschnaubte: „Gut, sehr gute Reaktion. Ich muß lernen mit diesen Gefühlen umzugehen. Beinahe hätte ich Dich getötet. Los jetzt, wir werden gebraucht.„ Seine Hand schoß nach vorne an Kaden vorbei und ergriff Mario brutal am Arm, der bis dahin der Szene mit offenem Mund gefolgt war. Er konnte einfach nicht glauben, was er da gesehen, beziehungsweise nicht gesehen hatte. Denn die beiden hatten sich so schnell bewegt, daß er es nur schemenhaft hatte wahrnehmen können. Dankharts Stahlklammergriff riß ihn aus seiner Starre und er fühlte sich am Arm nach oben gehoben und in den Schnee gesetzt wie ein morscher Holzpflöck. Ein paar Minuten später kämpften sich die drei gegen den Sturm in Richtung Ufer, wo ein inzwischen das ganze Seegebiet umfassendes Wetterleuchten von einem Disput ganz anderer Art zeugte.

Exodus

Fenrirs Attacke atmete flammende Wut, geschürt von der Demütigung, die ihm die Verletzungen der Einherier zugefügt hatten. So sehr hatte er sich bei seiner Attacke auf die schwarzen Reiter konzentriert und sich blindlings auf seine wieder erstarkten Kräfte verlassen, daß ihn Gungnir völlig unvorbereitet traf. Odins Speer flog blind und unbeirrbar seinem Ziel entgegen. Mitten in das schwarze Herz des Wolfes. Und feierte ein Blutmahl. Der Schmerz in Fenrirs Brust breitete sich aus, wie ein alles überstrahlendes Licht, versengte ihn und rief ein längst vergessen geglaubtes Gefühl in dem riesigen Wolf zurück: Angst.

Es war die Angst vor dem Nichts. Denn selbst das größte Grauen hat noch einen Erzfeind. Das absolute Nichts, der Horror Vacui. Die allen Lebewesen innewohnende Urangst vor der kosmischen Leere, die sie Zuflucht suchen läßt in Religionen, Göttern und Idolen, hatte auch vor dem Fenriswolf nicht Halt gemacht. Fenrir spürte, wie sich in ihm diese Leere breitmachte, die selbst den Haß, der ihn am Leben gehalten hatte, zu einem vertrockneten, sich windenden Wurm verkümmern ließ. Die Einherier merkten auf, rissen an den Zügeln ihrer dunklen Pferde und sogen den Geruch der kosmischen Angst des Wolfes tief und wollüstig ein. Dann ging ein hohles Brüllen durch die Reihen der finsternen Gestalten, und gierig stürzten sie sich auf ihre Beute. Denn sie waren die Botschafter dieser Leere, die Reiter des chaotischen Nichts, das alles verschlingen würde, was sich ihm auslieferte und nicht über genug Phantasie verfügte, um sich darüber zu erheben. Und des Zorns beraubt, blieb dem Wolf nichts als das Vakuum der Angst, in dem die dunklen Fürsten ihr Blutmahl einnahmen.

125

Influxus

***„Atome oder Weltsysteme wurden zu Trümmern,
Und jetzt birst eine Blase und jetzt eine Welt.,“***

Alexander Pope (1688-1744), „An Essay on Man,,

Dankhart, Kaden und Mario hatten das Ufer fast erreicht, als sie vor sich einen hohlen Knall hörten. Ein Geräusch, das an die Implosion einer überdimensionalen Bildröhre erinnerte. Dem Wetterleuchten am Himmel folgte ein irrlichterndes Flackern in Bodennähe und ein enervierendes Heulen, das an einen im Sturzflug befindlichen Kampfbomber erinnerte. Der Rest ging in Dankharts Schrei unter. Kaden wirbelte herum und sah, wie er sich aufbäumte und für einen kurzen Moment in sich zusammensackte, als hätte ihm ein unsichtbarer Gegner einen Schlag in die Magengrube versetzt. Er kniete nieder, beugte seinen Oberkörper nach vorne wie um seinen Solar Plexus zu entspannen und richtete sich schon wenige Augenblicke später wieder auf. Er senkte seinen Kopf und reckte ihn nach vorne, so als witterte er etwas. Dann wandte er sich zu Kaden und Mario um

und

und Fenrir...

Dankhart... sah auf Kaden herab.

Kaden fuhr bestürzt zurück. Er sah, wie in Dankharts grüne Augen abgrundtiefe Angst Einzug hielt und Wut, Wut darüber, so kurz vor dem Ziel getäuscht und mißbraucht worden zu sein.

„Nein, nein,, entfuhr es ihm quälend langsam, nicht jetzt...“, dann waren Dankharts grüne Augen verschwunden, machten Platz für zwei glimmende Kohlen aus denen Verschlagenheit, Leere und inbrünstiger Haß sprachen. Kaden kannte diese Augen, wußte, was geschehen war und war doch gleichzeitig machtlos.

Mario, der noch immer gebannt in den in allen Farben des Regenbogens irrlichternden Himmel starrte, schien erst jetzt zu begreifen, was hier vor sich ging, als das Ding mit einer Stimme zu sprechen begann, die sich anhörte, wie ein Stück Kreide, das mit aller Kraft über eine alte Schiefertafel gezogen wurde: „Gut, sehr gut, Du hast Dankhart noch rechtzeitig nahe genug gebracht, daß ich dem tödlichen Gungnir entfliehen konnte. Fast hätte der Einäugige gesiegt. Und glaubt noch jetzt, daß er der Sieger ist.,“ Dann sah das

Dankhart-Ding an sich hinab und verzog abschätzig das Gesicht: „Welch ein Tausch. Doch blieb mir keine Wahl. Dankhart war von Anfang an dazu bestimmt, mein Gefäß zu werden. Deshalb mußte sein Geist leer und hohl bleiben, wie eine tönernen Urne, bereit mich aufzunehmen. Fast hättest Du den Boden, den ich für mich bereitet hatte, verseucht. Dankhart hatte angefangen zu träumen..“

Kaden begriff, daß Fenrirs letzter Schachzug von Anfang an geplant gewesen sein mußte. Sollte sein Angriff auf den Krieger fehlschlagen, so war Dankhart als ultimativer Rückzugspunkt von ihm auserkoren worden. Dankharts eigentliches Wesen war nun von Fenrir verdrängt und fristete irgendwo in einer abgeschiedenen Ecke seines Bewußtseins das Dasein eines telepathischen Sklaven, eines mentalen Leibeigenen. Dazu verdammt, hilflos mit ansehen zu müssen, wie eine fremde Macht von ihm Besitz ergriff und ihn langsam zerstörte. Kaden beobachtete, wie das Dankhart-Ding seine Muskeln spannte und hörte die Knochen des menschlichen Gefäßes knacken, das einst Dankhart gehört hatte.

Sein Nacken schwoh an und brachte die Nähte der Jacke zum Platzen. Dankharts menschliche Hülle war nicht dazu geschaffen, die ganze Wucht der Wesenheit Fenrirs in sich aufzunehmen. Er würde dabei zerstört werden. Die Hand des Dankhart-Dings umklammerte wieder die Maschinenpistole und deutete damit auf Kaden und Mario: „Los jetzt, die schwarzen Reiter sind gerade dabei, zum Götterfunken vorzudringen. Irgendein Narr hat sich an die Oberfläche gewagt und wird jetzt lernen, was es heißt, dem Nichts gegenüber zu treten. Wir müssen uns beeilen. Dankharts jämmerliche irdische Hülle wird meiner gewaltigen Energie nicht lange standhalten können. Und der einäugige Bastard ist schlau, sehr schlau. Er könnte mich bald durchschauen. Aber auch er ist nicht allmächtig. Er braucht Dich, damit der Götterfunke die Dinge wieder in die alte Ordnung bringt. So, wie ich Dankharts bedarf, um dem Chaos zu dienen und meine Rache an den Göttern zu vollenden. Das Tor muß offen bleiben, damit die alten Wesen es passieren können. Los jetzt, ihr Beiden..“

Er hielt den Kopf schräg und schielte Kaden dabei hämisch und verschlagen an, während er die Mündung seiner Waffe an Marios Kopf hielt: „Du solltest besser tun, was ich sage, Kaden. Sonst schicke ich Deinen Freund schon mal voraus..“

Kaden begriff, daß er auch mit seinen neuen Fähigkeiten dem Ding, das von Dankharts Körper Besitz ergriffen hatte, nicht würde Paroli bieten können. Nicht jetzt.

Er begriff, daß die anderen Wesen machtlos waren ohne die Menschen,

ohne ihre Vorstellungskraft oder auch, wie im Falle von Dankhart, ohne die Leere ihres Geistes. Und derweil war das Tor offen und drohte die Welt, wie die Menschen sie kannten, aus den Angeln zu heben, wenn es ihm nicht gelänge, dem Dankhart-Ding Einhalt zu gebieten.

Kaden konnte spüren, daß sie ihrem Ziel sehr nahe waren. Der Geruch von Ozon in der Luft wurde fast unerträglich. Die Atmosphäre war so geladen, daß Kaden fürchtete, es werde einen Lichtbogen geben, wenn er den hinter ihm marschierenden Mario zu nahe käme. Das Dankhart-Ding stapfte schweigend hinter ihnen her und trieb sie gnadenlos durch den Wintersturm.

126

KORTNERS AUSLÖSCHUNG

Ein letzter Ruck brachte die Kabine ganz nach oben und im nächsten Moment herrschte Stille. Nur das frenetische Heulen des Sturms war zu vernehmen und Schritte. Schritte allerdings, die den ganzen Fahrstuhl erzittern ließen. Und noch ein Geräusch gesellte sich dazu, etwas wie ein dumpfes Stampfen, sehr schwer, sehr kraftvoll. Kortner, der während seiner absonderlichen Reise nach oben, stumm neben dem bewußtlosen Siebrecht gekauert hatte, zog die Schultern hoch und wartete instinktiv darauf, daß sich die Fahrstuhltüren zischend öffneten. Dann, nach ein paar Sekunden, lediglich das Tosen des Windes war zu vernehmen, hörte Kortner etwas, das

ihn an seinem Verstand zweifeln ließ. Fast wäre er erleichtert gewesen, denn war nicht der Wahnsinn die eigentlich logische Erklärung für all das, was in den letzten Stunden auf ihn hereingebrochen war? Im Übrigen auch für das, was er gerade zu hören glaubte. Es war das tiefe, voluminöse Schnauben eines großen Pferdes. Auf Kortners Gesicht machte sich ein ausladendes, dümmliches Grinsen breit. Dann schlug er seinen Hinterkopf gegen die Kabinenwand. Erst leicht, dann immer fester. Seine Augen drohten aus den Höhlen zu quellen, während sie die Schachttür über ihm beobachteten, die jetzt unter einem dröhnenden Schlag erzitterte und nach innen gedrückt wurde. Fassungslos erkannte Kortner den Abdruck einer riesigen Faust bevor das Metall der Tür auseinanderriß und Kortner tatsächlich wahnsinnig wurde.

127

DER EINBRUCH

Der dicke Mann hatte es aufgegeben, Pal-Gen zu erreichen. Weder über die Standleitung noch über Funk konnte er zur Zentrale durchkommen. Aus den Hörern des Telefons drang nur ein statisches, atmosphärisches Rauschen, das ab und an von einem Knacken unterbrochen wurde, während das Handy pausenlos meldete, daß momentan kein Netz zur Verfügung stand. Angestrengt hatte er einige Male in den Telefonhörer gelauscht und war der Meinung gewesen, ganz entfernt so etwas wie Stimmen gehört zu haben. Er drehte den Lautstärkeregler auf die höchste Stufe, doch vermochte er nicht zu erkennen, ob es sich tatsächlich um gesprochene Worte handelte. Ein ständiges Rauschen, das ihn an den an der Oberfläche tobenden Sturm

erinnerte, überlagerte alles andere. Einmal hatte er geglaubt ein tiefes und heiseres Grollen gefolgt von einem durchdringenden Heulen zu hören, doch hatte er dies den atmosphärischen Störungen zugeschrieben und den Hörer wütend auf die Gabel geknallt. Allerdings war seine Wut, wie bei vielen Menschen üblich, nur schlecht getarnte Angst. Die unbeschreiblichen Geräusche im Äther hatte ihn tief in seinem Innersten berührt und ihn deshalb so unwirsch reagieren lassen.

Er dachte nach. Eine herkömmliche Funkanlage gab es hier nicht. Niemand wäre je auf die Idee gekommen, daß so etwas irgendwann einmal gebraucht werden würde. Jetzt bedauerte er, damals diese Entscheidung getroffen zu haben. In sich zusammengesackt, leer und jeglicher Kraft beraubt, saß er ratlos am Pult der hochmodernen Telekommunikationszentrale und wippte unablässig mit den Knien. Die Finger beider Hände hatte er ineinander verschränkt und bog sie nach innen durch, bis die Gelenke trocken knackten. Wie ein nervöses Reptil fuhr die zartrosa Spitze seiner Zunge über seine Oberlippe, um sie mit kurzen, zärtlich anmutenden Berührungen anzufeuchten. Immer schneller verdichtete sich etwas in seinem Kopf, ohne, daß er gewußt hätte, was er dagegen tun sollte.

Dieses Gefühl der Ohnmacht und vollkommenen Hilflosigkeit war ihm in seinem Leben bisher erspart geblieben. Wie hatte alles nur so seiner Kontrolle entgleiten können? Dabei schien Dankhart die Sache doch im Griff gehabt zu haben. Wo blieb der Mann nur? Auf ihn war bisher immer Verlaß gewesen. Dankhart war schließlich auch ein Produkt der glorreichen Pal-Gen. Ein perfekter, Befehle ausführender Bioorganismus, geschaffen in den Labors des weltweit größten Chemiekonzerns. Dankhart war ein Prototyp, ein Homunkulus der Neuzeit, ein Klon. Wenn Pal-Gen gewollt und natürlich auch gedurft hätte, würde man so viele Dankharts wie gewünscht produziert haben. Und jeden einzelnen genetisch so codiert haben, daß er zu keinerlei Gefühlsregung fähig gewesen wäre. Die perfekte emotionslose, Menschmaschine. Das genetische Füllhorn brauchte nur noch ausgeschüttet zu werden. In Verbindung mit dem, was man sich von Nimrod eigentlich erhofft hatte, wären die Dankhart-Modelle geradezu die perfekte Armee, die wahren Übermenschen gewesen. Für welche Zwecke auch immer.

Aber gerade was Nimrod betraf, so war Pal-Gen offenbar zu gierig gewesen und hatte sich an dem dicken Brocken verschluckt, den Dragmir im

Pamir entdeckt hatte. „Sie hätten sich mit dem zufrieden geben sollen, was sie mit Dankhart erreicht hatten,“, dachte der Dicke weinerlich. Dankhart hatte alle seine Tests erfolgreich bestanden, alle Aufgaben, die ihm gestellt worden waren, perfekt erfüllt. So präzise hätte ein normaler Mensch nie arbeiten können. Und er war unkompliziert, dies auch dank einer genetisch implantierten Vergangenheit, die Dankhart als die seine akzeptierte.

Der Dicke war jetzt bereits seit fast fünfundzwanzig Jahren bei Pal-Gen und hatte schon die heikelsten Projekte unter seiner Kontrolle gehabt. Und nach Nimrod hatte er sich endlich zur Ruhe setzen wollen, weil er langsam zu alt für den Job wurde. Dankhart war so weit, daß er seinen Posten übernehmen konnte. Hier und da hatte es natürlich Situationen gegeben, in denen es hätte peinlich werden können. Aber nicht zuletzt mit Dankharts Hilfe hatte er bisher immer verhindern können, daß etwas an die Öffentlichkeit gedrungen war.

Eine solche Katastrophe wie jetzt hatte es jedoch noch nie gegeben. Niemand hatte allerdings das Wetter mit auf der Rechnung gehabt. Was sich erst angesichts der Verbreitung Nimrods unter den Tieren als Glücksfall erwiesen hatte, kehrte sich nun gegen Pal-Gen. Das geheime Institut war seine Idee gewesen und nach dem Erfolg mit Dankhart ganz unter seine Aufsicht gestellt worden. Er dachte mit Unbehagen an das Versuchslabor mit den Probanden, das sich hinter dem Labor mit dem Nimrod-Gestein befand. Nur ein ganz kleiner Personenkreis wußte, daß hier mit Menschen Versuche angestellt wurden. Und natürlich handelte es sich bei den Patienten um sehr sorgfältig ausgesuchte Personen, die nie jemand auf der Welt vermissen würde. Alles war perfekt organisiert gewesen.

Mit Nimrod hätte man sich einfach mehr Zeit lassen müssen. Der Erfolg, den man mit Dankhart erreicht hatte, hätte man auch ganz anders ausschachten können. Aber nein, in den Chefetagen des Konzerns hatten die Herren Blut geleckt. Die Aktien des Konzerns waren in bisher ungeahnte Höhen geklettert und die dünne Luft da oben, war einigen offenbar nicht bekommen. Schon seit langen hatte das Kartellamt ein scharfes Auge auf Pal-Gen geworfen und wie der Dicke gehört hatte, war es einigen der Aufsichtsräte gelungen, sich mit führenden Mitarbeitern des Kartellamtes zu verständigen. Was nichts anderes bedeutete, als das gigantische Bestechungsgelder geflossen waren. Pal-Gen war im Begriff gewesen, die Kontrolle über alles zu gewinnen, was mit Gen-Technologie auch nur im Entferntesten zu tun hatte. Was jetzt geschah, würde die ehrgeizigen Pläne der Herren empfindlich stören.

Er konnte sich ausmalen, was geschehen würde, sollte etwas davon an

die Öffentlichkeit dringen. Pal-Gen wäre erledigt, von ihm einmal ganz abgesehen. Das hatte man ihm bei der letzten Unterredung auch deutlich zu verstehen gegeben und ihn deswegen umgehend ins Institut fliegen lassen, solange es das Wetter zugelassen hatte. Er war also aus keinem geringeren Grund hier, als dem, seinen eigenen Kopf zu retten. Seine Befehle waren ganz unmißverständlich gewesen. Sollte hier alles außer Kontrolle geraten, so hatte er den Auftrag, Nimrod zu sichern und das Institut zu vernichten. Und zwar mit allen Konsequenzen. Das hieß auch, daß er sicherstellen mußte, daß sich alle im Institut befanden, wenn er den Laden hier hochgehen lassen würde. Alles war von Anfang an so konzipiert gewesen, daß das Institut problemlos gesprengt werden konnte, ohne daß man an der Oberfläche auch nur das Geringste davon mitbekommen würde. Er konnte die beim Bau des Instituts angebrachten Sprengladungen mit einer Kombination auf der Tastatur seines Handys zur Explosion bringen.

Der einzige Unsicherheitsfaktor waren noch immer Dankhart und dieser Kaden. Aber wenn er Dankhart richtig einschätzte, so mußte er auf dem Weg ins Institut sein. Wenn er bloß mit ihm in Verbindung treten könnte. Doch alle Kommunikationsmittel schienen seit diesem verfluchten Schneechaos zu versagen.

Und dann noch dieses absurde Gefasel, daß Nimrod, diese gräßlichen Träume und das Wetter miteinander zusammen hängen könnten. Selten hatte er sich so einen Schwachsinn anhören müssen. Offenbar hatte man die psychische Stabilität der Mitarbeiter unter diesen extremen Bedingungen unterschätzt. „Alle verrückt geworden!“, brummelte er verdrießlich.

Umständlich kramte er aus seiner Jackentasche eine kleine Dose und öffnete sie. Die ganze Sache war ihm mehr an die Nerven gegangen, als er sich einzugestehen bereit war. Das verdammte Herz hatte wieder zu rasen begonnen. Er war oft genug gewarnt worden, endlich abzunehmen, sonst würde ihn entweder ein Schlaganfall oder ein Herzinfarkt dahinraffen. Oder wie es ein Arzt von Pal-Gen etwas weniger poetisch aber dafür um so plastischer ausgedrückt hatte: „Wenn Sie unbedingt wollen, daß ihre Adern eines Tages platzen wie poröse Gartenschläuche und sie einen Blutsturz erleben wollen, gegen den der Niagara ein sanftes Bächlein wäre, machen Sie ruhig so weiter. Als Alternative hätte ich noch einen Herzinfarkt der Güteklasse A zu bieten. Ihre Pumpe wird's einfach auseinander reißen wie einen geflickten und miserabel gelöteten Dampfkessel. Geht zwar schnell, aber ein paar Sekunden lang gehen Sie vorher durch die Hölle, das

garantiere ich Ihnen.,,

Der Dicke schnippte die kleine rosa Pille mit dem Daumen in den Mund und schluckte sie herunter. Nach ein paar Minuten, merkte er, wie sich sein Pulsschlag senkte und das Sausen in seinen Ohren merklich nachließ. „Scheißquacksalber,, ächzte er und wischte sich den dünnen Schweißfilm von der Stirn.

Er versuchte, sich wieder auf seine Aufgabe zu konzentrieren. In Gedanken zählte er durch, wer sich noch im Institut befand. Cellarius, die beiden Techniker, Westphal, Dragmir, der Pfleger...ein hartes, metallisches Geräusch, das vom Aufzug herkommen mußte, unterbrach den Dicken bei seiner Aufzählung. Erschrocken fuhr er zusammen und blickte in Richtung des Korridors, an dessen Ende sich die Aufzugtür befand. Er stand vom Telefon-Pult auf und ging hinaus auf den Korridor. Das Licht flackerte für einen Moment, als könne es sich nicht entschließen, ob es nun brennen wolle oder nicht und flammte wieder normal auf. Wieder ein metallischer Schlag vom Aufzug her und dann war es von einem Moment auf den anderen stockdunkel.

„Scheiße und nochmal Scheiße,, fluchte er und tastete in einer Art Reflex nach seiner einundzwanzigschüssigen Klock, die er in einem Holster am Körper trug. Die Waffe hüpfte ihm fast von alleine in die Hand und mit der entsicherten Automatik machte ihm die Dunkelheit gleich gar nicht mehr so viel aus. Angestrengt starrte er in die Schwärze vor sich und tastete mit der linken Hand nach der Korridorwand, während er mit der rechten die Klock nach vorne richtete. Von irgendwo her kündete ein ersterbendes Flüstern davon, daß auch die Klimaanlage ihren Betrieb eingestellt hatte. Außer seinem eigenen Herzklopfen und dem leicht pfeifenden Rasseln seiner Lungen herrschte hier unten absolute Stille.

128

Der Einäugige beugte sich mißtrauisch über den gewaltigen verwüsteten Körper des grauen Wolfes und konnte nicht glauben, daß alles so schnell, so leicht vonstatten gegangen sein sollte. Die Einherier hatten schnell ihr Interesse an dem Fenriswolf verloren, von dem nun nicht mehr das süßlich verlockende Aroma der Angst ausging und sich daran gemacht, den

Götterfunken ausfindig zu machen, der sich hier irgendwo unter der Erde befinden mußte. Voller Sorge dachte er an den Träumer, den er für eine ganze Weile außer Acht gelassen hatte, weil er sich zu sehr auf den Kampf gegen den Wolf hatte konzentrieren müssen. Und gleichzeitig keimte die Saat des Mißtrauens in ihm auf. Warum hatte er so leichtes Spiel gegen den mächtigen Wolf gehabt? War Fenrir so von seinem Haß zerfressen gewesen, daß er alle Vorsicht hatte fahren lassen und sich blind auf ihn und die Einherier gestürzt hatte? Hatte das lange Warten in der Wüste ohne Zeit selbst an den schier unerschöpflichen Kräften des Wolfs gezehrt?

Bei dem Gedanken daran, spürte auch der Krieger die Last der Äonen auf seinen Schultern und wünschte sich mit einem Mal, daß schon alles hinter ihm läge und er sich in Asgaard der Dichtkunst und dem Wein hingeben könnte. Doch das Tor stand immer noch offen und der Träumer mußte ihnen erst den Götterfunken wiedergeben. Denn so mächtig sie auch waren, ohne ihn würden sie nichts bewirken können. Er war ihr Schlüssel, so wie der Sucher mit Namen Dankhart der Schlüssel Fenrirs gewesen war.

Denn ohne die Menschen waren die Götter nichts, wie die Menschen ohne die Götter nichts waren.

Dieser Gedanke brachte den Einäugigen wieder zu seiner ursprünglichen Sorge zurück und mit einer herrischen Geste seiner rechten Hand winkte er seine beiden Raben zu sich, die sich irgendwo da oben im Sturm eine wilde und ausgelassene Jagd lieferten. Es dauerte nur ein paar Sekunden und zwei schwarze Schemen lösten sich aus dem tosenden Grau des Schneesturms. Wie Derwische sausten sie herab und landeten zielsicher auf den Schultern ihres Herrn und Meisters. „Genug gespielt ihr beiden. Es gibt Arbeit für Euch. Du Munin siehst nach, was meine unberechenbaren Einherier tun. Je länger das Tor offen steht, um so wilder werden sie. Ich mißtraue ihnen. Wir müssen bald zurück, denn schon warten die alten Wesen an der Pforte. Hugin, sieh nach, wie es dem Träumer ergangen ist. Ich mache mir Sorgen. Und beeile Dich die Zeit drängt.“

Die beiden Raben breiteten ihre Schwingen aus, stießen wie Gespenster in die Luft und waren schon bald im Schneegestöber nicht mehr zu sehen. Jeder stob in eine anderer Richtung davon. Der Krieger hielt seine nackten, muskulösen Arme vor seinem Oberkörper verschränkt und hatte den Kopf gesenkt. Finster starrte er auf den Körper des Wolfes, während seine Kiefer mahlten: „Fenrir, warum bist Du so schnell ins Reich der Toten

übergegangen, mein alter Feind? Das macht mich stutzig.,

Dann richtete er sich wieder auf, nahm Sleipnirs Zügel und ritt auf die Station zu. Es war an der Zeit, nachzusehen, was die schwarzen Reiter ausgerichtet hatten, um dem Götterfunken näher zu kommen.

129

EINE FINTE

Dankhart und Kaden bemerkten fast gleichzeitig, daß sich Hugin ihnen näherte. Dankharts Kopf zuckte nach oben und mit unsteten Augen suchte er den Himmel ab. Im nächsten Moment entlud er die Maschinenpistole, ließ das Magazin ausrasten und steckte es in seine Tasche. Dann drückte er Kaden die Waffe in die Hand, wobei er gleichzeitig das lange gezackte Messer aus dem Stiefelschaft zog, das er dem erschrockenen Mario in den Rücken drückte.

„Los,, fuhr er Kaden an, richte die Waffe auf mich und laufe hinter mir. Dein Freund läuft schön brav vor mir her. Und wehe dieser widerliche Spion von einem Federvieh bekommt irgendwas mit. Ich werde Deinem Freund die Eingeweide herausreißen und sie auffressen. Hast Du mich verstanden?,, Kaden nickte stumm, tat wie ihm geheißen und stapfte mit der wertlosen Waffe hinter Dankhart her, als im nächsten Moment schon ein schwarzer Schemen im Flockenwirbel über ihnen auftauchte und stumm seine Kreise zog. Kaden schaute nur kurz auf und folgte dann Dankhart, der sein Messer so hielt, daß man nicht erkennen konnte, wie er Mario bedrohte. Der Eindruck von oben mußte perfekt sein. Es würde genauso aussehen, als hätten sie Dankhart überwältigt und würden ihn jetzt zum Ufer eskortieren.

Kaden spürte die Anwesenheit des Raben körperlich. Er mußte jetzt genau über ihnen sein.

130

Als die Schritte auf ihn zukamen machte das ohnehin schon malträtierte Herz des Dicken einen Sprung. Er riß die Waffe in Richtung des Geräusches und merkte mit einem gewissen peinlichen Selbsteingeständnis, daß er plötzlich dringend eine Toilette herbeisehnte. Irgendwas in seinen Eingeweiden hatte sich verflüssigt und sein Schließmuskel drohte jeden Augenblick zu versagen: „Wer ist da? Ich habe eine Waffe!„ Einige Sekunden später kam er sich ziemlich dämlich vor, als er Cellarius' nasale Stimme hörte: „Um Gottes Willen, schießen Sie nicht. Ich bin's, Cellarius und hinter mir ist Wilke. Nicht schießen.„ Der Dicke ließ aufatmend die Waffe sinken und war, jedenfalls für den Moment froh, daß es dunkel war und niemand seinen roten Kopf sehen konnte. Barsch fuhr er Cellarius an: „Was geht hier vor. Wieso ist der Strom ausgefallen?„ Von hinten antwortete der Techniker kleinlaut: „Etwas Geduld, es dauert eine Weile, bevor sich der Generator zuschaltet.„ Im gleichen Moment flammten über den Türen rote Notleuchten auf und tauchten den Korridor und die drei Gestalten in ein gespenstisches Licht. Cellarius stand nur einen Meter vor ihm und der Dicke wunderte sich, wie er es so nahe an ihn herangeschafft hatte, ohne daß er ihn gehört hatte. Es war wirklich an der Zeit, über den Ruhestand nachzudenken.

Mißtrauisch lugte das Dankhart-Ding in die Luft, wo Hugin im wirbelnden Schnee seine Runden drehte, um nach unten zu spähen. Kaden spürte, wie sich der Rabe zu ihm vor tasten wollte und blockte sofort ab, als Dankharts Kopf herum ruckte und ihn voller Argwohn aus seinen staubigen Kohlenaugen anstarrte. Dankhart oder Fenrir in ihm hatte sofort gespürt, daß der Rabe versucht hatte, mit Kaden Kontakt aufzunehmen. Wie die Tentakel eines neugierigen Kraken legten sich Fenrirs telepathische Ausläufer um sein Bewußtsein, forschten und tasteten sich begierig bis in die dunkelsten und geheimsten Winkel von Kadens Bewußtsein.

Kaden wußte, daß er sich jetzt dem Raben nicht öffnen durfte. Fenrir würde sofort Bescheid wissen. Kadens einzige Hoffnung war, daß der Rabe klug genug war, seine eigenen Schlüsse aus dem mentalem Schweigen des Dichters zu ziehen. Er atmete auf, als er merkte, wie die Versuche des Tieres mit ihm in Kontakt zu treten, abrupt aufhörten, so als wären sie irgendwo auf Fenrirs lauernden Geist gestoßen.

Nachdem der Rabe, einen protestierenden Krächzer ausstoßend, im Dunst des halben Tages und der halben Nacht davon geflogen war, ließ das Dankhart-Ding sich von Kaden die Maschinenpistole wieder aushändigen. Er holte das Magazin aus der Tasche und ließ es wieder einrasten. Kaden sah, wie er das Messer, mit dem er zuvor Mario bedroht hatte, mit einer fließenden Bewegung im Stiefel verschwinden ließ.

Das Dankhart-Ding grinste ihn hinterhältig an: „Denke gar nicht daran, Kaden. Vergiß nicht. Du hast es nicht mehr mit Dankhart zu tun, sondern

mit einem viel mächtigeren, viel älteren Gegner. Älter, als Du es Dir jemals vorstellen kannst.,

Es sah Kaden aus seinen haßerfüllten, staubig glimmenden Augen an und fletschte das Gebiß. Ein heißeres Knurren entwich seinem Mund, das von ganz tief unten zu kommen schien. „Ich fühle,“, fuhr das Dankhart-Ding fort, „daß wir nicht mehr weit vom Götterfunken und vom Einäugigen weg sind. Von diesen stinkenden schwarzen Rittern mit ihren Bestien ganz zu schweigen. Sie fleddern immer noch meinen entwesten Kadaver und glauben, einen Sieg errungen zu haben.,“ Dann drehte er sich zu Mario um, der die ganze Zeit stumm vor sich hin gestapft war und packte ihn am Kragen: „Los jetzt,“, brüllte er ihn an und stieß ihn von sich, so daß Mario einige Meter weit in den Schnee geschleudert wurde. Das Dankhart-Ding wies mit der Waffe auf Kaden und deutete ihm an, Mario zu folgen. Kaden stapfte auf Mario zu und half ihm beim Aufstehen. Der Wirt war nach dem langen Fußmarsch durch den tobenden Sturm mit den Kräften nahezu am Ende. Kaden hakte sich bei ihm unter und blickte fest in die müden und glanzlosen Augen seines Freundes. „Komm schon, es ist nicht mehr weit. Das schaffst Du schon.,“ Mario nickte und zwinkerte ihm zu, als wollte er ihm damit bedeuten, daß er sich in besserer körperlicher Verfassung befand, als es den Anschein hatte. Mit Dankhart im Rücken machten sie sich auf den Weg zum Seeufer, das sich nur wenige Kilometer vor ihnen im Schneechaos befinden mußte. Der Sturm hatte nichts von seiner Wucht verloren und blies unvermindert in die Richtung, in der die drei unterwegs waren, so daß den Wind im Rücken hatten und er ihr Fortkommen erleichterte. Kaden und Mario stapften Arm in Arm nebeneinander, als Kaden wieder den Zugriff Fenrirs auf seinen Geist spürte. Der Wolf war listig. Scheinbar beruhigt, daß sich der Rabe verzogen hatte, war Fenrirs Mißtrauen geschwunden und hatte sich aus Kaden zurückgezogen. Allerdings nur, um ihn in Sicherheit zu wiegen und ihn jetzt eventuell beim gedanklichen Abschweifen an die Ereignisse vorhin zu ertappen. Fast wäre diese Taktik Fenrirs auch aufgegangen, denn Kaden war, eingelullt durch das monotone Marschieren im hohen Schnee, tatsächlich ohne es zu merken, in Gedanken an den Raben zurückgekehrt und war gerade dabei, zu überlegen, ob das Tier wohl tatsächlich die Geistesgegenwart besessen hatte, die Situation zu erkennen, als er Fenrirs tastenden Griff um sein Bewußtsein spürte.

„I love to sail forbidden seas and land on barbarous coasts,,.

Herman Melville (1819-1891)

Gerade noch rechtzeitig gelang es Kaden, seine Gedanken in eine andere Richtung zu lenken und er tat schließlich das Einzige, was er wirklich konnte.

Kaden begann einfach, sich einer Vision, einem Traum hinzugeben und als er die ersten Schritte auf ein Terrain seines Bewußtsein machte, das selbst ihm noch unbekannt war, merkte jemand auf, der die ganze Zeit verzweifelt überlegt hatte, was er gegen seinen telepathischen Usurpator unternehmen konnte: Dankhart. Endlich schien er seinem Ziel doch noch näher zu kommen. Kaden nahm ihn und Fenrir mit auf seinen seltsamen und wunderlichen Pfaden der Inspiration.

Kaden fiel es nicht schwer, in dem eintönigen Heulen des Sturmes und dem ewig gleichen Rhythmus seiner Schritte, eingehängt bei Mario, die Welt um sich herum zu verlassen. Nicht lange und er befand sich....

...rudern in einem Boot, auf einem von Nebelschwaden umwaberten, dunklen Fluß. Er saß nicht alleine in dem Boot, wiewohl er als einziger ruderte. Ihm gegenüber, auf der Bank, saß ein älterer Mann mit graumeliertem, glatt nach hinten gekämmtem Haar und Nickelbrille.

Er hatte ein spitzes, krank aussehendes Gesicht und im fahlen Licht, das

ein feister Vollmond durch den Dunst sickern ließ, konnte er erkennen, daß der Mann keine Augen hatte. Aus leeren Höhlen starrte er nach vorn über den Bootsrand gebeugt auf den Fluß, so, als suche er etwas. Er schenkte Kaden keinerlei Beachtung, der in stets gleichem Rhythmus den Fluß hinauf ruderte und die schwarzen Wasser mit dem Kiel seines Bootes teilte. Das Boot glitt lautlos durch die klamme Dunkelheit und nur wenn Kaden die Ruderblätter eintauchte, hörte man ein Platschen, das von ganz weit her zu kommen schien und irgendwann vom Nebel verschluckt wurde. Eine Weile lang geschah nichts und der Mann in dem weißen Kittel vor ihm machte auch keinerlei Anstalten, in seiner Tätigkeit inne zu halten. Weiter starrte er aus seinen toten Augen auf die matt glänzende Oberfläche des schwarzen Flusses, so als erwarte er, daß jeden Moment etwas aus den dunklen Fluten nach oben steigen könnte.

In der dunstigen, feuchtkalten Luft lag eine gespannte Erwartung und Kaden fühlte, wie sich seine Magengrube mit jedem Ruderschlag, den er tat, enger zusammenzog. Er wußte, daß er nicht weiter rudern sollte, weil sonst etwas Grauenhaftes geschehen würde. Doch immer noch ruderte er wie ein Uhrwerk, unaufhaltsam mit tödlicher Zuverlässigkeit. Pitsch, patsch, pitsch, patsch...

Der Mann im weißen Kittel beugte sich noch weiter hinab, dem Wasser entgegen, so daß er sich im Mondschein widerspiegelte und seine Nasenspitze beinahe das Wasser berührte. Und fast hätte Kaden vor Schreck die Ruder fallen lassen, als er sah, was dem Mann im weißen Kittel da aus den kalten Fluten entgegen starrte. Es war nicht das spitze Gesicht des Mannes mit der Nickelbrille und den leeren Augenhöhlen.

Es war das Gesicht seines Vaters. Es war das Gesicht eines schwer kranken Mannes, der vom Krebs gezeichnet war und nicht mehr lange zu leben hatte. Kaden erinnerte sich noch genau an die morphiumtrüben Augen, an die eingesunkenen Wangen und die unzähligen Falten in einem von Schmerzen gezeichneten Gesicht.

Unsägliche Schmerzen. Schmerzen, die der Mann erduldet hatte, um schließlich im Delirium eine andere Welt zu betreten. Kaden hatte ihn während seines Studiums an den Wochenenden im Krankenhaus besucht und an seinem Bett gesessen, seine wilden Morphiumträume mit erlebt, wenn er anfang zu phantasieren und kraftlos um sich zu schlagen. „Die Stühle,, hatte er immer wieder geflüstert, „die Stühle, so holt doch die Stühle aus dem Wasser., Kaden hatte seine vertrockneten Lippen mit einem feuchten Lappen abgetupft und ihm den grünlich gelben, zähen Schleim aus dem Mund gewischt, wenn der Krebs in ihm wieder soviel Abfall produziert

hatte, daß er fast daran zu ersticken drohte.

Hatte ihm die trocken heiße Haut, die seine Stirn pergamentartig umspannte, mit kalten Umschlägen gekühlt und seinen Vater, der nicht mehr zu wiegen schien, als ein leerer Schulranzen, wieder aufgerichtet, wenn er kraftlos in seinem Kissen nach unten gerutscht war. Seine Haut hatte eine krankhaft gelbe Färbung angenommen und zeugte von der von unzähligen Medikamenten zerstörten Leber.

Dann, es war an einem Sonntag morgen gewesen, als er ihn wie üblich besuchte und ihn pflegte, hatte er Kaden angesehen. Und ein Leuchten war in seinen Augen gewesen. Ein kleiner Schimmer, der es geschafft hatte, den dicht gewebten Vorhang aus Betäubungsmitteln zu durchdringen. Im nächsten Moment hatten sich seine spröden Lippen zu einem Lächeln verzogen und eine Reihe gelber Zähne entblößt. Er hatte sich mit seinen zu zerbrechlichen Stöcken abgemagerten Armen an der Schlaufe über seinem Bett hochgezogen und Kadens Wange mit einer Hand gestreichelt, bevor er wieder im krebserseuchten Sumpf seines betäubten Geistes versunken war, aus dem er nie wieder auftauchen sollte. Kaden war am Montag wieder zur Uni gefahren und am nächsten Morgen hatte ihn der Anruf erreicht. Sein Vater war nachts gestorben, alleine. Sie hatten ihn in ein Sterbezimmer gefahren. Da, wo er niemanden belästigen konnte beim Akt des Dahinscheidens. Sein Bruder, den sie angerufen hatten, als es zu Ende ging, war fünf Minuten zu spät gekommen. Jetzt sah er dieses Gesicht wieder und die Augen seines Vaters sahen ihn unendlich traurig an, als er seine dünnen Lippen öffnete und aus dem schwarzen Fluß zu ihm sprach: „Wo bist Du gewesen, ich habe Dich gebraucht, ich hatte solche Angst...“

Plötzlich richtete sich der Mann im weißen Kittel wieder auf und sah ihn aus seinen toten Augen an, während das Gesicht seines Vaters in der Dunkelheit des Flusses allmählich versankt, um nach einer Weile ganz zu verschwinden.

„Rudere, Du Versager, hörst Du!“, brüllte ihn der Augenlose unvermittelt an und sein Mund verzog sich zu einem hämischen Grinsen. „Siehst Du nun, was Du angerichtet hast? Läßt seinen eigenen Vater alleine in einer Besenkammer verrecken. Er hat nach Dir gerufen, als ich ihn holen kam, weißt Du das? Hat sich vor Angst fast in die Windeln gemacht, als er mich gesehen hatte. Und wie er nach Dir gerufen hat. Oh, wie viele habe ich schon geholt, die einsam und verlassen waren. Doch niemand hat sich so sehr gegrämt, wie dieser alte, faltige Mann, der sich so sehr darauf verlassen hatte, den letzten Weg nicht alleine gehen zu müssen. Weißt Du, die Menschen sind nicht sonderlich begeistert, wenn Sie sehen, wer sie da in

Empfang nimmt. Es ist nicht gut, in diesem Augenblick alleine zu sein. Und wo warst Du, he? Rudere, sag ich Dir...„ Kaden krümmte sich zusammen, spürte, wie ihm Tränen heiß die Wangen hinab rannen und...

...Mario ihn rüttelte und rief: „He, Kaden, hörst Du mich, was ist los mit Dir? Du weinst ja. Das wird der scharfe Wind sein. Meine Augen tränen auch schon. Wir sind da, siehst Du, dort ist die Vogelstation, wir haben es geschafft!„

Kaden löste sich nur schwer von seiner Vision und starrte vor sich durch den wirbelnden Sturm, wo er eine kleine, umzäunte Hütte mit einer Wetterstation daneben erkennen konnte. Das Dankhart-Ding war neben ihn getreten und starrte ihn mit einem Gesichtsausdruck an, der gleichzeitig Verwunderung und so etwas wie Angst in sich barg. Und Kaden begriff. Fenrir und Dankhart waren bei ihm gewesen, als er sich von seiner Phantasie hatte hinweg tragen lassen.

133

HUGINS SCHLUSS

Der mächtige Rabe hatte sich tapfer gegen den von Fenrir entfachten Sturm voran gekämpft und konnte die Wanderer auf dem See bald durch den wirbelnden Schnee erkennen. Doch als er eine Weile, nicht ganz ohne

Stolz auf seine Flugkünste, in den tosende Windschluchten über den einsamen Läufern gekreist hatte, war er in großer Sorge.

Der Träumer hatte seinen Versuch, in ihn einzudringen panikartig abgeblockt, obwohl der Augenschein verraten hatte, daß sie den Sucher in ihrer Gewalt hatten. Er war in ihrer Mitte, dicht hinter dem Freund gelaufen, so als hielte er sich in dem dichten Schneetreiben an ihm fest, um nicht die Orientierung zu verlieren; gefolgt vom Träumer, der so etwas wie eine Waffe in der Hand zu halten schien, mit der er den Sucher vor ihm in Schach hielt.

Doch etwas hatte ganz und gar nicht gestimmt. Die Stille, die über den dreien gelegen hatte, war verdächtig. Und dann hatte er den glühenden Blick gespürt, aus Augen, die er kannte. Augen, die so alt waren, wie er selber und nicht die Augen des Suchers mit Namen Dankhart waren.

Der Wolf war nicht tot! Er hatte eine List angewandt, seinen Körper, der nicht in diese Welt gehörte, verlassen, und sich in dem leeren Geist des Suchers eingenistet. Von Anfang mußte dies sein Plan gewesen sein. Schnell schwang er sich auf und ließ sich im Sturm davontragen, zurück zu seinem Herrn, um ihm die Neuigkeit mitzuteilen.

134

AUFLÖSUNGERSCHEINUNGEN

„Und was sollen wir jetzt Ihrer geschätzten Meinung nach unternehmen?“, brummte der Dicke die beiden etwas ratlos vor ihm stehenden Männer an und dachte dabei düster an den Auftrag, den er von Pal-Gen erhalten hatte.

Die Automatik in seiner Hand hatte er gesichert und wieder zurück ins Holster gesteckt. Cellarius sah ihn hilflos an, zuckte mit den Schultern und drehte sich Rat suchend zu dem hinter ihm stehenden Techniker um. Wilke sah nicht sehr glücklich drein, als er zu einer Erklärung ansetzte: „Wie es aussieht, haben sich die Windkraftwerke abgestellt. Offensichtlich tobt an der Oberfläche ein ausgewachsener Sturm...“, Wilke wurde von einem

leichten Vibrieren unterbrochen, das im nächsten Moment in ein kurzes, aber heftiges Beben überging. Angstvoll blickten die drei zu den Notbeleuchtungen, die allerdings weiter ihr unwirkliches, rotes Licht verbreiteten und von der kurzen Erschütterung unbeeindruckt blieben. Von der Aufzugtür am Ende des Korridors drang ein weiterer, harter metallischer Schlag, gefolgt von einem reißenden Geräusch, das gedämpft, wie durch Watte, zu ihnen drang. Cellarius fuhr herum: „Kortner und Siebrecht sind im Aufzug nach oben gefahren. Vielleicht sind sie hängen geblieben. Wir müssen nachschauen.“ Als er sich, gefolgt von Wilke, zur Aufzugtür in Bewegung setzen wollte, erscholl hinter ihnen die barsche Stimme des Dicken: „Nicht so schnell. Die werden schon nicht gleich sterben vor Angst. Erst müssen wir ein paar Dinge klären.“ Er wandte sich an Wilke; „Wieviele äh...Patienten sind im Raum für die Probanden untergebracht?“, Cellarius überlegte einen Moment: „Zur Zeit noch fünfundsechzig, alle im großen Saal, einer Art Quarantänestation, neben dem Labor. Sie sind alle an lebenserhaltende Geräte angeschlossen, werden künstlich ernährt und sind nicht bei Bewußtsein. Einige sind letzte Woche gestorben. An Krebs. Das Übliche eben, nach der Zugabe von Nimrod. Andere scheinen sich erholt zu haben. Warum, wissen wir noch nicht. Aber wir versuchen...“

„Nichts, nichts wird mehr versucht“, unterbrach ihn der Dicke mit kalter Stimme: „Ich weiß, daß dort eine Menge Geräte, Computer und was weiß ich noch für Stromfresser existieren...“, Cellarius begriff, auf was der Dicke hinauswollte. Zornesröte stieg in sein Gesicht. Der Dicke wiegelte arrogant ab. „Wilke, schalten sie alles ab, was dort auch nur ein Watt Strom verbraucht, hören Sie? Es geht hier um unser Leben.“ Er blickte dabei beide mit hochgezogenen Augenbrauen verschlagen an und fuhr fort: „Sicher haben Sie keine Probleme damit. Schließlich war von Anfang an klar, daß keiner dieser Probanden überleben würde. So oder so, hätten sie sterben müssen. Also, wir haben nicht den ganzen Tag Zeit. Die ganze Sektion wird vom Netz genommen, und zwar sofort.“ Im nächsten Moment hielt er seine Klock fast beiläufig in der Hand und richtete sie auf Cellarius und Wilke. Cellarius winkte fast gelangweilt ab: „Was wollen Sie tun? Uns erschießen? Natürlich weiß ich, daß die Probanden sterben werden. Darum geht es auch gar nicht. Es geht darum, daß wir mit ihrem Tod vielleicht wichtige Laborergebnisse verlieren, die uns...“, Dann begriff er und selbst im roten Dämmerlicht der Notlampen konnte man erkennen, daß sein Gesicht aschfahl wurde: „Ich verstehe, es ist völlig egal, was aus Nimrod wird. Hier sollen die Zelte abgebrochen werden. Pal-Gen hat kalte Füße bekommen und jetzt...“, Der Dicke winkte gelangweilt mit der Pistole den Korridor

hinab: „Wir haben jetzt keine Zeit für wilde Spekulationen. Und jetzt gehen wir zum Saal mit den Probanden. Darf ich bitten, meine Herren.,“

135

DER GESANG DER SCHWARZEN REITER

Hugin hatte seinen Herrn bald erreicht. Die leere Hülle Fenrirs überfliegend, vor dem einer der schwarzen Reiter Wache hielt, ließ er sich von den sausenden Lüften bis zu der seltsamen kleinen umzäunten Hütte tragen. Der Einäugige saß auf Sleipnir und schien zu den dunklen Rittern zu sprechen, die sich um ihn geschart hatten. Hugin mochte die finsternen Gestalten nicht, die sein Herr heran gezüchtet hatte, damit sie für ihn kämpften in Zeiten, in denen die Götter in Not waren.

Der schlaue Rabe konnte sich einfach des Gefühles nicht erwehren, daß diese chaotischen Wesen immer aufmüpfiger wurden und sich zunehmend den Anweisungen ihres Herrn widersetzten. Nicht offen, dazu waren sie einfach zu verschlagen. Sie taten es so, daß ihnen der Einäugige Krieger nie nachweisen konnte, daß sie vorsätzlich gegen seine Befehle verstoßen hatten.

Als der große Odin den Anführer der Einherier zur Rede gestellt hatte, war dieser schweigend davon geritten und hatte seinen Herrn in ohnmächtiger Wut zurück gelassen, wissend, daß Odin sie noch brauchen würde.

Und auch jetzt brauchte er sie noch, nachdem der vermeintlich besiegte Fenrir im Körper des Suchers Unterschlupf gefunden hatte und sich dem Götterfunken näherte. Er hatte den Träumer in seiner Gewalt und wenn er ihn tötete, würde dies bedeuten, daß das Tor offen bliebe und auch sein Herr und die Götter, die auf den Frieden hofften, der Vernichtung anheim fallen würden. Schon spürte der kluge Rabe den Hauch des kosmischen

Schreckens, der durch die Öffnung zu wehen begann und eine Ahnung davon vermittelte, welches Grauen über die Erde hereinbrechen würde, sollte es nicht gelingen, das Tor rechtzeitig zu schließen.

O, die Götter waren so machtlos ohne die Menschen. Der Rabe seufzte innerlich tief auf. So wie Odin den Träumer brauchte, brauchte der Fenriswolf seinen Sucher als Erfüllungsgehilfen. Mit einem Krächzen, das seinen Überdruß verriet, stieß Hugin nach unten und landete auf der linken Schulter seines Herren. Munin hatte schon vor ihm zu seinem Herrn gefunden und ordnete sein Gefieder, was Hugin daran gemahnte, daß er sich auch mal wieder dringend putzen mußte. Er beeilte sich, seinem Herrn die wichtige Nachricht zu überbringen.

„Herr, der Fenriswolf ist nicht tot. Bevor Gungnir und die Einherier ihn nach Hel schicken konnten, ist es ihm gelungen, mittels einer List den Körper des Suchers zu besetzen. Jetzt hat er den Träumer und seinen Freund in der Gewalt und ist in unsere Richtung unterwegs.“

Der Krieger runzelte wütend die Stirn und polterte: „Ich habe unserem schnellen Sieg von Anfang kein Vertrauen geschenkt. Nie würde sich der Fenriswolf so leicht geschlagen geben. Hat er Deine Anwesenheit bemerkt und weiß er, daß Du die Botschaft so schnell zu mir bringen konntest? Er muß denken, daß wir unvorbereitet sind und immer noch an seinen Tod glauben. Dann wird er nachlässig sein und uns eine Gelegenheit geben, ihn zu töten, aber diesmal endgültig sein.“ Der Rabe plusterte sich auf und erwiderte: „Herr, der Träumer hat mich sofort aus seinen Gedanken ausgesperrt, als er mich nahen fühlte. Ich bin sicher, daß Fenrir mich auch bemerkte und versucht hat, seine Gedanken zu erforschen. Wer weiß, ob er dem Ansturm des Wolfs standhält?“

Odin nickte zuversichtlich: „Die Kraft der Träume, Hugin, wird über den Haß des Wolfes siegen, glaube mir. Denn im Wolf steckt noch der Sucher Dankhart, der sich danach sehnt, zu träumen und der schon vom süßen Trank der Phantasie gekostet hat. Bald schon werden beide der Spur des Träumers folgen. Wenn Fenrir hier ankommt, wird er glauben, daß wir ihn für tot halten.“ Dann wandte er sich an die Einherier: „Ihr habt gehört, was mein treuer Bote zu berichten wußte. Der Wolf ist nicht tot und auf dem Weg hierher. Doch dieses Wissen wird uns nützen, wenn wir unserem Feind begegnen. Wenn der Träumer kommt, muß der Götterfunke bereit sein, denn das Tor steht schon zu lange offen und die finsternen Mächte des Kosmos, jene welche zuerst da waren, warten darauf die Öffnung zu durchschreiten. Schon spüre ich den Sog des Chaos. Geht jetzt nach unten Krieger, zu diesen Menschen, die so leichtfertig mit dem größten Schatz der

Welt spielen und bereitet uns den Weg. Nur ihr, die Fleisch gewordenen Söhne des Nichts, könnt die Menschen den Zorn der Götter spüren lassen. Geht und bereitet alles vor, daß der Träumer den Götterfunken in Empfang nehmen kann, um die alte Ordnung wieder herzustellen.,,

Dann wandte er sich an den Anführer der Einherier, den größten und mächtigsten der Krieger, der sich mit seinem Streitroß vor Odin aufgestellt hatte und aufmerksam zuhörte: „Draugr, Erster der Einherier, Anführer der Berserker und der lebenden Toten, die einst Fleisch waren, wie das Fleisch von Menschen. Ich weiß, ihr seht Euch nach der Dunkelheit zurück aus der ich Euch erweckt habe. Bald wird es soweit sein, dann könnt ihr Eurer Bestimmung entgegen reiten und durch das Tor in das Chaos zurück, aus dem ihr stammt. Dort gibt es noch genug zu tun für Euch. Doch vorher müßt Ihr mir zur Seite stehen, wenn es gilt, den Götterfunken seiner Bestimmung zuzuführen. Diesen Eid habt ihr mir geschworen, als ich Euch wiederkehren ließ. Denn die Menschen, die so leichtfertig den Götterfunken weckten und nicht begriffen, daß er der Schlüssel zu ihrer eigenen Vorstellungskraft ist, ahnen nicht, daß sie das Tor öffneten, das den Mächten des Anfangs und des Untergangs, den Alten Wesen, dem Ursprung aller Angst der Menschen, ein Zurück ermöglicht.,,

Der angesprochene Draugr saß reglos und unverrückbar wie ein Monument auf seinem riesigen Schlachtroß, hielt den unförmigen, von einer Kapuze bedeckten Kopf gesenkt und schwieg. Im Tosen des Schneesturms konnte man nur das leise Klirren seiner fürchterlichen Waffen und des Pferdegeschirrs hören. Dann hob der Anführer der Einherier seinen Blick und schlug die Kapuze zurück. Und selbst der große Krieger Odin wandte sich ab, weil er es nicht ertrug, wenn die schwarzen Reiter ihre leeren Augen öffneten, die einen die Ewigkeit und das Nichts schauen ließen und für Unvorbereitete den Wahnsinn bedeuteten. Der riesige Kaltblüter Draugr stieg auf und der Anführer der chaotischen Ritter hob seine gewaltige Streitaxt zum Zeichen, daß er verstanden hatte. Sein entsetzliches, tentakelbewehrtes Haupt nach hinten gebeugt, ließ er den hohlen und toten Kriegsgesang der Einherier erschallen. In dumpfem Grabeschor stimmten seine Krieger ein und das Lied der schwarzen Reiter wurde vom Sturm in das weite Land hinaus getragen.

Manche hielten es für das Heulen des Sturms und waren insgeheim froh darüber, so schnell eine solch natürliche Erklärung für jenes unheimliche Singen gefunden zu haben, andere hatte mehr Mut und gestanden sich ein, daß mit jener Melodie, die aus den Tiefen antarktischer Kavernen zu kommen schien, auch das Ende von allem, was sie kannten bevor stand. Schließlich wuchs die hohl tönende Melodie, die an den Klang titanischer Orgelpfeifen erinnerte, zu einer mächtigen Säule heran, die inmitten der Eiswüste, zu der die Welt geworden war, so deutlich wie ein Leuchtturm aufragte.

Die Menschen verstanden den Ton der Melodie instinktiv, ließen alle Hoffnung fahren und machten sich bereit für das nahende Ende. Wie hätten sie auch wissen sollen, daß der Gesang der Einherier nicht ihnen galt, sondern eigentlich dem, der ihnen diesen furchtbaren Winter gebracht hatte und sich anschickte, die Sonne zu verschlingen.

KORTNERS RÜCKKEHR

Der Dicke hatte insgeheim beschlossen, seine Taktik ein wenig zu ändern. Er konnte es sich einfach nicht leisten, durch eine Überreaktion von Cellarius oder Wilke von seinem Auftrag abgehalten zu werden.

Und das Allerwenigste, was er brauchen konnte, war, daß die beiden aus Panik oder Angst völlig außer Kontrolle gerieten. Als er, die Klock in der Hand, Cellarius und Wilke vor sich her trieb, rief er plötzlich: „Hören Sie Cellarius, wir haben keine andere Wahl. Sie wissen das. Ich verstehe Sie ja. Aber glauben Sie, es macht mir Spaß, das alles hier aufzugeben? Ich habe es schließlich mit aufgebaut. Das sollten Sie nicht vergessen. Es ist auch mein Kind. Aber wenn man in der Öffentlichkeit erfährt, was hier abgelaufen ist...

Ich brauche Ihnen wohl nicht zu sagen, was dann geschieht. Bei Pal-Gen läuten die Alarmglocken und niemand dort denkt daran, wegen dieses Projektes, das nur ein winzig kleines Rad im großen Konzerngetriebe ist, die ganze Maschine stillzulegen. Sie wissen, daß Pal-Gen eine große Lobby in der Regierung hat und von dort über eine geheime Quelle das meiste Geld für solche Projekte wie dieses hier bekommt. Dort macht man sich Sorgen, daß Nimrod auf sie zurückschlagen könnte. Nicht zuletzt, weil jemand kalte Füße bekommen hat, der momentan im Kreuzfeuer des öffentlichen Interesses steht, wurde bei Pal-Gen so entschieden. Es tut mir wirklich leid, ehrlich..“

Er sah Cellarius kameradschaftlich fest in die Augen, in denen sich Hoffnung und Mißtrauen einen kaum übersehbaren Kampf lieferten.

„Ich mache Ihnen einen Vorschlag,“ log der Dicke, „wir können Nimrod immer noch in einen Container schaffen und später noch mal von vorne anfangen. Ewig kann dieser beschissene Schneesturm doch nicht dauern. Wenn er etwas nachgelassen hat und ich wieder Verbindung aufnehmen kann, setzen wir uns in einen Hubschrauber und machen den Laden hier dicht. Und dann nehmen Sie die ganze Sache in die Hand. Westphal hat versagt und wie es aussieht, können wir mit ihm nicht mehr rechnen. Ich werde mich für Sie einsetzen. Einverstanden?“, Natürlich hatte er verschwiegen, daß der Hubschrauber in acht Stunden oder spätestens dann, wenn das Wetter es zulassen würde, wieder hier auftauchen sollte, um ausschließlich ihn und, sollten sie denn noch kommen, Dankhart und Kaden

aufzunehmen. Den Container mit Nimrod selbstverständlich eingeschlossen. Aber der Dicke verfuhr nach der bewährten Methode, daß zuviel Wahrheit nicht zuletzt für ihn schädlich sein konnte.

Cellarius sah den Dicken aus zusammengekniffenen Augen mißtrauisch an: „Was ist mit Kortner?“, Der Dicke zuckte mit den Schultern: „Kortner hätte beweisen können, was in ihm steckt, als Westphal ausfiel. Hat er das getan? Hat er nicht. Das Chaos brach doch erst los, als er hier das Kommando hatte. Überlassen Sie Kortner mir, Cellarius.“

Wilke, der die ganze Zeit mit offenem Mund dagestanden hatte und begriff, daß die beiden ihn auf ihrer Rechnung offensichtlich nicht mit berücksichtigt hatten, mischte sich ein: „Hören Sie, wenn Sie einer hier herausbringen kann, dann bin ich das. Außerdem habe ich sämtliche Daten, die mit Nimrod zu tun haben auf Diskette gespeichert, bevor sie durch das Erdbeben oder was immer es war auf den Festplatten gelöscht wurden.“ Gebannt betrachtete er den Dicken und hoffte, daß der auf seine Finte hereinfallen würde. „Und wo sind die Disketten mit den Daten jetzt?“, fragte er ihn, wobei seine Augen gefährlich schmal wurden. Der Fisch hatte angebissen.

Wilke atmete innerlich erleichtert auf: „Nur ich weiß, wo sie sind. Und wenn ich hier nicht lebend raus komme, werden auch die Disketten nirgendwo hin gehen, verstanden?“, Der Dicke nickte: „Gut, gut, niemand hatte vorgehabt, Ihnen etwas anzutun. Darüber reden wir später. Schalten Sie jetzt den Strom bei den Probanden ab und dann lassen Sie uns nach dem Aufzug schauen.“ Wilke wandte ein: „Warum gehen wir nicht erst zum Aufzug. Liegt auf dem Weg und die Sicherungskästen sind auch gleich neben dem Schacht im Aufgang zur Nottreppe. Wenn Kortner und Siebrecht noch drin stecken, sollten wir ihnen vielleicht helfen. Siebrecht ist mein Freund.“

Der Dicke überlegte kurz, dann nickte er: „Na schön, aber schnell jetzt.“ Gemeinsam gingen sie den engen Korridor hinab zur Aufzugtür. Die Anzeige verriet, daß die Kabine offensichtlich kurz vor der Oberfläche zum Stillstand gekommen war. Wilke tippte wiederholt auf den Knopf, der den Aufzug nach unten bringen mußte, doch nichts geschah. Die Anzeige blieb stur zwischen der Ziffer „-1.“ und dem Buchstaben „E.“ stehen.

Wilke öffnete die Stahltür neben dem Aufzug, die zum Treppenaufgang führte und sah im Sicherungskasten nach. „Strom hat der Aufzug noch. Aber irgend etwas hat ihn blockiert. Wahrscheinlich ist er durch den Erdstoß hängengeblieben.“ „Lassen sich die Türen von Hand öffnen? Dann könnten

sie es vielleicht nach draußen geschafft haben,, mutmaßte der Dicke. Wilke zuckte mit den Schultern: „Kann ich von hier nicht feststellen. Die Notrufanlage ist ausgefallen, da ist die Sicherung durchgeschmort. Sonst hätten sie uns hier unten rufen können. Ich werde jetzt die Aufzugstür öffnen, dann können wir ja in den Schacht hören, ob sie Klopfzeichen geben.,,

Wilke ging zum Aufzug nach draußen auf den Korridor und legte einen roten Hebel neben der Tür um, die sich unter einem hydraulischen Zischen anschließend von Hand öffnen ließ. Vorsichtig lugte Wilke in die Dunkelheit nach oben und ließ den Strahl einer starken Taschenlampe den Schacht hinauf klettern. Im Schacht selber hörte man nur das Heulen des Sturms zehn Stockwerke weiter oben. Unheimlich pfiff der Wind eine seltsame Melodie, und ließ die Versorgungskabel und Stahlseile, die in den dunklen Schacht hinauf führten leise klingen, wie die Saiten eines überdimensionalen Basses.

„Nichts zu hören, außer diesem verdammt Sturm und diesem Summen. Und sehen kann man auch nichts. Das ist zu hoch. Wenn sie noch drin wären, würden sie sich bemerkbar machen.,, Er lauschte noch einmal in den Schacht und drehte sich dann zu den anderen um, die ihn erwartungsvoll anstarrten: „Hören Sie dieses merkwürdige Summen auch?,, Der Dicke und Cellarius nickten. „Klingt wie eine Melodie, nicht wahr?,, meinte Cellarius nachdenklich. „Hmm,, brummte Wilke, „läuft einem ,ne Gänsehaut den Rücken runter.,, Der Dicke schnaubte verächtlich und zog Wilke vom Schacht weg: „Papperlap, langsam gehen sie mir auf die Nerven. Überall sehen und hören Sie Gespenster. Sie sehen ja, daß wir nichts machen können. Wenn die beiden noch in der Kabine wären, hätten sie sich bemerkbar gemacht. Die sind sicher längst unterwegs zu den Windkraftanlagen. Ich finde, wir haben genug Zeit verschwendet. Jede Sekunde kann wichtig sein und kostet uns wertvollen Strom. Gehen wir endlich zur Quarantänestation.,,

Wilke schaute Cellarius fragend an, der ihm stumm zunickte, als ein dumpfes Poltern, das von weit oben zu kommen schien, alle drei zusammenfahren ließ. Im nächsten Moment war ein Knallen wie von einer Peitsche zu vernehmen, gefolgt von einem hohem Pfeifen, das einem Schleifen Platz machte und sich rasend schnell näherte und immer lauter wurde.

Wilke begriff als erster: „Weg hier, schnell, um Gottes Willen!,, Der Dicke und Cellarius blickten einander ungläubig an und starrten dann entgeistert auf den Schacht, aus dem jetzt eine Staubwolke schoß, als würde

von oben ein Propfen mit unglaublicher Gewalt nach unten gedrückt. Wilke war geistesgegenwärtig ein Stück in den Flur gerannt und hatte sich zu Boden geworfen, während Cellarius und der Dicke von der Wucht der nach unten sausen Kabine an die Korridorwand geschleudert wurden. Die Kabine knallte mit der Gewalt einer Bombe ungebremst auf den nur anderthalb Meter unter dem Korridorboden befindlichen Betonsockel. Ein Regen aus Metallsplintern und Plastikteilen ergoß sich über Cellarius und den Dicken, die reglos am Boden lagen und eine dicke Staubwolke quoll jetzt aus dem geöffneten Schacht, die sich mit der roten Notbeleuchtung zu einem undurchsichtigen Konglomerat vermengte. Dann herrschte wieder Stille.

Jemand hustete und der Strahl einer Taschenlampe stocherte durch den blutroten Nebel aus feinem Staub. Wilke fluchte, als er mit dem Fuß gegen ein Teil stieß, das aus dem Schacht geschleudert worden war. Aus dem Zwielicht konnte er zwei Füße ragen sehen. Sie gehörten dem Dicken, den der Luftdruck des Aufpralles gegen die Wand geschleudert hatte. Mit dem Rücken zur Wand saß er reglos da, atmete aber noch. Vom Aufzug her hörte er ein Stöhnen. Etwas kroch durch den Staub auf ihn zu und hustete gequält. Es war Cellarius, der auf allen Vieren zu Wilke krabbelte. „Dr. Cellarius, sind Sie verletzt?“, „Es geht, es geht, bin nur etwas benommen.“

Er rappelte sich stöhnend auf und faßte sich an die gebrochene Nase. Auf dem Verband, den er sich notdürftig selbst angelegt hatte, zeichnete sich ein dunkelroter Fleck ab. „Leuchten Sie mal in den Schacht. Offenbar wurde der Aufzug durch den Erdstoß doch schlimmer beschädigt und hat sich losgerissen...“

Er verstummte mitten im Satz, als Wilkes Taschenlampe in den Schacht leuchtete. Aus dem Chaos aus Staub, verbogenen Metallteilen und geborstenem Plastik ragte eine blutverschmierte Hand. Den Siegelring am Ringfinger erkannte Cellarius sofort: „Kortner“, flüsterte er heiser und mußte wieder husten. Der Staub hier drinnen war noch dichter als draußen und legte sich nur langsam. Er ließ sich in die zerstörte Aufzugskabine hinab und fühlte den Puls der Hand, die aus dem Schutt ragte. Dann blickte er zu Wilke hinauf, der ihm leuchtete und schüttelte den Kopf: „Tot, wäre auch ein Wunder, wenn das jemand überlebt hätte. Wilke ließ den Strahl der Taschenlampe über das Trümmerfeld kreisen und stieß einen erstickten Schrei aus. Der Kegel der Lampe hatte das Gesicht seines Kollegen erfaßt. Siebrechts Kopf ragte aus einem heillosen Gewirr von Plastik, Betonstücken und Stahlgeflecht hervor. Von seinem Gesicht war nur noch wenig übriggeblieben. „Geben Sie mir die Lampe, Wilke. Das müssen Sie sich nicht ansehen.“, Wilke reichte ihm die Lampe nach unten und drehte sich

schluchzend weg. Cellarius klemmte die Lampe in einer Spalte im Trümmerhaufen fest und begann Kabinenteile von Kortners Oberkörper zu entfernen. Eine Plastikverkleidung lag auf Kortners Gesicht. Cellarius hob sie an und ließ sie mit einem Aufschrei fallen. Wilke lugte neugierig über den Fahrstuhlschacht nach unten: „Was ist los? Haben Sie sich verletzt?“, Angst klang aus seiner Stimme, Angst, daß er möglicherweise alleine hier unten zurückbleiben könnte. „Sein Gesicht,“ sehen Sie sich sein Gesicht an. Er nahm die Taschenlampe aus dem Spalt und leuchtete direkt auf Kortners Gesicht. Wilke fuhr erschrocken zurück. „Heiliger... Der sieht aus, als hätte er den Leibhaftigen persönlich gesehen.“ Kortners Augen waren weit aus ihren Höhlen getreten und glotzten als könnten sie nicht glauben, was sie zuletzt hatten erblicken müssen. Sein Mund war wie ein schiefes „O“, geformt und zu einem stummen Schrei des Entsetzens grotesk verzerrt, während er sich die rechte Hand an das Ohr hielt.

„Was hast Du gesehen, was nur?“, flüsterte Cellarius leise zu sich. Er blickte zu Wilke nach oben, der ihn fassungslos anstarrte. „Helfen Sie mir raus, Wilke.“ Er reichte die Taschenlampe zu Wilke, der selber noch einmal nach unten leuchtete. „Lassen Sie, das ist kein schöner Anbl...“, „Dr. Cellarius, haben Sie das gesehen?“, Cellarius sah ihn verwundert an. „Was gesehen, wenn Sie Kortner meinen, dann...“, „Ich meine die Stahltrosse. Das Seil, an dem die Kabine gehangen hat. Das Endstück ragt dort an der Schachtwand aus den Trümmern.“ Der Strahl seiner Taschenlampe wanderte in eine Ecke der Kabine. Cellarius drehte sich verwirrt um. „Ich verstehe nicht,“ murmelte er.

„Es ist,“ sagte Wilke und schluckte, als hätte er einen dicken Kloß im Hals, „es ist nicht gerissen. Sehen Sie doch. Jemand hat es durchtrennt. Mit etwas sehr Scharfem. Immerhin sind die Trossen doppelt gewickelt.“ Cellarius starrte auf den Kegel, den die Taschenlampe in die Ecke warf. Aus den rauchenden Trümmern ragte die Stahltrosse wie der Hals einer angriffslustigen Kobra hervor. Die Enden des Stahlseils waren glatt und fein säuberlich durchtrennt.

„Kniet Euch hin,,, die Stimme Fenris erklang kalt und leidenschaftslos hinter Kaden und Mario. Brutal hieb er Mario mit dem Lauf der Maschinenpistole in die kurzen Rippen. Der Wirt sank mit einem Stöhnen nach vorne auf die Knie. Kaden kniete sich neben ihn und hielt ihn fest, damit er nicht nach vorne mit dem Gesicht in den Schnee fiel. Etwa fünfzig Meter vor ihnen befand sich die Vogelstation. Durch das Zwielflicht des Schneegestöbers konnte Kaden erkennen, daß die Tür zu dem kleinen Haus weit offen stand. Rund um den Eingang war der Boden zertrampelt, wurde aber schnell wieder vom dicht fallenden Schnee bedeckt. Er spürte die Mündung der Waffe kalt und hart in seinem Nacken.

„Hast mich reingelegt, was? Machst Deinem Namen alle Ehre, Träumer. Schöne Reise, auf die Du uns da mit genommen hast. Warum hast Du mich abgelenkt? Sprich!,, Der Lauf der Waffe löste sich von seinem Nacken und wanderte zu Mario rüber. „Sprich, sage ich, oder ich erschieße diese Kröte hier.,, Kaden sprach automatisch und konzentrierte sich darauf, nichts anderes zu denken, als das, was er sagte. Wenn Fenrir ihn jetzt beim Lügen ertappte, würde Mario sterben: „Mein Bein, es hat mit meinem Bein zu tun. Ich hatte solche Schmerzen, daß ich mich irgendwie ablenken mußte, sonst hätte ich den Marsch bis hierher nicht geschafft. Der verdammte Rahmen hat fast meinen Obeschenkel durchbohrt. Wenn ich in meiner Phantasiewelt bin, vergesse ich alles um mich herum. Auch Schmerzen.,,

Fenrir blickte ihn aus seinen staubroten Augen verächtlich an. „Memme!,, schnaubte er, schien aber mit dem Gehörten zufrieden zu sein. Er nahm die Waffe quer und stieß sie beiden in den Rücken, daß sie mit dem Gesicht nach vorne im Schnee landeten. „Hände auf den Rücken!,, Kaden merkte wie seine Hände mit Klebeband zusammen gebunden wurden. Dann wandte Fenrir sich Mario zu und fesselte ihn ebenfalls. „So, das sollte genügen. Steht jetzt auf. Macht schon. Es scheint alles ruhig zu sein hier. Zu ruhig. Ha, der Einäugige hat nicht mit meiner List gerechnet und ist jetzt auf Deine Hilfe angewiesen, um mich zu töten. Nichts kann er tun, wenn er nicht einen Menschen hat, der seine Pläne ausführt.,, „So wie Du,, sagte Kaden und Dankhart stieß sie ohne zu antworten nach vorne in Richtung der Station auf die offen stehende Tür zu.

Der Schatten kam so schnell hinter dem Haus hervor geschossen, daß Kaden es im ersten Moment für eine Sinnestäuschung hielt. Dann sah er, wie Dankharts Körper wie von Geisterhand in die Luft gehoben wurde, sich mehrere Male um die eigene Achse drehte und auf das Seeufer zuflog. Der

Schrei des Wolfes verlor sich im Zwielficht des Schneegestöbers wie das Signalhorn eines vorbei fahrenden Zuges.

Mario stand mit offenem Mund neben ihm und sah auf den See hinaus. Etwas stob an ihnen vorbei und einen Moment lang schien es ihnen, als würden schwere Pferde an ihnen vorbei in Richtung See galoppieren. Der Schnee stob auf und wurde bis zum Seeufer aufgewühlt. Ein schweres, metallisches Klappern erklang und das Schnauben von Pferden und noch etwas anderes, viel bedrohlicheres, mischten sich unter das Tosen des Sturms. Aus der Richtung, in die Dankharts Körper geschleudert worden war, sahen sie eine Folge von kurzen Blitzen durch den Schnee zucken, gefolgt von einem dumpfen Stottern. Fenrir hatte seine Waffe abgefeuert. „Aber,“ so dachte Kaden, „bei dem Gegner, mit dem Fenrir es jetzt zu tun hatte, ist diese Waffe wohl recht wirkungslos.“ Offenbar hatte der Rabe die Situation auf dem See vorhin richtig gedeutet und man war auf die Ankunft des verwandelten Dankhart vorbereitet gewesen. Im nächsten Moment erklang vom See her ein dumpfes Heulen und das Krachen wie von schweren, brechenden Eisschollen. Etwas Schweres platschte ins Wasser und Pferde wieherten verzweifelt auf. Dann leuchtete es vom Ufer her in einem merkwürdig kaltem Grün. Kaden verstand.

Er drehte sich zu Mario um: „Schnell Mario. Der Wolf hat die schwarzen Reiter zurückgeschlagen. Wir müssen dort hinunter.“ Er zeigte mit dem Kopf auf die Station und beide rannten los, während hinter ihnen auf dem See die Hölle losbrach.“

139

***„We got to get out of this place,
and if it is the last thing we ever do.“***

The Animals „Better Life“,

„Wir müssen hier raus, hören Sie, Doktor? Wir müssen hier raus. Wer hat denn die Stahltrossen durchgeschnitten. Wer kann das denn getan haben. Da oben ist doch nichts außer Schnee, oder?“, Wilke war sichtlich mit den Nerven am Ende und hatte Cellarius am Kragen gepackt. Aus dem staubigen Chaos hinter ihnen meldete sich eine Stimme: „Wir kommen hier raus, beruhigen Sie sich, um Gottes Willen. Sicher ist da oben nichts und sicher werden wir für alles eine natürliche Erklärung finden.“ Cellarius und Wilke fuhren erschrocken herum. Hinter ihnen, an die Wand gelehnt und noch sichtlich mitgenommen, stand der Dicke, über und über mit Staub bedeckt. Eine schmale, schon getrocknete Schnittwunde, zierte seine breite Stirn wie eine Tätowierung.

Er zeigte auf die zertrümmerte Aufzugskabine: „Wenigstens haben wir jetzt Gewißheit, was Kortner und ihren Kollegen betrifft. Und wir wissen auch, daß jetzt niemand mehr die Windkraftanlage in Betrieb setzen wird. Sie haben ganz recht, Wilke. Wir müssen hier raus. Aber erst muß ich ein paar Vorbereitungen treffen. Sollte jemals jemand auf diesen Ort hier stoßen, darf nichts auf Pal-Gen hinweisen. Sie haben vorhin gesagt, daß durch den Erdstoß alle Computerdaten gelöscht wurden?“, wandte er sich an den Techniker: „Ja, ich verstehe es zwar nicht, denn die Anlage ist doppelt und dreifach gesichert. Aber als wir die Rechner nach dem Erdstoß checkten, waren sie komplett leer. Nichts, nicht einmal die Steuerungsprogramme waren erhalten geblieben. Das Anlegen der Sicherungsdisketten ist tägliche Routine.“ „Wo sind sie, die Disketten?“, fragte der Dicke kalt. Wilkes Mißtrauen erwachte wieder. Er zögerte: „Sie haben mir versprochen....“, „Sicher, sicher,“, beschwichtigte der Dicke ihn. Lassen Sie uns zuerst hier alles bereinigen. Keine Angst Wilke. Dann gehen wir zu den Probanden. Dort darf niemand überleben, das wissen sie. Alle Eventualitäten müssen jetzt ein für alle mal ausgeschlossen werden. Ich werde keine Fehler mehr zulassen. Alle Räume sind mit einem Selbstvernichtungsmechanismus ausgestattet, der für einen Fall wie diesen hier, eingerichtet wurde und über einen verborgenen Mechanismus in der Wetterstation ausgelöst werden kann,“, log er kühl, „den Code dazu besitze ich.“

Cellarius und Wilke glotzten ihn aus großen Augen an. Herablassend fügte der Dicke hinzu: „Was denn, haben Sie vielleicht geglaubt, ich überließe alles Ihrer Kontrolle? So naiv können Sie doch nicht sein. Wenn doch, dann ist es um so dringlicher, daß dem ganzen hier ein Ende bereitet wird. Aber erst mal müssen wir den Strom dort abschalten, damit wir noch genügend Energie übrig haben, um alles zu erledigen. Ich habe keine Lust blind durch diesen Bunker zu tapen. Los jetzt.“ Cellarius, ging gefolgt von

Wilke, voran, während der Dicke, Staubwolken von seiner Kleidung klopfend, hinter ihnen her watschelte.

140

Der Abstieg

Kaden schob Mario vor sich her durch die Tür der Vogelstation, als Mario ihn mit einem Aufschrei bremste und sich, die gefesselten Hände noch auf dem Rücken, auf die Knie fallen ließ. Kaden, dessen Hände ebenfalls gefesselt waren, fiel über Mario der Länge nach hin. Etwa einen Meter vor ihnen hatte sich ein bodenloser Schacht aufgetan, in dem man die Vorrichtungen für einen Aufzug erkennen konnte. Drahtseile und Kabel baumelten lose vor ihren Augen in die Tiefe und überall waren Spuren von Verwüstungen zu erkennen.

„Mann das war knapp. Wolltest Du mich hier runter schubsen, nach all dem was wir überstanden haben?“, brummte Mario beleidigt. „Tut mir leid,“, entschuldigte sich Kaden und sah hinab in den dunklen Abgrund. Er konnte die Nähe der schwarzen Reiter körperlich spüren. Sie waren hier gewesen. „War wohl mal so was wie ein geheimer Aufzug. Aufwendig gemacht,“, Mario blickte Kaden an: „Glaubst, daß unsere finsternen Freunde hier am Werk waren?“, Kaden nickte: „Ich spüre sie. Sie sind ganz nah. Ein paar vor ihnen haben sich vorhin auf Dankhart gestürzt. Aber sie haben ihn offensichtlich unterschätzt. Die anderen sind wohl nach unten.“ Er zeigte auf die herausgerissene Wandverkleidung, die den Blick auf eine in die Wand eingelassene Stahltür freigaben. „Sieht so aus, als wenn die da unten bald unangenehmen Besuch bekommen. Wir müssen auch runter, komm. Das, was ich suche, befindet sich dort unten. Dankhart wird auch gleich kommen, wenn ich das richtig gedeutet habe, was ich da unten vom See her gehört und gespürt habe. Wir sollten uns beeilen, denn wir müssen vor ihm da sein.“ „Aber,“, knurrte Mario, „dann sollten wir vorher vielleicht diese Dinger hier los werden,“, und drehte sich zu Kaden herum, wobei er ihm demonstrativ die mit dem Klebeband gefesselten Hände hinhielt. Kaden mußte unwillkürlich grinsen. „Ob Du's glaubst oder nicht, Mario. Aber ich war so in Gedanken, daß ich die Dinger glatt vergessen hatte.“ Er schloß die Augen

und seine Halsadern schwellen an. Mario glotzte ihn verblüfft an, als er die dicken Klebebänder mit einem Ratschen zerriß. Als er auch Mario von seinen Fesseln befreit hatte, drehte er sich zu ihm um und sagte nachdenklich: „Weißt Du mein Lieber, langsam wirst Du mir unheimlich. Du bist so ziemlich der ungewöhnlichste Stammgast, den ich je in meiner Kneipe gehabt habe. Wie hast Du das gemacht, das mit den Klebebändern? Das Zeug ist doch zäher als Leder.“ Er grinste Kaden breit an, der ihm auffordernd zunickte ihm zu folgen. Dann ging Kaden vorsichtig um den Schacht herum und öffnete die Stahltür. „Das geht nicht immer“, sagte Kaden zu Mario gewandt. „Es muß zu mir kommen und ich muß mich öffnen. Wie es funktioniert, weiß ich auch nicht. Aber es hat etwas mit der Vorstellungskraft zu tun. Komm jetzt.“ Eine steile, von einem Geländer gesäumte, sehr schmale Betontreppe führte in die Tiefe. Kaden begann, gefolgt von Mario, mit dem Abstieg.

141

Die Taktik des Einäugigen war aufgegangen. Einer Abordnung der Einherier war es gelungen, den Wolf zu überraschen und solange abzulenken und aufzuhalten, daß dem Träumer und seinem Freund die Flucht hatte gelingen können. Odin wußte, daß Fenrir mit einer Handvoll Einheriern nicht wirklich aufzuhalten war. Jedoch war soviel Zeit gewonnen, daß sie und der Träumer als erste bei dem Götterfunken sein konnten. Der Träumer und sein Freund waren jetzt weit über ihnen und hatten gerade den Abstieg über die steile Treppe aus Stein entdeckt. Er selber stand, die beiden Raben auf den Schultern, auf dem untersten Treppenabsatz. Draugr und die

restlichen Einherier, die ihre Pferde am Ufer des Sees zurück gelassen hatten, hatten sich vor ihm auf den Treppenstufen postiert und warteten auf seine Befehle. Hinter Draugr, am Ende der Treppe, befand sich eine Tür aus Metall, die offenbar das letzte Hindernis zu dem Götterfunken darstellte. Draugr, der leicht gebeugt stand, weil er sonst mit seinem gewaltigen Haupt an die Decke gestoßen wäre, hatte seine gewaltige doppelte Streitaxt geschultert und dräute als drohender Schatten umrahmt vom roten Licht der Notbeleuchtung des Treppenaufgangs. Der Einäugige hob Gungnir und zeigte stumm auf die verschlossene Stahltür. Draugr verstand und ließ die Axt mit einem furchtbaren Hieb auf das Türblatt sausen, das sich nach innen bog als wäre es aus Staniol.

142

DAS EINDRINGEN

Der Knall kam vom Aufzug her und ließ die drei erschrocken zusammenfahren. Cellarius war gerade dabei gewesen, den Code für die Schleuse der Quarantänestation am Ende des Korridors einzugeben, als irgend etwas im Korridor mit einem explosionsartigen Knall barst.

Keiner von ihnen wagte, sich auch nur zu rühren. Dann erscholl ein zweites, noch lauterer Knallen. Diesmal gefolgt von einem häßlichen metallischen Kreischen, so als würde etwas sehr Scharfes oder Spitzes über eine Stahlplatte gezogen. Dem nervenzerfetzenden Schleifen folgte ein Scheppern, das genauso klang, wie das, um was es sich auch handelte.

Die schwere Metalltür, die zur Nottreppe führte, war aus den Angeln gerissen, in den Korridor geschleudert worden und krachte jetzt an die Wand, die zum Probandensaal abbog. Der Dicke spitzte nervös die Lippen, als die Tür scheppernd auf dem Estrichboden zu liegen kam. Etwas hatte die zentnerschwere Tür dort hin geschleudert, als handelte es sich um eine leere Pappschachtel. Im roten Zwielflicht konnte man einen dünnen Schweißfilm erkennen, der sich unter der Staubschicht auf der Stirn des Dicken gebildet hatte. „Scheiße,, flüsterte er, „was um alles in der Welt war das denn?,, Er griff in seine Jackentasche, holte die Automatik heraus und entsicherte die Waffe. Ratlos schauten die drei sich an, unschlüssig darüber, was nun zu tun sei, als das Geräusch schwerer Schritte, gefolgt von einem leisen metallischen Klirren und einem enervierenden Schleifen, ihnen die Entscheidung abnahm. „Was immer es ist, es kommt direkt auf uns zu. Und es hat die schwere Stahltür, die zur Treppe führt, wie eine Coladose zusammengefaltet,, flüsterte der Dicke atemlos, der sich mit seiner Handfeuerwaffe auf einmal sehr nackt vorkam.

„Los, machen Sie endlich hin,, fuhr er Kortner an, „geben Sie schon den verdamnten Code ein. Wir befinden uns in einer Sackgasse, woanders können wir nicht hin.,,

Mit fliegenden Fingern hämmerte Cellarius auf der Tastatur herum: „Verdamnter...,“ fluchte er, als die Kontrolleuchte immer noch rot zeigte „es funktioniert nicht...,“ „Dann versuchen Sie es eben noch mal, Herrgott. Das Ding ist gleich hier,,“ stöhnte der Dicke und hielt die Klock krampfhaft vor sich auf den engen Korridor gerichtet, der etwa fünf Meter vor ihm nach links abbog. Die schweren Schritte kamen langsam und schleppend näher, während ein unförmiger, breitschultriger Schatten sich auf dem Fußboden abzeichnete, der sich immer weiter nach schob. Ungläubig starrte der Dicke auf den wachsenden Schatten. Da, wo sich der Kopf hätte abbilden müssen, war nur ein wuselndes, waberndes Etwas zu sehen, so als hätte das, was da gleich um die Ecken biegen würde ein... „...ein Haupt aus Schlangen...,“ krächzte der Dicke tonlos, während sein Herz für ein paar Sekunden aussetzte. Er sah wie Wilke, der die ganze Zeit neben ihm gestanden hatte und ebenfalls auf den näher kommenden Schatten starrte, Tränen die Wangen hinunter strömten, als hinter ihnen ein leises Summen, gefolgt vom Zischen der Schleuse, ertönte.

„Gott sei Dank,, zischte Cellarius und drückte die schwere Stahltür zum Probandensaal auf. Ungeduldig drehte er sich zu den beiden anderen um und fuhr sie an: „Kommen Sie schon, worauf warten Sie...,“ er unterbrach sich, als er die schreckgeweiteten Augen der beiden sah und starrte auf die Biegung

des Korridors. Ein Fuß, oder besser so etwas wie eine Klaue, die in einer Art metallenen, vorne offenen Stiefel steckte, bog gerade um die Ecke und setzte mit einem dumpfen Knirschen auf. Cellarius sah mit ungläubigem Entsetzen, wie der Estrich eingedrückt wurde. Dann riß er den Dicken und Wilke geistesgegenwärtig an den Ärmeln mit sich nach hinten in die Schleuse. Die schwere Tür schloß sich mit einem leisen, vertrauenerweckenden Klicken hinter ihnen. Der Dicke und Wilke rutschten links und rechts von der Tür langsam an der Wand zu Boden und wagten nicht, sich zu rühren, während Cellarius gebückt vor der Stahltür kauerte, deren oberes Drittel aus Panzerglas bestand. Ganz langsam richtete er sich auf und lugte über den Rand, als das rote Licht, das durch das Fenster vom Korridor her schimmerte, von einem klobigen Schatten verdunkelt wurde. Während der Dicke und Wilke stumm dahockten und sich die Hände an die Ohren preßten, starrte Cellarius ungläubig auf das, was sich da der Tür näherte...

143

Dankharts Gegenwehr

Fenrirs Wut war maßlos. Er hatte sich täuschen lassen, von allen täuschen lassen. Er der listige Fenrir. Sowohl der Träumer hatte ihn getäuscht, als er sich von ihm hatte auf jene merkwürdigen Traumpfade entführen lassen, als auch der Einäugige, der ihn mit einem Stoßtrupp der Einherier überrascht hatte. Zwar hatte er den Angriff bald abwehren können, doch mußte er rasend vor Zorn feststellen, daß der Träumer und sein Freund die Zeit genutzt, um zu verschwinden. Fenrir stand nun vor der Treppe, die nach unten führte. Er wußte, daß sie den Götterfunken nach oben bringen mußten. Der Krieger würde ihn durch das Tor bringen wollen,

damit es sich für immer hinter ihm schlosse. Nun gut, er konnte warten. Ganz tief drinnen in dem, was einmal Dankharts Körper gewesen war und nun ein geschundenes Etwas aus Fleisch, Sehnen und Blut war, kauerte Dankharts gefesselter Geist und mußte machtlos mit ansehen, was geschah.

Die Verdrängung aus seinem eigenen Bewußtsein hatte er als das überwältigendste Erlebnis wahrgenommen, das ihm jemals in seinem Leben widerfahren war. Als Fenrir in ihn eingedrungen war, hatte er das Gefühl gehabt, als würde sein Innerstes nach außen gestülpt, um wieder von einer unwiderstehlichen Gewalt eingesogen zu werden, die ihn dann in den hintersten Winkel seines Bewußtseins verbannte, wo ihm eine undurchdringliche mentale Tür vor der Nase zuzuschlagen wurde, durch deren Ritzen er ab und zu einen Blick nach außen erhaschen konnte. Aber wenigstens war er nicht tot, weil der Wolf ihn noch brauchte, immer noch auf ihn und seine Körperlichkeit angewiesen war.

Dankhart hatte noch lange nicht aufgegeben auch wenn es ihn immense Anstrengungen kostete, sein mentales Verließ kurzzeitig zu verlassen. Er stutzte, als er sich plötzlich in einer vertrauten Umgebung sah. Durch die trüb roten, vor Haß verschleierten Augen des Wolfes konnte er sehen, daß sie sich nun in der Vogelstation befanden. Der Aufzug war vernichtet worden und der Wolf starrte auf die Nottreppe, die in das Institut hinab führte. Endlich wieder hier, dachte Dankhart. Kaden mußte schon angelangt sein, er spürte das am Zorn des Wolfes, der offenbar einer List aufgesessen war und darüber nachdachte, wie er sich den Götterfunken aneignen und nach oben schaffen konnte. Der Ausblick hatte ihn wieder große Kraft gekostet und erschöpft gönnte er seinem Geist Ruhe, um Energie zu sammeln. Er entspannte sich, indem er sich an Kadens Traumfahrt von vorhin erinnerte. Wie sehr hatte der Wolf sich gesträubt, den Traumpfad Kadens zu folgen und wie leicht war es ihm, Dankhart, gefallen, sich dem Geheimnis von Kadens Inspiration hinzugeben. Zwar hatte er es immer noch nicht geschafft, selbst so zu träumen, aber er wußte, daß sein Weg dahin nicht mehr weit war.

Der Einäugige rief Draugr zurück, der schon mit erhobener Axt vor der anderen Tür gestanden hatte, bereit auch diese zu zertrümmern. Draugr hielt mitten in seiner Bewegung inne und drehte sich langsam zu Odin um. Seine unförmige, gewaltige Gestalt wollte kaum in den engen Korridor passen und die breiten Schultern scheuerten links und rechts an den Wänden, als er dem Ruf seines Herrn Folge leistete.

Odin hatte die Anwesenheit des Götterfunken gespürt. Er befand sich am anderen Ende des engen Korridors, den sie gekommen waren. Ganz deutlich spürte er die Kraft der Inspiration und ein tief befriedigendes Gefühl machte sich in ihm breit. Bald würde es soweit sein, bald würde der Träumer den Götterfunken an die Oberfläche bringen, um ihn seiner ursprünglichen Bestimmung zuzuführen. Er wies Draugr an, ein paar seiner Krieger am Treppenaufgang zu postieren, wo sie den Träumer und seinen Freund in Empfang nehmen sollten. Sie waren als Wache postiert, falls es dem Wolf einfallen sollte, nach unten zu kommen. Aber sicher würde er oben auf sie warten, wenn sie mit dem Götterfunken zurückkehrten. Das war sicherer für ihn. Warum hätte er sich die Mühe machen sollen, ihnen zu folgen, wenn sie ohnehin an die Oberfläche zurückkehren würden. Zufrieden mit seiner Schlußfolgerung, drängte es ihn nun nach seinem endgültigen Ziel und er hieß den mächtigen Anführer der schwarzen Horde voraus gehen, zum Götterfunken.

145

Cellarius hatte sich neben dem Dicken und Wilke auf Fußboden gehockt und hielt die Hände im Schoß verschränkt, während er auf den alles vernichtenden Schlag der Axt wartete, die er gesehen hatte, bevor er sich entsetzt weggeduckt hatte. Alles hinter der riesigen Axt war in einem wabernden Schatten verborgen geblieben, von dem eine Kälte ausgegangen war, die direkt an sein Herz gefaßt hatte. Der Schlag war jedoch ausgeblieben und die schweren Schritte hatten sich wieder langsam entfernt, so wie sie gekommen waren. Neben ihm schluckte der Dicke hastig irgendwelche rosafarbenen Pillen, während Wilke zitternd wie Espenlaub dahockte, die Augen geschlossen hielt und vor sich in murmelte. Cellarius vermeinte, ein Gebet zu hören, achtete aber nicht weiter darauf. Er stand nun auf und

öffnete die Tür, die von der Schleuse zum Quarantänesaal führte. Dort lenkte etwas anderes seine Aufmerksamkeit ab.

Vor ihm erstreckte sich jetzt der weitläufige Bettensaal mit den Probanden. Alle waren an lebenserhaltenden Maßnahmen, die vollautomatisch per Computer gesteuert waren, angeschlossen und neben jedem Bett blinkte ein Monitor. Und alle waren sie in jenes rote, unwirkliche Licht der Notbeleuchtung getaucht. Es war Bewegung in sie gekommen. Cellarius betrachtete mit offenem Mund das sich ihm bietende Szenario.

Obwohl alle Probanden unter starken Beruhigungsmitteln standen, sah er wie sie ihre Köpfe hin und her warfen und ihre Arme wie Tentakel hin und her schwenkten, so als beteten sie eine kryptische, unsichtbare Gottheit an. Die Versorgungsschläuche wurden dabei aus ihren Armen gerissen und baumelten nun nutzlos neben den Betten herab. Aus ihren Mündern, die zu einem spitzen „O“, geformt waren, drang eine hohes Pfeifen, das Cellarius an den Gesang großer Vögel erinnerte.

Langsam richtete Cellarius sich auf, nicht ohne noch einen gehetzten Blick durch die Scheibe hinter sich auf den nun leeren Korridor geworfen zu haben. Das Alptraumwesen war verschwunden. Und wenn die Fußabdrücke auf dem Estrich und die zerdrückte Tür in der Ecke des Korridors nicht gewesen wären, hätte Cellarius geschworen, daß er alles nur geträumt hatte. Unter welchem Einfluß standen sie alle? Erlebten sie denn wirklich, was hier geschah?

Die Stimmen der Probanden hinter ihm schwollen an und es hörte sich nun an, wie eine Melodie, der eine merkwürdig fremde Harmonie zugrunde lag, eine dunkle Hymne, deren Sinn ihm verschlossen blieb. „Massenhypnose, das ist die einzig plausible Antwort,“, schoß es ihm durch den Kopf. „Wir stehen alle unter dem Einfluß einer gewaltigen, nie dagewesenen Droge. Nichts anderes ist Nimrod. Von Anfang an standen wir unter seinem Einfluß, völlig unfähig, unabhängig und objektiv zu denken oder zu urteilen.“

Er drehte sich zu dem Dicken und Wilke um. Wilke war immer noch in sich versunken und weigerte sich wahrzunehmen, was um ihn herum geschah. Der Dicke hatte sich wieder gesammelt und kam, die Waffe in der Hand auf ihn zu. „Hören Sie,“, sprach Cellarius ihn an, „ich glaube, daß wir alle Opfer einer gewaltigen Massensuggestion sind. Wir stehen unter dem Einfluß der stärksten je gekannten Droge. Ich bin mir dessen jetzt sicher. Nichts ist gewiß, verstehen Sie? Nichts. Ich weiß allerdings noch nicht, was wir dagegen tun können, bin aber überzeugt, daß Nimrod so etwas wie ein kosmisches Urhalluzinogen ist. Vielleicht der Ursprung aller

Vorstellungskraft, gefunden von Dragmir und wiedererweckt von uns. Aber es ist nichtsdestotrotz gefährlich. Sehr gefährlich. Es setzt alles, was wir je gekannt haben, außer Kraft.,,

„Aber,, stammelte der Dicke, der ängstlich auf die sich windenden Menschen in ihren Betten starrte, „aber wie ist das möglich, daß wir alle, ohne jemals damit in Berührung...,

„Das spielt offensichtlich keine Rolle. Offenbar sind wir auf dem größten Trip seit Menschengedenken. Mit ganz realen Auswirkungen. Vielleicht funktioniert diese Droge auf telepathische Weise. Das, was wir zum Beispiel da vorhin auf dem Korridor gesehen haben, scheint direkt aus den schlimmsten Alpträumen eines LSD-Süchtigen entsprungen.,,

„Vernichten,, murmelte der Dicke vor sich hin, „ich werde den ganzen Saftladen vernichten. Und dieses beschissene Zeug gleich mit. Ich will so etwas wie vorhin nicht noch einmal sehen, verstehen Sie, nie wieder. Sonst verliere ich den Verstand, wenn der nicht ohnehin schon flöten gegangen ist.,,

Cellarius blickte ihn verständnislos an: „Was wollen Sie tun, die Halluzinationen mit ihrer Waffe hier erschießen?,, Der Dicke sah ihn unter gesenkten Lidern verschlagen an, während er die Klock auf Cellarius richtete: „Wenn ich nicht ganz schief gewickelt bin, sind Sie keine Halluzination und das hier auch nicht.,,

Er stieß die Mündung der Waffe Cellarius direkt auf den Solar plexus und drückte ab. Cellarius Augen weiteten sich staunend, fast ungläubig und ein dumpfer Knall unterbrach das Singen der delirierenden Patienten.

Cellarius wurde kurz nach hinten geschleudert und sackte wie vom Blitz getroffen auf den Boden, wo er sich zusammenkrümmte. Schnell bildete sich eine Blutlache unter seinem Körper, die auf die Füße des Dicken zu kroch. Der wendete sich von dem Sterbenden ab und ging auf Wilke zu, der die Szene aus glasigen Augen verfolgt hatte.

Der Dicke hielt ihm seine Waffe an die Schläfe und flüsterte heiser: „Das war ebenfalls keine Halluzination, wie Du gesehen hast. Und jetzt sag mir, wo die Disketten sind. Schnell. Ich habe keine Zeit zu verlieren.,, Wilke verdrehte die Augen zu dem Dicken und ein hilfloses Grinsen machte sich auf seinem Mund breit. „Es gibt keine Disketten, ich habe gelogen, um mein Leben zu retten. Nie wäre jemand auf den Gedanken gekommen, daß dieses System hier versagen könnte, verstehen Sie. So etwas ist technisch einfach nicht möglich.,, Wilke brach in haltloses Weinen aus. „Hm,, brummte der Dicke, „also auch so was wie eine Halluzination,, und drückte ab. Wilke kippte zu Seite und schlug hart mit dem Kopf auf den Boden auf.

„So,, murmelte der Dicke lakonische und richtete sich auf, ohne den Toten auch nur eines Blickes zu würdigen. Er ging auf die Betten mit ihren sich windenden und heulenden Probanden zu. „Nun zu Euch, dieses Gewinsel geht mir langsam aber sicher auf die Nerven. Wahnsinnig macht mich das, wahnsinnig, versteht Ihr? Ach was, gar nichts versteht Ihr.,

146

DIE EINHERIER

Der Abstieg durch das enge und steile Treppenhaus schien sich endlos hinzuziehen. Mario war voran gegangen, weil Kadens Bein wieder zu schmerzen begonnen hatte. Gerade wollte er aufatmen, weil das Ende des steilen Abstiegs in Sicht war, da hielt der den Atem an. Er drehte sich auf dem Absatz um und lief zu Kaden hoch, der ein Stück hinter ihm geblieben war. Kaden sah verwunderte auf den zu ihm stürmenden Mario „Um Gottes willen, bleib stehen. Sie sind da unten!,,

„Wer ist da unten?,, fragte Kaden. „Das sind diese finsternen Brüder, die mir zu Hause fast das Licht ausgeblasen hätten. Diese schwarzen Reiter, wie du sie genannt hast., Kaden hatte deren Anwesenheit schon lange gespürt, wußte aber, daß sie nicht auf ihn und Mario warteten. Sie sollten den Wolf so lange aufhalten, bis er seinen Auftrag erfüllt hatte. „Keine Angst Mario. Sie werden uns nichts tun. Sie sind nicht wegen uns da. Aber schau sie nicht an, egal, was auch immer passieren mag. Schau sie nicht direkt an, hörst Du

mich?„

Auf dem letzten Absatz öffnete sich der enge Treppenschacht und machte einem kleinen Vorraum Platz, an deren Ende sich eine Türöffnung befand. Die Tür war offenbar aus dem Rahmen gerissen worden.

Entlang der Wand des Aufzugschachtes standen sie aufgereiht. Kaden zählte sieben von ihnen. Er hatte zwar schon von ihnen geträumt, doch blieb das, was er jetzt sah, weit hinter seinen finstersten Alpträumen zurück. Nie hatte eines Menschen Auge solche Gestalten geschaut. Unsägliche Kälte und ein modriger Geruch ging von ihnen aus.

Stumm standen sie an der Wand, wie Säulen aufgereiht und hielten ihre furchterregenden Waffen fest. Im roten Licht der Notlampen hätte man sie auf den ersten Blick für zwar sehr kräftige und überdurchschnittlich große, aber eben doch normale Krieger halten können, die einem mittelalterlichen Ritterfilm entsprungen schienen. Doch rührte dieser Eindruck nur von den Rüstungen her, die sich jedoch erst auf den zweiten Blick als genauso grotesk herausstellten wie ihre Träger selbst, die leicht über zwei Meter groß waren und sehr breite Schultern hatten.

Kadens Blick fiel auf ihre Füße. Die endeten in ledrigen Raubvogelklauen, die in ehernen Stiefeln steckten und vorne offen waren, um messerscharfen Krallen Platz zu bieten. Arme, so lang wie Windmühlenflügel, endeten in sichelförmigen, sehr scharf aussehenden Händen. Und was Kaden im ersten Moment für ihre Rüstung gehalten hatte, war Teil ihres Körpers. Die Haut bestand aus spröden, ringförmigen Schuppen von tiefem Graphitgrau. Bauch, sowohl als auch Brust waren von einem Panzer geschützt, der dem einer Schildkröte glich. Ihre Hälse lagen in schuppigen Falten aus denen Stacheln ragten, an deren Ende Tropfen einer silbrigen Flüssigkeit glitzerten. Die leicht geöffnete Münder, waren auf obszöne Weise breit und reichten von einer Seite des flachen Kopfes zur anderen, so daß sie ihn zu teilen schienen. Besetzt waren ihre Rachen mit mehreren Reihen hintereinander liegenden, kegelförmigen Zähnen. Doch das Schrecklichste waren ihre Häupter.

Schädel, geformt wie arabeske Helme, mit grotesken Ausbuchtungen und merkwürdig anmutenden Zinnen, die sich als windende und wabernde Tentakel herausstellten, die tastend und witternd ihre Umgebung zu untersuchen schienen.

Ihre Augen waren wimmelnde Schlangengruben, in denen sich die Kälte und unendliche Leere des Weltalls spiegelte und einen Malstrom des Wahnsinns bildeten. Kaden merkte, wie sich die Tentakel auf ihren Köpfen in seine Richtung reckten, als er sich mit Mario an ihnen vorbei drückte, so

als hätten sie seine Witterung aufgenommen. Sein Herz verkrampfte sich und er wandte den Blick von ihnen ab. Dann schob er Mario an ihnen vorbei zu der Türöffnung.

Mario hatte, gemäß den Weisungen Kadens, seine Augen gesenkt gehalten. Doch war die Neugier einfach zu groß. Zu gern hätte er gesehen, was er damals nur von weitem aus dem Fenster seiner Toilette erspäht hatte. Für den Bruchteil einer Sekunde wagte er einen Blick, um die zu sehen, die seinen Weg säumten. Und langsam hob er seinen Kopf.

Mario hatte das Gefühl, als würde ihm der Atem schlagartig aus den Lungen gesogen. Von seiner linken Hand fuhr ein entsetzlicher Schmerz seine Schulter nach oben. Ihm wurde schlecht, Sterne tanzten vor seinen Augen, dann brach er zusammen.

Als er ein paar Minuten später das Bewußtsein erlangte, fand er sich in einem engen, mit roten Lampen notdürftig beleuchteten Korridor hockend.

Kaden saß vor ihm und schlug ihm leicht mit der offenen Hand auf die Wangen. „Warum hast Du nicht auf mich gehört. Du hast sie angesehen, nicht wahr?“, fragte Kaden ihn vorwurfsvoll. Mario blickte schuldbewußt auf: „Tut mir leid. Aber es war, als hätten sie mich gezwungen, sie anzusehen. Ich konnte einfach nicht anders....“, Kaden nickte: „Ich weiß, mir ging es ähnlich. Vielleicht solltest Du in den nächsten Stunden Spiegel meiden. Sag mal, hattest Du nicht früher immer schwarze Haare?“, Mario glotzte ihn verständnislos an: „Was soll das? Wieso fragst Du, he? Was ist mit meinen Haaren?“, Kaden faßte ihn an der Schulter und sah ihn mitleidig an: „Sie sind weiß, schlohweiß. Aber tröste Dich. Jemand anderes wäre bei ihrem Anblick wahnsinnig geworden. Du hast schon viel gelernt, seit wir unterwegs sind. Langsam beginnst auch Du Dich zu öffnen.“

Mario fuhr sich hilflos durch seinen dichten Haarschopf: „Weiß, sagst Du, ja? Und ich rieche nicht zufällig auch noch sehr unangenehm? Weißt Du, ich habe mir nämlich fast in die Hosen geschissen, als ich diese...diese Dinger da ansehen mußte. Was um alles in der Welt sind sie?“,

Kaden beschwichtigte ihn: „Sie gehören nicht hierher, jedenfalls nicht in das, was wir gemeinhin Realität nennen. Die sind hier oben drin“, sagte Kaden und tippte Mario dabei an die Stirn, „Genauso wenig sollte das hier in diese Welt gehören.“ Kaden machte dabei eine ausladende Geste mit einem Arm. „Ich weiß, daß sie hier Menschenversuche machen. Ich weiß, daß ich das hier beenden kann, denn sonst wartet nur der Wahnsinn und zu viele Menschen sind schon gestorben. Komm jetzt Mario.“

„Der Wahnsinn ist eine Krankheit des Geistes. Für den Menschen innerhalb der traditionellen Kulturen war der Geist aber niemals nur das Produkt materieller Prozesse, sondern von seiner eigentlichen Wesenheit stets spiritueller Natur. Wahnsinnige galten wohl nicht zuletzt aus diesem Grund als Menschen, die in einem besonderen Verhältnis zur Geisterwelt standen.,,

Lexikon der Monster, Geister und Dämonen

Der Druck im Kopf drohte seinen Schädel zu sprengen. Er preßte seine Hände gegen die Schläfen, vergeblich Linderung suchend. Die Probanden wandten sich immer noch in ihren Betten, heulten, winselten unisono. Etwas drehte sich langsam und knirschend wie zerbrochenes Glas in ihm um und einen winzigen Augenblick stieß ein Gedanke durch die Oberfläche seines

Bewußtseins, wie ein springender, bunt schillernder Fisch, der ein paar Sekunden im gleißenden Licht des Wahnsinns silbern zappelte, um gleich darauf genauso schnell wieder zu wegzutauchen.

„Hey, Dicker,, eine Stimme die aus einem Sack Torf heraus zu ihm zu sprechen schien, ließ ihn wie von der Tarantel gestochen herum wirbeln. Für einen Moment hatte er mehr Angst davor, seinen Verstand zu verlieren, als vor diesem Ding, das da plötzlich vor ihm stand.

Mit unmenschlicher Willensanstrengung gelang es ihm, sich unter Kontrolle zu halten.

„Na, was ist los, Du Arschloch,, fuhr ihn das Ding an, „Probleme mit dem Schließmuskel, wie? Wie wär's, nicht noch mal Lust auf eine Halluzination zu schießen? Was ist, keinen Bock, Du Feigling? Jetzt fehlt Dir der Mut, was, Hosenscheißer?,,

Dem Dicken drohten die Augen aus dem Kopf zu quellen. Kein Zweifel, vor ihm stand Cellarius mit einem sauberen Loch im Bauch und Schmauchspuren drum herum aus dem sich eine leicht bläuliche Rauchwolke gemächlich in Richtung Decke kräuselte.

Er höchstpersönlich hatte ihm dieses Loch verpaßt und es war unmöglich, daß Cellarius hier vor ihm stand. Die Augen hatte er merkwürdig nach oben verdreht und er mußte den Kopf schief halten, um ihn anzusehen, während silbrige Speichelfäden von seinem Kinn troffen.

Das hatte etwas grotesk Spastisches und äußerst Beunruhigendes an sich. Und eigentlich hätte er verdammt noch eins tot sein müssen, anstatt jetzt vor ihm zu stehen und ihn auf obszöne Weise mit leicht heraushängender Zunge anzugrinsen.

„Ob es nicht das Einfachste für Dich wäre, wenn Du Dir die Waffe an den Kopf hieltest, eine kurzes Zucken Deines Zeigefingers und...peng...,, Dabei formte Cellarius mit Daumen und Zeigefinger eine Pistole und blies nach Revolverheldenart den Mündungsrauch vom Lauf. Sabber lief ihm wieder aus dem Mundwinkel und tropfte an seinem weisen Kragen herab auf den Fußboden.

„Nein, nein,, quengelte der Dicke wie ein kleines Kind vor sich hin, „nein, nein, so einfach mache ich es Dir nicht,, Er begann sich um die eigene Achse zu drehen und stampfte dabei wie ein wütendes Kind mit dem Fuß auf. Wie ein Derwisch, brüllend, stampfend und dann... war Cellarius weg.

Er lag wieder da, wo er hingehörte. Tot, auf dem Boden zusammengekrümmt wie ein Embryo, die Hände da vor dem Bauch haltend, wo ihn das tödliche Projektil getroffen hatte.

„Na also, na also, keine Panik,, stieß der Dicke nach Luft ringend hervor. Automatisch tauchte wieder die Pillenschachtel in seiner Hand auf. Als er den kleinen Deckel nach oben flippte, stutzte er einen Moment. Er mußte sparsamer damit umgehen. Es waren nur noch drei Stück übrig. Und eine neue Packung befand sich nur in seinem Büro bei Pal-Gen. Schließlich konnte er nicht wissen, wann er es dorthin schaffen würde. Er ließ den Deckel wieder runter klappen, drehte sich zu der langen Reihe der Betten um und stierte sie herausfordernd an. Nach ein paar Sekunden schloß er die Augen und stand mit hängendem Kopf da. Die Arme ließ er völlig entspannt an den Seiten herab baumeln. Mit einem tiefen Zischen stieß er alle Luft aus und atmete langsam und konzentriert ein. „Gut, so geht es,, flüsterte er, „gut, Du wirst hier raus kommen. Und zwar bei Verstand. Kein Problem, wenn Du nur die Ruhe bewahrst.,“

Dann blieb eben nur noch der Rückzug. Er würde sich noch um Dragmir, Westphal sowie diesen Pfleger kümmern, sich dieses verdammte Zeug schnappen, in einen Container packen und dann auf den Weg nach oben machen. Niemand konnte ihn jetzt mehr aufhalten. Halluzination also, was? Um so besser. So brauchte er sich keine Gedanken darüber zu machen, was er vorhin zu sehen geglaubt hatte. Einbildung, nichts als Einbildung, hervorgerufen durch dieses beschissene Zeug von wer weiß woher. Sollten die bei Pal-Gen glücklich damit werden. Er würde das Zeug abliefern, wie abgemacht und dann nichts wie weg. Wenn er erst mal an der frischen Luft war, raus aus diesem wahnsinnig machenden Bunker, würde er klarer sehen. Aber erst mußte er diesem unsäglichen Singsang ein Ende bereiten.

Er drehte sich um und ging langsam von Bett zu Bett. Gedämpft durch die Kissen, die er seinen Opern auf den Kopf drückte, dröhnte seine Waffe auf. Endlich verstummte der merkwürdige Chor, bis alles still, ja geradezu friedlich war und nichts mehr darauf hindeutete, daß hier längst der Wahnsinn Einzug gehalten hatte.

Stumm und ehrfürchtig stand der Einäugige vor dem Götterfunken. Die Menschen hatten ihn offensichtlich überflüssigerweise in einem Behältnis aus Glas aufbewahrt, das nun zerborsten auf dem Boden lag. Überall lagen Teile

davon herum, strahlten ihr beruhigendes, inspirierendes Licht aus. Der Krieger badete im warmen Schein dieser Inspiration und ließ sich willenlos davontragen. Und es gelang ihm, mit großer Leichtigkeit, sich vorzustellen, wie er mit Sleipnir im gestreckten Galopp über die schneebedeckten Weiten des ewigen und von einer arktischen Sonne durchfluteten Asgard reiten würde.

„Ah,, dachte er, „es hat nichts von seiner Wirkung verloren. Nichts, die Kraft der Vorstellung ist die einzig ewige.,“

Wie sehr waren alle aufgeschreckt worden, als der merkwürdige kleine Mann mit Namen Dragmir, den Götterfunken damals wieder erweckt hatte. Hoffnung war in ihnen aufgekeimt, daß sie alle zurückkehren könnten an die Tafeln des ewigen Glücks und der ungetrübten Phantasie, die so lange verwaist schien nach den Ragnarök auf diesem eigentlich von Inspiration und Vorstellungskraft gesegneten Planeten.

Doch dann hatte sich Finsternis über die Menschen und ihre Inspiration gelegt, war gewichen den dumpfen Sehnsüchten nach materieller Befriedigung und den Wünschen und Bedürfnissen einiger weniger, welche die Macht innehatten. Etwas Neues hatte hier Einzug gehalten. Etwas, daß die Triebfeder der Selbständigkeit zerbrochen hatte. Die Menschen hatten sich davon einlullen lassen, gierten nach den Worten ihrer Verführer. Jetzt herrschten Lüge und Selbstsucht. Sie ließen wenige frohlocken, die über den Rest der Menschheit herrschten, wie ein Hirte über eine Herde selbstzufriedener, weidender Kühe, die ständig wiederkäuend immer dasselbe schluckten, satt rülpsend vor sich hin dämmerten und dankbar fraßen, was man ihnen vorwarf.

Und so war der Götterfunken erloschen und hatte seine Faszination für die Menschen eingebüßt. Erst als der kleine Mann in den Bergen den Götterfunken wieder entdeckte, schien ein Ruck durch diese bisher so gleichgültigen Kreaturen zu gehen. Doch schon im Ansatz wurde diese Hoffnung erstickt, von jenen die glaubten, zu wissen, was sie da gefunden hatten, um es doch nur das für sich behalten zu wollen, was allen gehörte. Doch hatten sie nicht damit gerechnet, daß die Mächte der Phantasie stärker waren, als sie es je für möglich gehalten hätten.

Der Einäugige riß sich los von seinen Gedanken, als ihn Munin ins Ohr kniff, um ihn darauf aufmerksam zu machen, daß der Träumer sich näherte.

„Endlich,, dachte der Krieger und reckte seinen gewaltigen Körper in freudiger Erwartung, „endlich war der Träumer gekommen.,“ In den

Anführer der Einherier war Bewegung gekommen. Er schüttelte sich und seine Waffen klirrten furchterregend an seiner Seite. Odin gab ihm ein Zeichen. Sie würden dem Träumer entgegen gehen, um ihn hierher zu führen, damit er den Schatz nach oben bringen konnte. Dann sollte Draugr die Einherier wieder nach oben bringen, wo der Wolf in seiner veränderten Gestalt sicher schon begierig auf sie wartete. Nun, sie würden bereit sein. Mit dem Götterfunken in seinem Besitz, wäre der Wolf machtlos ihm gegenüber.

149

Sprich zu denen, die ungläubig sind: Ihr sollt übermannt und in der Hölle versammelt werden; und schlimm ist die Ruhestatt!

Koran (3. Das Haus Imrans,12)

Die Ruhe tat unendlich gut. Nichts war mehr zu hören von dem schrecklichen Wimmern, das ihm fast den Verstand geraubt hätte. Er merkte, wie der Druck in seinem Kopf langsam nachließ und schließlich einem wattig leichten Gefühl Platz machte, das ihm wunderbarer erschien, als alles, was er jemals empfunden hatte. Er sah sich um. Wie still sie jetzt waren. Ein seltsamer Friede lag über der Szene, die den Dicken merkwürdig anrührte. Er mußte schlucken. Fast hätte er geweint. Dann fiel ihm die alptraumhafte Gestalt ein, die vorhin im Korridor erschienen war.

Trotzig schüttelte er den Kopf: „Alles nur Einbildung, alles Einbildung,“ flüsterte der Dicke gebetsmühlenartig vor sich hin und ging auf die Tür zu. Er schob den toten Wilke beiseite und lugte vorsichtig durch die Scheibe. Nichts, der Korridor war leer. Die Klock im Anschlag öffnete er die Schleuse. Bei dem Gedanken, jetzt noch bis hinüber in das Labor laufen zu müssen, um dort die Gesteinsbrocken einzusammeln, wurde ihm schlecht. Wieder riß er sich ganz bewußt zusammen. „Du darfst nicht zulassen,“ flüsterte er zu sich, „daß es Gewalt über dich gewinnt. Sperre alles aus und denke an deine Aufgabe. Erst zur Krankenstation und dann schnappst Du Dir die Gesteinsproben, packst sie in einen Container gehst zur Treppe.“

Ganz vorsichtig, bemüht, jedes Geräusch zu vermeiden, schlich er den Korridor entlang. Er sah nicht nach unten, wo unförmige, klauenähnliche Füße Abdrücke im Estrich hinterlassen hatten.

150

Kontakt

Nachdem Kaden und Mario das Foyer hinter sich gelassen hatten, standen sie in einem langen, rötlich beleuchteten Korridor, der sich links und rechts von ihnen auf einer Länge von etwa zehn Metern erstreckte, wo er jeweils einer Biegung folgte. An den Wänden waren Hinweistafeln angebracht, auf denen römische Ziffern und Pfeile Information darüber gaben, wo sich die verschiedenen Einrichtungen befanden.

Halblinks vor ihnen sahen sie eine doppelte, mit schwerem Panzerglas versehene Tür, durch die ein schwacher, grüner Schimmer drang. Kaden fühlte, was sich dahinter verbarg. Langsam ging er auf die Tür zu, hinter der sich zwei riesige Schatten abzeichneten. Er hielt eine Hand nach hinten ausgestreckt und stoppte den ihm folgenden Mario. Gespannt beobachtete er die beiden Silhouetten. Mario, immer noch mitgenommen von der vorigen Begegnung, fügte sich willenslos. Kaden überlegte, ob er die Tür öffnen sollte, als der Schatten mit dem sich windenden Haupt eine Verbeugung andeutete und auf die Tür zukam. „Schnell, schau nach unten. Und bitte, diesmal nicht hinsehen, verstanden?“, „Leichter gesagt, als getan,“, brummte Mario und im nächsten Moment bewegte sich eine riesige, unförmige Gestalt auf sie zu. Der Ritter war noch größer als die anderen und mußte sich nach vorne beugen, um nicht an die Decke zu stoßen. Kaden spürte die Autorität, die von dem Wesen ausging und wußte, daß er den Anführer der schwarzen Reiter vor sich hatte. Instinktiv senkte er den Kopf, um zu vermeiden, ihm direkt in die Augen zu blicken. Ein Hauch von Kälte und Verwesung war

alles, was er wahrnahm. Dann merkte er, wie der Riese zu Seite trat und ihm den Weg zur Labortür frei machte.

„Warte hier, Mario,,“ flüsterte er. Mario nickte nur und ließ sich an der Wand nach unten gleiten, wo er den Kopf zwischen seinen Knien barg. Er wußte instinktiv, daß es jetzt das beste war, nichts zu sehen und zu hören, wenn er bei Verstand bleiben und die geringe Hoffnung am Leben halten wollte, seine Familie jemals wiederzusehen. Er merkte, wie sich ein dunkler Schatten über ihn legte und ein paar Sekunden verweilte. Ein schleifendes Geräusch an der Wand vor ihm ließ ihm die Haare zu Berge stehen, dann hörte er sprödes Metall aneinander schlagen und etwas, das sich anhörte als peitschten dünne Lederriemen durch die Luft. Nur für einen kurzen Augenblick hatte er das Gefühl, als riefte ihn jemand von Ferne, jemand der ihn dazu drängte sich zu öffnen. Dann war es vorbei und er hörte nur noch schwere Schritte, die sich an ihm vorbei bewegten und in Richtung Ausgang verschwanden.

151

Ganz vorsichtig zog Kaden die Tür auf. Sehr bedächtig, Schritt für Schritt, bewegte er sich auf den ruhig stehenden Schatten im Labor zu. Auf seinen breiten Schultern zeichneten sich zwei dunkle Umrisse ab, die ihn an Vögel erinnerten. Und er verstand.

Überall auf dem Boden lagen Splitter geborstenen, sehr schweren Glases. Inmitten dieser Glassplitter sah er seltsam Grün schimmernde Gesteinsbrocken, deren Energie sehr warm und sehr vertraut auf ihn ausstrahlte. Kaden wußte, was es war. Nichts anderes, als das, was ihn Zeit seines Lebens angetrieben und seinem Dasein einen Sinn gegeben hatte, befand sich hier. Er selber trug noch mehr als genug davon in sich.

Kaden beugte sich nach vorne und berührte die Steine, merkte, daß ihn ein Gefühl durchflutete, wie die Berührung eines altvertrauten Freundes. Der Schatten hinter ihm reckte sich erwartungsvoll und die beiden dunklen Silhouetten auf seinen Schultern spreizten ihre Flügel, in dem Bemühen, ihr Gleichgewicht zu halten. Kaden versuchte, mehr als nur den diffusen Schatten zu erkennen und begriff einen Augenblick später, daß es eine

Gnade war, nicht mehr zu sehen, erkannte daß jenes Wesen dort ihm seinem wahren Anblick ersparte. Der Schatten floß an ihm vorbei zur Tür hin. Kaden wußte, daß er oben auf ihn warten würde, um den Götterfunken von ihm in Empfang zu nehmen, weil er selber außerstande war, diese zu tun. Endlich, war es soweit. Kaden merkte mit einem Mal, wie sehr ihn die letzten Tage erschöpft hatten und er freute sich darauf, seine Aufgabe zu Ende führen zu können. Er kniete nieder, um die Energie der Steine in sich aufzunehmen.

152

Der Wolf spürte sie kommen. Der Krieger war mit seinen Einheriern auf dem Weg nach oben. Also wollte er, wie er es vorausgesehen hatte, den Götterfunken vom Träumer hier in Empfang nehmen, um das Tor dann hinter sich zu schließen. Er mußte den Träumer töten, wenn er nach oben kam. Für einen neuerlichen Kampf mit dem Krieger und seinen schwarzen Reitern fühlte er sich jetzt nicht stark genug. Seine Chance war nach wie vor der Mann Kaden. Er schaute sich nach einer Möglichkeit um, wo er sich auf die Lauer legen konnte und entschied sich für die Wetterstation. Hinter ihr würde er Schutz finden. Mit Verärgerung mußte er feststellen, daß dem menschlichen Körper des Suchers, den er sich ausgewählt hatte, langsam die Kräfte schwanden. Die bisherigen Kämpfe hatten ihre Spuren hinterlassen, Dankharts Körper war mit Wunden übersät. Nur die schiere Energie des Wolfes hielt ihn jetzt noch aufrecht.

***„There’s a killer on the road,
his brain is squirming like a toad,...,,***

The Doors „Riders On The Storm,,

Die Tür zu Dragmirs Zelle war nur angelehnt. Der kleine Russe lag in eine Zwangsjacke geschnürt auf seinem Bett und war zusätzlich mit Riemen an die Bettpfosten geschnallt. Seine Augen waren geschlossen, während sein Brustkorb sich hob und senkte, einen gleichmäßigen, tiefen Schlaf, jenseits aller Träume, verratend. Lange starrte der Dicke auf die ausgemergelte Gestalt mit den tiefen Schatten im Gesicht. Der Mann war ausgebrannt, in ihm war nur noch ein kleiner Rest von Leben, der nun allmählich aus ihm entwich. Er erinnerte sich daran, daß seine Haare schwarz und dicht gewesen waren, als er damals von Dankhart ins Institut gebracht worden war. Jetzt trug er einen weißen Haarschopf, matt und glanzlos. Was mochten diese Leute hier alles gesehen haben?

Mit einer beiläufigen Bewegung hob er seine Waffe, drückte Dragmir ein Kissen auf das Gesicht und preßte die Pistole dagegen. Der Knall war immer noch sehr laut. Einige Federn stoben aus dem zerschossenen Kissen auf und schaukelten sanft auf Dragmir zurück, der aufgehört hatte zu atmen. Sollte er seine Geheimnisse mit sich nehmen, dachte der Dicke. Bei Pal-Gen gab es noch genug schlaue Köpfe, die darauf erpicht waren, sich damit zu beweisen, Nimrods wahrer Natur auf die Spur zu kommen. Er jedenfalls würde dem Wahnsinn den Rücken kehren. Davon war er fest überzeugt.

Weiter ging er zum Krankentrakt. Eine Weile lang sah er durch die Glastür auf die sich unter den Decken abzeichnenden Gestalten des Pflegers

und Westphals. Dann stieß er die Tür auf und ging zuerst auf das Bett zu, in dem der Pfleger lag. Er machte kurzen Prozeß und erschöß ihn so, wie er Dragmir erschossen hatte. Der Körper des Mannes bäumte sich kurz auf, ein leichtes Zittern durchlief ihn von oben bis unten, dann lag er still. Er ging zu Westphal. Die Absetzung der Sedativa hatte bereits Wirkung ihre Wirkung getan. Der Professor wälzte sich unruhig hin und her und auf dem Bettlaken zeichneten sich dunkle Schweißflecken ab. Ein Beutel, bis zum Platzen gefüllt mit einer undefinierbaren, trüblich gelben Flüssigkeit hing an der Seite des Bettes herab. Von dem Beutel führte ein dünner Schlauch bis unter Westphals Decke. Die Lider des Professors flatterten unkontrolliert, wobei ab und an ein unterdrücktes Stöhnen verriet, daß er träumte.

Während er Westphal musterte, griff der Dicke in seine Jackentasche und holte eine Handvoll Patronen heraus. Sorgfältig lud er das Magazin nach und schob es wieder in das Griffstück.

154

Marios Kopf zuckte nach oben, als er den dumpfen Knall hörte. Im ersten Moment hatte er befürchtet, daß Kaden etwas passiert sein könnte, doch dann merkte er sofort, daß der Schuß aus einer ganz anderen Richtung gekommen war. Er starrte nach rechts den Korridor hinunter und sah durch die Glastür des Labors, wo Kaden anscheinend mit irgend etwas beschäftigt war. Mario richtete sich vorsichtig auf, versicherte sich, daß er alleine war und ging den Korridor entlang in die Richtung, aus der er den dumpfen Schuß gehört hatte. Am Ende des Ganges gewahrte er ein kleines rotes Kreuz und einen Pfeil, der in die linke Richtung zeigte.

Rechts befand sich ein dunkler Gang, der in eine offene Aufzugtür mündete, aus der ein Gewirr von Kabeln und Trümmerteilen ragte. Auf dem Boden verstreut lagen Plastikteile und Metallsplitter herum. Mario versuchte, in dem diffusen Licht mehr zu erkennen. Offensichtlich war der Aufzug abgestürzt. Aus dieser Ecke war der Schuß also nicht gekommen. Sein Blick fiel in die entgegengesetzte Richtung, wo der Korridor in eine doppelflügelige Tür endete, auf der jeweils ein rotes Kreuz abgebildet war. Dort befand sich wohl so etwas wie eine Krankenstation. Vorsichtig ging

Mario auf die Tür zu, die bis in Gesichtshöhe mit Milchglasscheiben ausgestattet war. Mario mußte sich etwas auf die Zehenspitzen stellen, um über das Milchglas hinweg den Raum überblicken zu können. Auch hier brannten überall die roten Notlampen und tauchten die Szenerie in ein gespenstisches Licht.

Ein kräftiger, untersetzter Mann mit spärlichem Haar, der in eine kuriose Winterkombi mit schreiend bunten Farben gekleidet war, stand vor zwei Betten, in denen offensichtlich bewußtlose Männer lagen. Der Dicke hielt eine Waffe in der Hand. Mario fuhr zusammen, als er noch einmal einen Blick auf den Mann im linken Bett warf.

Jetzt erst fiel ihm auf, daß ein zerfetztes Kissen auf seinem Gesicht lag, das sich allmählich rot zu färben begann. Überall auf dem Boden rund um das Bett lagen Federn herum, die sich mit Blut vollsogen. Dann sah er, wie der Dicke seine Waffe langsam auf den Mann im rechten Bett richtete, der im nämlichen Moment unkontrolliert zu zucken begann und die Augen aufschlug. Vor Entsetzen hätte Mario fast vergessen zu reagieren. Die Augen des Mannes im Bett waren so leer und weiß gewesen, wie das Laken, mit dem er bedeckt war. Sein Mund, eine schwarze Höhle, war zu einem stummen Schrei geöffnet.

Bevor der Dicke abdrücken konnte, stieß Mario die Tür mit einem Schrei auf. Mit einer Behendigkeit, die man einem Mann von seiner Leibesfülle eigentlich nicht zugetraut hätte, wirbelte der Mann zu Mario herum, der in die Krankenstation stolperte und sich im nächsten Augenblick darüber klar wurde, nicht gerade einen glänzenden Auftritt zu haben. Der Dicke hielt die Waffe auf ihn gerichtet und zielte direkt auf seinen Bauch. Mario kam schlitternd zum Stehen.

Er riß die Arme hoch und stammelte: „Nicht, nicht schießen bitte..“ Der Dicke sah ihn aus großen Augen an, die ehrliches Erstaunen verrieten: „Wer zum Teufel sind Sie? In diesem Irrenhaus stolpert man nicht nur von einer Überraschung zur anderen, jetzt stolpern die Überraschungen auch noch auf einen zu. Andererseits mal eine angenehme Abwechslung, einen halbwegs normalen Menschen hier anzutreffen. Los, machen Sie schon. Auf den Boden mit Ihnen. Legen Sie sich mit ausgetreckten Händen und gespreizten Beinen flach hin..“

Mario tat wie ihm geheißen und machte sich so platt wie eine Flunder. Dann spürte er das warme Metall des Pistolenlaufes an seiner Schläfe und der beißende Geruch von Schießpulver der gerade abgefeuerten Waffe drang in seine Nase. „Dann schießen Sie mal los, bevor ich es tue..“ sagte der Dicke humorlos grinsend. „Was haben Sie hier zu suchen? Wie sind Sie hier

runtergekommen. Wer schickt Sie?„ Der Dicke drückte die Mündung der Waffe so fest gegen Marios Schläfe, daß sein Gesicht an den Boden gepreßt wurde. „Nie...niemand.. schickt mich, niemand, verdammt nochmal., Mario hörte ein metallisches Klicken als der Dicke den Hahn spannte. „Ich zähle bis fünf. Wenn ich dann keine befriedigende Antwort habe, wirst Du mit den anderen hier unten vermodern. Eins, zwei, drei, vi...

„Lassen Sie ihn in Ruhe. Ich erkläre es Ihnen., Kaden war unbemerkt in den Raum getreten und stand etwa zwei Meter von den beiden entfernt. Er sah den Dicken, der mit gespreizten Beinen über Mario gebeugt stand und jetzt überrascht aufblickte, ohne die Waffe von Marios Kopf zu nehmen. Seine Lippen kräuselten sich zu einem müden Lächeln: „Noch einer, egal. Wo kommen die plötzlich alle her? Na dann erklären Sie es mir eben und diesen Clown hier brauchen wir dann nicht mehr., Sein Finger krümmte sich um den Abzug.

Der Schmerz folgte unmittelbar auf das trockene Knacken seines Unterarmknochens. Danach fühlte sich sein rechter Arm von den Fingern bis zur Schulter einfach nur taub an. Eben hatte er noch zu dem Mann geblickt, der überraschend in der Krankenstation aufgetaucht war und im nächsten Moment, er wollte gerade abdrücken, gewährte er einen Schatten neben sich und merkte wie sein Arm, der die Waffe hielt, mit furchtbarer Gewalt verdreht wurde.

Er blickte nach oben und sah, daß die Pistole, die er gerade noch in der Hand gehalten hatte, nun auf ihn gerichtet war. Die Schmerzen kehrten in raschen Wellen zurück. Stöhnend taumelte er ein paar Schritte nach hinten und stieß gegen das Bett in dem Westphal lag, der sich anscheinend wieder beruhigt hatte.

Den gebrochenen Arm haltend, starrte er Kaden eine Weile lang bestürzt an, dann huschte ein Blitz der Erkenntnis über sein Gesicht: „Kaden, Sie sind Kaden, habe ich recht?„ Kaden nickte.

„Wo ist Dankhart?„, schnaufte der Dicke, „haben Sie ihn etwa überwältigt? Lebt er noch? Los reden Sie!„ Er taumelte ein paar Schritte auf Kaden zu, während Mario langsam auf die Beine kam. Kaden spürte eine Welle aus Angst und Verzweiflung, die von dem glatzköpfigen Mann zum ihm herüber flutete. Der Dicke war kurz davor, den Verstand zu verlieren.

Mario hatte sich inzwischen neben Kaden aufgebaut und blickte ihn dankbar an: „Mann, weißt Du, ich dachte..., ach, ich wundere mich über gar nichts mehr. Aber Du schaffst es doch immer wieder, mich zu verblüffen. Der hätte mir glatt das Hirn rausgepustet.,

Kaden achtete nicht weiter auf Mario und fuhr an den Dicken gewandt

fort: „Dankhart ist oben, er wartet dort auf mich.,“ Der Dicke glotzte ihn verständnislos an. „Aber er sollte Sie doch...“, Kaden nickte: „Er sollte mich hierher bringen, damit ich Ihnen als Versuchskaninchen dienen konnte. Allerdings sind in der Zwischenzeit Dinge geschehen, die sie offenbar nicht auf ihrer Rechnung hatten. Mit Dankhart ist etwas geschehen, so daß er seinen Auftrag nicht wird ausführen können.,“ Verächtlich sah in der andere an: „Das kann nicht sein. Dankhart hat zu funktionieren. Schließlich wurde er von uns mit den entsprechenden genetischen Voraussetzungen geschaffen. Dankhart ist im wahrsten Sinne des Wortes unser Kind, ein Retortenbaby, Zuchtklasse 1A, verstehen Sie. Er wird seinen Auftrag ausführen. Dieser ganze Humbug hier muß endlich ein Ende haben.,“

„Hören Sie mir genau zu.,“ sprach Kaden unbeeindruckt von der Tirade des Dicken. „Ich weiß, worum es hier geht. Um diesen Stoff, den Sie Nimrod nennen. Aber das Zeug wird ihnen nichts nutzen.,“ „Aber, aber.,“ unterbrach ihn sein Gegenüber: „Sie sind doch das beste Beispiel, daß es funktioniert. Noch nie habe ich jemanden so schnell reagieren sehen, wie Sie. Nicht einmal Dankhart ist so gut.,“ Kaden winkte gelangweilt ab: „Sie träumen immer noch davon, aus Nimrod eine Waffe zu machen. Das ist völlig abwegig. Nimrod ist in uns allen. Was Dragmir gefunden hat, ist so etwas wie ein Rudiment, das wie ein Katalysator wirkt und bei manchen von uns nur alte, sowieso vorhandene Fähigkeiten und Instinkte geweckt hat, die für sehr lange Zeit verkümmert waren und nur darauf warteten, wieder geweckt zu werden.,“

Das Gesicht des Dicken verzog sich zu einer Grimasse der Abschätzung: „Was erzählen Sie mir da für einen Unsinn. Ich lasse mich doch nicht von Ihnen für dumm verkaufen.,“ Kaden erkannte, daß der Mann nicht verstehen wollte, sich strikt gegen alles verweigerte, was doch so klar vor ihm lag.

Trotzdem unternahm er noch einen Versuch: „Es ist rein spirituell, glauben Sie mir. Alles, was Sie sich davon erhoffen mögen, findet auf einer gänzlich anderen Ebene statt. Sie müssen sich lediglich selbst überwinden, ihrer Phantasie erlauben, Macht auf Sie auszuüben.,“

„Phantasie, ja? Das ist gut, wirklich gut, ha, ha. Also, Sie erlauben, daß ich schrill kichere. Ich habe hier schon zu viele Menschen mit zuviel Phantasie getroffen. Und ich habe festgestellt, daß es sich Phantasie wesentlich gesünder lebt, und vor allem länger. Also, verschonen sich mich bitte mit ihrem Geschwafel. Ich kann das nicht mehr hören.,“

Kaden zuckte mit den Schulter und wandte sich an Mario: „Sieh zu, daß Du irgendwas findest, womit Du ihn fesseln kannst. Wir nehmen ihn mit

nach oben.,, Mario entfuhr ein Protestschrei: „Bah, was denn, willst Du ihn auch noch gesund pflegen, wie? Du hast nicht zufällig das Mutter-Therasa-Kreuz Erster Klasse, ja?.,

„Mach schon.,, brummte Kaden ungeduldig, „wir haben nicht mehr viel Zeit. Man wartet auf uns.,, Mario war indes schon unterwegs und kramte aus irgendeiner Schublade Klebeband, womit er die Handgelenke des Dicken sorgfältig verschnürte. Der dicke Mann jaulte vor Schmerzen auf, als Mario seinen gebrochenen Arm nach vorne zog. „Aber mir ‘ne Kugel in den Kopf verpassen wollen, he?., fuhr Mario ihn aufgeregt an. Kaden war unterdessen an das Bett mit dem erschossenen Pfleger getreten und wandte sich dann Westphal zu. Im nächsten Moment blieb er wie erstarrt stehen.

Westphals Augen waren in ihre Höhlen zurückgesunken und lagen in tiefen Schatten. Seine Nase ragte spitz aus einem hageren Gesicht. Marios Hand legte sich von hinten auf Kadens Schultern.

„Was ist los mit Dir? Du siehst ja aus, als hättest Du ein Gespenst gesehen.,, „Ich kenne ihn.,, murmelte Kaden, „ich habe diesen Mann schon einmal gesehen. In meinem Traum, den ich auf dem See hatte. Er ist der Ruderer.,, „Der was?., fragte Mario verständnislos.

Kaden wandte sich an den Dicken: „Sagen Sie, wer ist das hier?., Trotzig sah ihn der Dicke an, dann überlegte er es sich eingedenk seiner Situation anders: „Westphal, Professor Westphal. Eigentlich war er für die wissenschaftliche Leitung des Projekts verantwortlich. Bis hier alles schief ging.,,

Kaden nickte: „Was ist mit ihm?., Der Dicke erklärte ihm die Zusammenhänge und Kaden verstand. Sowohl Dragmir als auch Westphal hatten den Einäugigen geschaut, hatten ihn in all seiner furchtbaren Gewalt gespürt. „Sie wollten ihn auch töten, wie diesen Mann hier?., Die Miene des Dicken verfinsterte sich zusehends. Er schwieg. Kaden kam er vor wie ein trotziges Kind, das bei einem Streich auf frischer Tat ertappt worden war. Er ging auf Westphal zu, der jetzt wieder ruhig atmend dalag und die Augen halb geschlossen hatte. Dann legte er seine Hand auf die kalte, schweißnasse Stirn des Mannes. Vor seinem inneren Auge öffnete sich eine weite, leere Ebene. Öde und wüst war die Landschaft. Wie Schleifpapier fuhr ein heißer Wind über den ausgetrockneten Boden auf dem nichts wuchs. Kaden begriff, daß er den leer gefegten Geist Westphals vor sich hatte. Er hätte genauso gut tot sein können. Er löste sich von ihm, als er seine Hand von Westphals Stirn hob und die Einöde blieb unter ihm zurück, als trüge ihn ein sanfter Wind wie einen Drachen davon.

Mario hatte ihm die ganze Zeit schweigend zugesehen und wandte sich

jetzt an ihn indem er auf den Dicken deutete: „Also lassen wir ihn hier unten, ja oder nein?„

Kaden schüttelte verneinend den Kopf: „Nein, ich habe doch gesagt, wir müssen ihn mit nach oben nehmen. Sollte Dankhart wieder die Oberhand gewinnen und sich von dem Wolf lösen können, wird er einige Fragen an ihn haben. Natürlich werden wir ihn vorher aufklären müssen, was seine Vergangenheit betrifft. Wissen Sie,„ fuhr er an den Dicken gewandt fort: „wissen Sie eigentlich, daß Dankhart Zeit seines Lebens auf der Suche nach dem war, um das Sie ihn von Anfang an betrogen hatten? Schätze, er wird nicht gut auf Sie zu sprechen sein, wenn er erfährt, was Sie ihm angetan haben.„ Mit einer Mischung aus Wut und Ratlosigkeit blickte ihn der Dicke an, schwieg aber.

Kaden drückte Mario die Waffe in die Hand: „Ich muß im Labor noch etwas erledigen. Paß solange gut auf ihn auf. Und laß Dich nicht von ihm beschwatzen, hörst Du?„ Mario schaute den Dicken grimmig an und richtete dann die Pistole auf ihn, während Kaden in Richtung Labor verschwand.

155

AUFNAHME

Kaden öffnete die Tür und betrachtete eine Weile lang die jetzt sehr intensiv leuchtenden Steine. Dann kniete er sich nieder. Er wußte nun Bescheid und war verwundert, daß es andere nicht vor ihm bemerkt hatten. Dragmir hatte Nimrod gefunden, weil es ihn finden wollte. Der Russe war offen genug gewesen dafür und am Ende doch nicht bereit, zu akzeptieren, was er da wirklich entdeckt hatte. Deshalb hatte Nimrod ihn vernichtet. Auch Westphal war es so ergangen. Hartnäckig hatte er sich bis zum Schluß geweigert, an das zu glauben, was doch so nahe gelegen hatte. Nämlich, daß sich alles in ihrem eigenen Kopf abspielte. Es hätte auch irgend etwas anderes sein können, statt der Steine. Etwas Nichtstoffliches. Doch waren Menschen offenbar darauf angewiesen, Dinge, an die sie glauben wollten,

auch anzufassen. Und so hatte sich Nimrod für Dragmir in dem manifestiert, was für den Russen am leichtesten glaubhaft war, weil er sich jahrelang damit beschäftigt hatte. In Steinen, die Milliarden von Jahren alt waren. Älter als die Menschheit, älter als die Erde.

Der Geist war also von Anfang an da gewesen. Kaden berührte die Steine, schloß die Augen und nahm den Götterfunken in sich auf.

156

Der Krieger hatte seine Einherier zum Seeufer geschickt, wo sie sich um ihre Kameraden kümmern sollten, die nach dem Kampf mit Fenrir noch ihre Wunden leckten. Er traute ihnen nun weniger denn je. Das Tor war schon zu lange offen und sie wurden immer unruhiger und aufsässiger. Unten am See waren sie wenigstens eine Zeit lang abgelenkt und warteten auf ihren Anführer. Draugr hatte ihn mißtrauisch angeschielt, als er ihm den Befehl erteilt hatte, war aber dann stumm mit seinen Kriegern zu den anderen davon gegangen. Der Einäugige wußte, daß der Wolf hier irgendwo in der Nähe lauerte und darauf wartete, daß der Träumer nach oben kam. Aber Fenrir war offensichtlich geschwächt und vorsichtig geworden, sonst hätte er sich schon auf sie gestürzt, sobald sie aus dem Schacht getreten waren. In Gestalt des Suchers würde er den Träumer zu töten suchen, um zu verhindern, daß dieser den Götterfunken an ihn weiter reichte. Nun, er würde sich diesen Kampf ansehen. Der Träumer war auf alles vorbereitet worden und mußte sich nun bewähren. Es war den Zwischenwesen unmöglich, sich direkt in die Dinge einzumischen. Bei allem waren sie auf die Hilfe der Irdischen und ihre Materialität angewiesen. Deshalb hatte sich der Wolf auch den Sucher erwählt.

Er pfiff leise, und vom Seeufer her hörte er ein tiefes Schnauben, gefolgt vom Trampeln schwerer Hufe. Sleipnir tauchte an seiner Seite auf. Der Einäugige tätschelte seinem treuen Falben den Hals, hieß seine beiden Raben Ausschau nach den dunklen Reitern halten und schwang sich in den Sattel. Er verschränkte die Arme, senkte den Kopf und versank in Meditation. Bewegungslos wartete er darauf, daß der Träumer auftauchte.

157

Kaden hatte es die letzten Stufen nach oben geschafft. Durch die offen stehende Tür sah er den Krieger draußen auf seinem Pferd. Im Gegensatz zu vorhin, konnte er ihn zu seinem größten Erstaunen diesmal klar erkennen. Im ersten Moment wollte er den Kopf abwenden, weil er Angst vor dem Anblick hatte, bemerkte aber sogleich, daß für ihn offenkundig keine Gefahr bestand. Der breitschultrige Mann saß auf einem riesigen fahlen Hengst mit acht Beinen. Im Schoß des Kriegers lag ein schwerer, metallener Wurfspieß. Die Arme hatte er verschränkt hielt und sein Haupt war gesenkt, so als schliefe er. Kaden wußte, daß dies nicht der Fall war.

Der Krieger bereitete sich darauf vor, mit dem Götterfunken durch das Tor zurückzugehen. Der Dicke war zwischen ihm und Mario die Treppe hochgestiegen und trat jetzt neben ihm aus der Vogelstation ins Freie. Der Schnee fiel noch immer sehr dicht, doch der Sturm hatte sich gelegt und einer sanften aber sehr kalten Brise Platz gemacht. Dicke Flocken segelten fast senkrecht vom bleiernen Himmel. Immer wieder blickte der Dicke mißtrauisch um sich und suchte die Umgebung ab. Er schien den Krieger aber nicht im Geringsten wahrzunehmen. Kaden war erstaunt. Der Mann hatte sich tatsächlich so weit abgeschottet, daß er nichts sah. Bei Mario war das offensichtlich anders, obwohl er sich sicher war, daß auch sein Freund den Krieger lediglich als Schatten wahrnehmen konnte. Denn er bemerkte, wie Mario gebannt in die Richtung starrte, wo der große Krieger auf seinem Pferd saß und dabei ständig seine Augen zusammenkniff, so als würde er ein nur verschwommenes Bild erkennen.

Kaden schritt auf den Krieger zu und spürte die Gewalt des Götterfunken aber auch gleichzeitig das Verlangen, diese Last wieder abzugeben. Seit dem Aufstieg hatten beängstigende Visionen von ihm Besitz ergriffen, die sein Bewußtsein zu sprengen drohten. Und sie hatten in ihm eine düstere Ahnung von dem geweckt, was noch hinter dem Tor lauerte. Er

sperrte sich, mußte sich sperren. Weil er sonst ebenso wahnsinnig geworden wäre wie die anderen, da unten im Institut und wie dieser Mann, der jetzt mit ihnen die Treppe hoch gekommen war.

Der Krieger hob sein Haupt und blickte Kaden aus seinem allsehenden Auge an. Kadens Knie wurden weich, doch merkte er auch, wie ihm der Krieger zugleich Kraft schenkte, ihm den Anblick gewissermaßen gestattete. Er stapfte auf ihn zu und sah, den Krieger, der einen Arm ausgestreckt hielt. Auch Kaden hielt ihm seine Hand hin. Und dann wurde etwas aus ihm herausgesogen. Hinaus in ein unendlich leeres und kaltes All, wie Luft aus einem Raumschiff gesogen wurde, in das ein Meteorit ein Leck geschlagen hatte. Er streckte sich, den Brustkorb gedehnt, während der Götterfunke aus ihm strömte, hin zu... Marios Schrei ließ ihn auffahren...

158

DANKHARTS LETZTER KAMPF

„Thinkin is the best way to travel,,.

The Moody Blues

...Kaden merkte, wie der Strom versiegte, als hätte sich ein Schott geschlossen. Er drehte sich um und sah Mario, der reglos im Schnee lag, während der Dicke mit weit aufgerissenen Augen auf das Wesen starrte, das einmal Dankhart gewesen war. Hinter dem Dicken stieg das Dankhart-Ding über den besinnungslos daliegenden Mario, unbeholfen, offensichtlich am Ende seiner Kräfte. Ein Stich des Mitleids ging durch Kadens Herz, als er Dankhart sah. Der Wolf hatte ihn ausgezehrt. Fast nichts war von seiner scheinbar unerschöpflichen Kraft übrig geblieben, die der Wolf gnadenlos ausgenutzt hatte, um sich hier her führen zu lassen. Auch die Einherier hatten ihn nicht aufhalten können, doch jetzt war er an seine Grenzen gestoßen. Kaden, noch immer benommen von der Kontaktaufnahme mit dem Krieger, versuchte, sich auf die unheimliche Szene vor ihm zu konzentrieren.

Wie durch einen Schleier sah er, daß Dankhart sich bückte und dem reglosen Mario die Waffe aus der Hand zu nahm. Anschließend zog er langsam das Messer aus seinem Stiefel und ging mit steifen Schritten auf den Dicken zu.

„Nein, bitte...nicht...“, schrie der Dicke entsetzt und hob seine gefesselten Hände abwehrend. Doch Dankhart schnitt lediglich seine Fesseln durch. Dann sah er dem Dicken, der zitternd vor ihm stand, lange in die Augen. Erleichtert lächelte der und blickte auf seine befreiten Hände: „Danke, ich wußte, daß Sie es schaffen würden, ich wußte, daß ich mich auf Sie verlassen konnte...“

Das Dankhart-Ding grinste verschlagen und reichte dem verblüfften Dicken die Waffe. Kaden erkannte Fenrirs List hinter der Fassade des geschundenen Körpers. Immer noch schien der verbannte Dankhart sich gegen den Wolf zu wehren, ihn in seiner Handlungsfähigkeit einzuschränken. Der Dicke sollte Kaden jetzt für ihn töten!

Die Waffe mit seiner gesunden Hand auf Kaden gerichtet, stand er nun da und etwas von seiner Selbstsicherheit kehrte angesichts der neuen Situation in ihn zurück. Kaden erkannte den Anflug eines triumphierenden Lächelns auf seinem Mund.

„Schieß...“, hauchte das Dankhart-Ding dem Dicken heiser ins Ohr. Der zögerte Kaden einfach zu erschießen, jetzt, wo er die Sache doch wieder unter Kontrolle zu haben schien. „Wozu denn, Dankhart. Wir brauchen ihn noch, schließlich...“ .

„Schieß, Du Bastard!!!“, Die Augen des Dankhart-Dings verengten sich zu glühenden Schlitzen und sahen den Dicken haßerfüllt an. Dessen Zeigefinger krümmte sich um den Abzug, als Kaden gedankenschnell nach

vorne tauchte. Die Kugel verließ den Lauf der Waffe, schrammte heiß an Kadens Schläfe und schlug wirkungslos in die Wand gegenüber ein. Mit der Schulter rammte er den Dicken in die Magengrube und beide flogen sie in den tiefen Schnee.

Der Schmerzenschrei des Dicken drang wie ein Messer durch die winterliche Stille, als er auf seinem gebrochenen Arm landete. Kaden richtete sich auf und blickte schweratmend auf das Dankhart-Ding, das immer noch das Messer in der Hand haltend, offenbar einen schweren innerlichen Kampf ausfocht. Hinter den glosenden, staubigen Augen Fenrirs erkannte Kaden den verzweifelt sich wehrenden Dankhart. Er mußte zu ihm durchdringen.

„Dankhart!“, schrie er das Zwitterwesen vor sich an. „Du hast jahrelang nach der Ursache für Deine Leere in Dir gesucht. Du hast Dich gefragt, warum Du nicht wie andere träumen kannst, warum Du nie das Wunder der Inspiration kennengelernt hast. Nicht wahr? Wir beiden wissen das sehr genau.“

Er zeigte auf den am Boden liegenden Dicken, der seinen schmerzenden Arm hielt und verständnislos auf die beiden Männer starrte. Kaden bemerkte aus den Augenwinkeln, daß er ein Handy aus seiner Jacke gekramt hatte und eine Nummer eingab.

„Er ist der Grund dafür“, sagte Kaden kalt. „Du bist ein Produkt von Pal-Gen. Im Labor gezüchtet. Dazu geschaffen, wie eine Maschine zu funktionieren. Deine Gene wurden so manipuliert, daß Du niemals in der Lage sein solltest, zu fühlen, zu verstehen, was Emotionen sind, was Inspiration ist. Verstehst Du? Du bist nichts als ein leeres Gefäß und solltest leer bleiben. Und er“, dabei zeigte er wieder auf den Dicken, der mit einem Ausdruck des Verstehens abwehrend eine Hand hochhielt und den Kopf schüttelte. Kaden fuhr unbeirrt fort: „Er hat es von Anfang an gewußt. Er hat Dich um das gebracht, was Du am meisten gesucht hast.“

Das Gesicht des Zwitterwesens verzog sich zu einer ungläubigen Grimasse und Kaden sah, wie Dankhart sich an Fenrir vorbei in den Vordergrund drängte. Seine grünen Augen tauchten wieder auf und glitzerten den Dicken feindselig an, während sich in seinem verzerrten Gesicht der Kampf widerspiegelte, der in ihm toben mußte. Dem Dicken war es inzwischen gelungen, sich aufzurichten. Er stammelte etwas Unverständliches, wobei er Dankhart flehend ansah.

„Lüge, alles gelogen...“, war das Einzige, das Kaden verstand, bevor eine dumpfe Explosion die Erde unter ihnen erbeben ließ. Aus der Tür zur Vogelstation stob eine dunkle Rauchwolke und die Fensterscheiben barsten mit einem hellen Klirren. Kaden verstand mit einem Mal, was der Dicke

vorhin mit dem Handy getan hatte.

Er drehte sich zu ihm um und konnte gerade noch erkennen, wie die gezackte Klinge von Dankharts Messer seine Kehle mit einer kaum wahrnehmbaren Bewegung durchschnitt. Im ersten Moment sah es so aus, als ob Dankharts Hieb daneben gegangen wäre. Doch einen Sekundenbruchteil später, zeichnete sich eine bleistiftdünne rote Linie ab, die sich von links nach rechts quer über den Hals zog. Die gesunde Hand des Dicken zuckte zur Wunde. Vergeblich versuchte er, den Blutstrom zu stoppen, der aus der Wunde sprudelte. Ein Gurgeln drang aus seinem Mund und mit weit aufgerissenen Augen fiel er mit dem Gesicht in den Schnee, der sich umgehend rot zu färben begann. Kaden sah von dem Sterbenden auf zu Dankhart. Stumm blickten sie einander an und Kaden mußte hilflos mit ansehen, wie Dankhart im nächsten Augenblick brutal zurück gerissen wurde.

Dann stand er wieder Fenrir gegenüber. Haß, Enttäuschung und Wut glommen ihm aus Fenrirs staubroten Augen wie eine Woge fauligen, eiskalten Wassers entgegen. Er spürte die Gier des Wolfes auf das, was Kaden nun in sich trug. „Du,, knurrte ihn der Wolf an, „Du hast etwas, was mir gehört.,“ Kaden fühlte, wie er mit aller Macht an ihm zog, danach trachtete, ihn und damit den Götterfunken auszulöschen. Kaden konzentrierte sich ganz auf Dankhart und auf das, was er am besten konnte. Er öffnete seinen Geist und ließ seiner Phantasie freien Lauf.

„Jetzt,, dachte Fenrir, frohlockend, „jetzt ist der Augenblick gekommen, den Triumph auszukosten. Der Träumer öffnet sich, kann mir nicht mehr standhalten, ich werde ihn...,“ etwas unterbrach seinen Gedankenfluß, zerrte ihn zurück, zurück von Kaden. Es war der Sog eines Bewußtseins, daß er eben noch vernichtet glaubte...

Kadens Rechnung ging auf. Dankhart hatte noch nicht aufgegeben. Dies war der Moment, auf den er solange gewartet hatte. Wenn er je dem Phänomen der Inspiration auf die Spur kommen wollte, so mußte er sich jetzt zusammenreißen. Und wenn es nur für den Bruchteil einer Sekunde war.

Er sammelte seine letzten Kräfte, sprang auf und stürzte sich in die heran brausende Woge von Kadens Gedankenwelt, gab sich ihr bereitwillig hin. Und Fenrir, der so sehr auf Dankharts Gedankenleere gesetzt hatte, konnte nicht anders, als sich widerstrebend mitreißen zu lassen in die Welt des Träumers. Die Welt, die er so sehr verabscheute. Fenrir versank in den phantastischen Fluten von Kadens und Dankharts Phantasie, ertrank, wirbelte um sich selbst, wurde sterbend hinaus gespült von der Woge der

Spontaneität, die Dankhart nun ganz ausfüllte. Für ihn blieb kein Platz mehr.

Dankhart spürte, wie sich Fenrir immer mehr von ihm löste und richtete sich mit letzter Kraft und endlich geöffnetem Geist auf....

Die Augen Fenrirs waren nun vollends verschwunden. Anstelle des mattroten Glimmens waren Dankharts grüne Augen zu sehen. Diesmal ließen sie aber die Leere vermissen, schimmerten ein letztes Mal erkennend. Kaden fing den in sich zusammenfallenden Dankhart auf und hielt ihn fest in den Armen, während das Leben aus dem geschundenen, mißbrauchten Körper sickerte.

Noch einmal sah Dankhart ihn an, ein Lächeln huschte über seine Lippen, dann erschlaffte er. Kaden ließ den leblosen Körper zu Boden gleiten, während ein Schatten sich aus dem Hintergrund erhob und dunkel und gewaltig vor Kaden aufragte. Es war der Schatten des Wolfes. Doch ohne den Sklaven und seines eigentlichen Körpers beraubt, war er machtlos. Wie auf ein Signal dröhnte jetzt vom Ufer ein schreckliches Gebrüll. Waffen klirrten, Pferde schnaubten und donnernde Hufe pflügten den Schnee. In den dräuenden Schatten kam Bewegung. Erst zögernd, dann immer schneller werdend, stob er in den Schnee hinaus und schon im nämlichen Moment brausten die schwarzen Reiter heran, nahmen die Verfolgung auf. Kaden sah ihnen nach, wie sie am Horizont verschwanden. Klägliches Heulen und triumphierende Schreie zeugten von Fenrirs Todeskampf. Bevor die Einherier durch das Tor zurück mußten, hatten sie ihr letztes Opfer gefunden und mit sich genommen.

Kaden wandte sich um. Der Einäugige saß in immer noch gleicher Pose auf seinem gewaltigen Pferd, die Augen auf ihn gerichtet. Kaden erwiderte den Blick. Was er in sich trug, war eine zu große Bürde für ihn und der Krieger wartete nur darauf, sie ihm abzunehmen. Kaden streckte seinen Arm nach dem des Einäugigen aus und ihre Fingerspitzen berührten sich. Von der Gewalt des Soges wurde Kaden auf die Knie gezwungen. Sein Körper zuckte wie unter gewaltigen Stromschlägen, als der Götterfunken aus ihm herausströmte und einen Augenblick lang glaubte er, sterben zu müssen, hatte das Gefühl aufzuplatzen, wie ein überreife Frucht. Dann sah er es wieder vor sich. Das titanische Tor, aus dunklen, mit fremdartigen Zeichen versehenen Monolithen. Ein Beben kam in die Steinblöcke und mit einem tief aus der Erde kommenden Dröhnen schloß sich die Öffnung, bis nur mehr ein schmaler Spalt übrig blieb... und Erleichterung.

Dann war Stille. „Geh jetzt, Träumer“, flüsterte eine Stimme. Es war die des Kriegers. Zum ersten Mal konnte er sie hören, wie durch einen dichten Nebel. Von dem Einäugigen war nur noch ein wabernder, sich ständig verändernder Schatten geblieben. „Geh jetzt, Du hast Deine Aufgabe erfüllt. Eigentlich warst auch Du dem Tod geweiht, das weißt Du sehr gut. Denn Gungnir hat Dich gezeichnet. Aber ich glaube, daß die Menschen Deiner noch eine Weile bedürfen. Nicht alle sind bereit und haben gelernt. Vielleicht werden sie das auch nie. Trotz der bitteren Erfahrungen durch den Fimbulwinter. Lehre sie mit Deinen Geschichten Ehrfurcht und Entsetzen, daß sie bescheiden bleiben. Auch wenn es nur eine geringe Hoffnung ist. Meine Zeit ist gekommen. Das Tor schließt sich.,“

Noch einmal sah Kaden den Krieger ganz deutlich auf dem sich aufbäumenden Pferd. Zwei schwarze Schatten umkreisten dabei spielerisch das dunkle Haupt des Einäugigen und einen Moment lang glaubte er, ein heißeres Krächzen zu hören.,“ Dann war der Krieger verschwunden und mit ihm seine geflügelten Boten. Die schmale Öffnung im Tor war geschlossen.

HEIMKEHR

Hinter sich hörte er ein Stöhnen. Es war Mario, der immer noch reglos im Schnee lag. Kaden hatte ihn völlig vergessen und machte sich jetzt Vorwürfe. Er lief auf ihn zu und rief seinen Namen: „Mario!“,

An Marios Stirn begann sich eine mächtige Beule zu entwickeln. „Sag bloß, es ist vorbei?“, stöhnte er gequält und hielt seinen schmerzenden Kopf. Kaden nickte. Er beugte sich zu ihm hinab und half ihm auf. Marios Blick fiel auf die Leiche des Dicken, dann wandte er sich ab.

Der Sturm hatte sich mittlerweile ganz gelegt, um dem weißen Schweigen des Schnees zu weichen. Hinter den Wolken schickte sich der Mond an, am Horizont zu verschwinden. Immer noch war es sehr kalt und Marios Atem wehte als weiße Wolke in den Winterhimmel.

Langsam stapften sie zum Ufer des Sees, setzten sich und starrten minutenlang schweigend über die gefrorene Ebene aus Eis und Schnee. Dann knurrte Mario: „Das soll's jetzt gewesen sein?“, Kaden zuckte mit den Schultern. „Welche Rolle spielt das Mario? Sieh mal, die Sonne kommt durch die Wolken. Wollen wir nicht nach Hause und herausfinden, wie es Deiner Familie geht? Wenn das Telefon wieder funktioniert, sollten wir jemanden hierher schicken. Irgendwann wird die Welt wieder ihren normalen Betrieb aufnehmen und dann findet sich vielleicht jemand, der hier ein bißchen für Ordnung sorgt.“

„Ja, vielleicht,“ antwortete Mario nicken und half Kaden auf. Gegenseitig klopfen sie sich den Schnee von der Kleidung, dann machten sie sich auf den Weg über den zugefrorenen See. „Keine Angst?“, fragte Mario auf die endlos sich vor ihnen hin streckende Eisfläche zeigend. Kaden schüttelte den Kopf: „Nein, jetzt nicht mehr, verstehst Du? Jetzt nicht mehr.“ Arm in Arm stapften sie über den See, über sich die immer höher steigende Sonne, die jetzt sogar bißchen Wärme verbreitete.

161

Epilog

Und drei sind Eins: ein Mensch, ein Ding, ein Traum.

Hugo von Hofmannsthal (1874-1929)

Die so schnell hereingebrochene Eiszeit verschwand wie sie gekommen war, um einem normalen Spätherbst mit nächtlichen Temperaturen um den Gefrierpunkt zu weichen. Es dauerte nicht lange und die Schneemassen waren geschmolzen, während die Menschen nach und nach aus ihren Verstecken krochen. Die Toten wurden geborgen, beerdigt und betrauert und alles ging so weiter, wie es immer gegangen war. Manche hatten Demut gelernt, manche hatte die Angst noch hochmütiger werden lassen. Alle aber lebten sie auf die eine oder andere Weise weiter.

So wie Kaden und Mario. Mario hatte seine Familie wieder und seine Kneipe, während Kaden in sein Haus am Waldrand zurückgekehrt war, um zu schreiben. Und alles war nach einer Weile so, als wenn es nie stattgefunden hätte. Natürlich wurden die Geschehnisse mit außergewöhnlichen klimatischen, nie dagewesenen Phänomenen erklärt, natürlich hatte man für alles eine Erklärung parat und natürlich war die Entdeckung des gesprengten Instituts ein nie dagewesener Skandal. Und irgendwie war es Pal-Gen tatsächlich gelungen, sich von allen Verdächtigungen reinzuwaschen. Und natürlich ging man bald zum Tagesgeschäft über.

So wie Mario, der (jetzt mit gefärbten Haaren) seine Gäste bediente und so wie Kaden der, wenn er nicht an seinen Geschichten saß, bei Mario sein Bier trank oder gelegentlich in die Stadt fuhr (jetzt jedoch ohne die gehetzte Unruhe und das unstillbare Bedürfnis nach sexuellen Kontakten). Seltsamerweise hielt ihr gemeinsames Abenteuer nur ein einziges Mal Einzug in ihre Gespräche.

Das geschah ein paar Wochen nach den Geschehnissen am See. „Sag mal,“ hatte Mario ihn angesprochen. „Mal drüber nachgedacht, über das Ganze einen Roman zu schreiben?“, Kaden nickte und sagte: „Hab‘ schon damit angefangen. Willst Du mal sehen?“, fragte er Mario und zog ein paar Manuskriptseiten aus seiner Jackentasche. „Klar!“, rief Mario, während seine Augen gierig glänzten. Er ging schnell zum Tresen zurück und kehrte, bewaffnet mit Bier und Schnaps für beide an den Tisch zurück. „Laß mal sehen, sag bloß, ich komm auch drin vor...“, Dann setzte er sich zu Kaden, wischte sich die Hände an der Schürze ab, nahm das erste Blatt zur Hand und las....

VON M. KADEN

TAG, SOHN DER NACHT

Oktober 2000 irgendwo in Mecklenburg-Vorpommern

Der Fuchs lag tot in der Ecke des Zimmers. Sein Körper wirkte unnatürlich verrenkt, als wäre er in der Mitte zerbrochen und achtlos weggeworfen worden.

Ende